Bibliothek

für die

reifere christliche Jugend.

Siebenundzwanzigster Band.

Juliana,

oder:

Die wunderbaren Führungen der Vorsehung.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1869.

S. 14.



Ausführ. Stich u. Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Juliana.

Juliana,

oder:

Die wunderbaren Führungen der Vorsehung.

Eine

Erzählung für die Jugend.

Aus dem Französischen.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1869.

Großes hat an mir gethan der Mächtige.

Vorrede.

Zur Vermehrung der Zahl der guten, unserer lieben Jugend wahrhaft nützlichen Bücher habe ich die Uebersetzung nachstehender Erzählung übernommen. Dieselbe lehrt Eltern und Kinder, wie der Same der Tugend, wenn er frühzeitig in das empfängliche Kinderherz niedergelegt wird, zu einer herrlichen Blume aufkeimt, und, wenn dem zarten Pflänzchen eine sorgfältige Pflege zu Theil wird, selbst Sturm und Ungewitter Trotz zu bieten und seine Schönheit nicht allein zu bewahren,

sondern auch zu vervollkommnen vermag. Möge die Erzählung ihren Zweck, das Herz ihrer Leser zu bilden und zu veredlen, bei recht Vielen erreichen!

Der Uebersetzer.

Erstes Kapitel.

Juliana als Kind und als Jungfrau. — Die Prüfung.

Juliana war das Kind einfacher Landleute. Das Haus, in welchem sie das Licht der Welt erblickte, trägt in seinem Aeußern ganz das Gepräge der Armuth, denn es ist eine kleine, mit Stroh gedeckte Hütte. Der Garten, in dem sie ihre ersten Schritte machte, ist ein kleines umzäuntes Feld zwischen der Landstraße und dem mit hohen Pappeln besetzten Bache, der sich anmuthig durch üppige Wiesen hinschlängelt. Das erste größere Gebäude, das sie sah, war die alte Kirche ihres Dorfes, deren gothischer Thurm hoch über die Bäume emporragte; hier und in der Hütte ihrer Eltern vor einem einfachen, von der Zeit schon geschwärzten Crucifixe, das die einzige Zierde der nackten Mauern ihrer Wohnstube bildete, hob sie zum ersten Male ihre kleinen Händchen zum Gebete empor.

Die ersten Gespräche, die Juliana hörte, waren die Unterhaltungen der Landleute, und zwar solche, die sich lediglich um Aussaat und Erndte drehten. Die Gespielen ihrer Kindheit waren Knaben und Mädchen

aus dem Dorfe, in dessen unmittelbarer Nähe das Pachtgütchen ihrer Eltern lag. Wie sie mit ihnen sich froh in kindlichen Spielen herumgetummelt hatte, so hörte sie auch, als sie in das Alter trat, wo der Verstand sich zu entwickeln beginnt, mit großer Aufmerksamkeit den älteren Leuten des Dorfes zu, wenn diese an den langen Winterabenden zu dem Vater kamen, um hier ein Stündchen zu verplaudern.

Wir finden also während der Zeit ihrer frühesten Jugend Nichts in der Umgebung Juliana's, das sie nach der gewöhnlichen Ansicht der Welt hätte glücklich machen können. Dennoch ist dieses Bauernmädchen, dessen Bestimmung es zu sein schien, in dem Dorfe, wo sie geboren war, auch aufzuwachsen und zu sterben, wie jedes andere Kind dieses Dorfes, jetzt gleichsam eine Königin geworden, und sie, die in ihrer Kindheit kaum ein anderes Wort hörte, als über den Ackerbau, fand in der Folge Gehör bei hohen Staatsmännern und selbst bei Königen.

Da hatte sie doch wohl mächtige Beschützer und Freunde, welche sie zu einer solchen Höhe erhoben? — Keineswegs! Für Leute geringen Standes gibt es keine mächtigen Fürsprecher, und um solche zu gewinnen, muß man schon eine hohe Stellung inne haben.

Wenn Jemand auf dem Gipfel des Glückes steht, dann bemüht sich alle Welt um seine Gunst und seinen Schutz, aber er betrachtet zuerst von allen Seiten die Hände, die sich zu ihm emporheben, und ergreift nur die weißeste und zarteste. Eine Hand, die durch Arbeit und Elend hart und schwielig ist, wird leider nur zu oft zurückgestoßen. Der Schutz also, der den vom Glücke Begünstigten zu Theil wird, hat unserm armen

Dorfkinde Nichts genützt, und wenn heute so viele Länder ihren Namen kennen, so viele Unglückliche sie segnen, so viele Große der Erde sie achten und ehren, so hat außer ihr selbst kein Mensch Etwas dazu beigetragen.

Die erste Beschäftigung, die Julchen von ihren Eltern aufgetragen wurde, war, die Schafe ihres Vaters zu hüten. Sie hatte noch nicht volle neun Jahre erreicht, als ihr die Hut der kleinen Heerde übertragen wurde. Wenn sie mit ihrer Heerde auszog, gab ihr die Mutter ein Körbchen mit Brod und Obst mit, womit sie sich den ganzen Tag hindurch begnügte, denn am Mittage konnte sie selten nach Hause gehen, nur dann, wenn sie mit ihrer Heerde gerade in der nächsten Umgebung des Dorfes weilte.

Im Sommer trug Julchen auf ihrem blonden Köpfchen einen großen Strohhut, und im Winter, wenn der eisige Nordwind Flur und Au erstarrte, hüllte die Mutter sie sorgsam in einen warmen Mantel von grobem Wollenzeug und gab ihr einen großen steinernen Topf mit, der mit glühenden Kohlen gefüllt war. Diese, eigens zu diesem Zwecke geformten Töpfe nennt man in vielen Gegenden Frankreichs Marmotten.

Froh und überglücklich trieb die kleine Juliana immer ihre Heerde weg, wenn die Mutter sie zärtlich umarmte und sagte: „Geh', mein Herzchen; gib wohl Acht auf die Schafe, und wie Du die Schafe, so möge der liebe Gott auch Dich behüten."

Es ist nicht allein die Schule, es sind nicht allein die Unterweisungen, welche den menschlichen Geist für das Gute und Schöne öffnen, und ihn mit Weisheit erfüllen, die den Ideenkreis erweitern und seine Phan-

tasie veredlen. Der den Menschen in's Dasein rief, wußte voraus, daß es unter den Kindern Adam's viele geben werde, die nur geboren zu werden brauchen, um sich schon auf dem Wege des Glückes zu befinden. Er hat auch Sorge getragen, daß das Kind, dessen Vater nicht so viel besitzt, den Unterricht in der Schule zu bezahlen, auf andere Weise unterrichtet werde, als unter der Zuchtruthe des Lehrers. Wir wissen nicht, wer diesen Unterricht ertheilt, wir wissen nicht, wie er ertheilt wird, aber wir wissen, daß es einen solchen gibt, und daß die Heldin unserer Erzählung einen solchen empfing.

Schon in ihrer frühesten Kindheit zeigte Julchen Geistesgaben, die ohne Mühe sammelten, die erndteten, wo sie nicht gesäet hatten, die aus dem, was die Natur und das Leben ihnen boten, sich selbst Bildung und Kenntnisse verschafften.

Es gibt Leute, die so wenig Scharfsinn und Beobachtungsgabe haben, daß Tag auf Tag vergeht, ohne daß sie sich sagen können: „Ich habe wieder etwas Neues gelernt.“ Sie sehen die Sonne auf- und untergehen, aber weder die Herrlichkeit der aufgehenden, noch die Pracht und der Glanz der untergehenden Sonne bewegen ihr kaltes Herz. Während diese Königin der Gestirne wie ein gewaltiger Riese am Himmelsgewölbe emporsteigt, oder in Gold und Purpur gekleidet hinter die Berge hinabsinkt, liegen jene für höhere Gefühle unempfänglichen Menschen entweder ihren Geschäften ob, oder geben sich dem Vergnügen hin. Wollte man ihnen von den herrlichen Wirkungen, die der Wechsel von Tag und Nacht in den Feldern, Wiesen, Wäldern und Gewässern hervorbringt, erzählen,

sie könnten es nicht verstehen. Die zwölf Stunden des Tages scheinen ihnen ganz gleich zu sein, und sie lassen dieselben vorübergehen, ohne ihnen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, indem sie die Schönheiten der Natur Malern, Dichtern und Träumern zur Betrachtung überlassen.

Arme Leute! Sie sehen uns mitleidig an, und wir vergelten ihnen mit Gleichem! Ganz von ihren materiellen Interessen in Anspruch genommen, beobachten und lieben sie die Natur nur in sofern, als sie ihnen Nutzen bringt. Der majestätischen Eiche gönnen sie nur einen Blick, messen sie nur mit dem Auge, um abzuschätzen, was sie wohl werth sei, wenn die Axt des Holzhauers sie, die Königin des Waldes, zur Erde niederstrecken werde.

Wenn über den buntdurchwirkten Teppich der Wiesen ein leichter Frühlingswind die zarten Blümchen liebkosend hinsäuselt, so denken sie an Nichts, als an das Heu, das die Wiese ihnen für Pferde und Rinder liefern werde.

Ihrem Stumpfsinne darf man nicht die Schönheit einer Landschaft rühmen; aber man spreche mit ihnen von dem Werthe des Landes, das sich vor ihren Füßen ausbreitet, und ihr Auge wird vor Lust und Freude glänzen.

Juliana faßte die Bedeutung der Natur nicht in diesem Sinne auf. Die Liebe, in der ihr Herz zu Gott erglühte, lehrte sie schon in ihrer frühesten Kindheit auch die Werke des Schöpfers lieben und betrachten. Sie kannte den Namen der Pflanze, die sich beim ersten Strahle des Frührothes öffnet; sie beobachtete die Blumen, welche sich erst gegen Mittag öffnen, sie

wußte, daß die Winde, die sich an Bäumen und Sträuchern hinaufrankt, ihren Kelch vor den brennenden Sonnenstrahlen schließt und ihn erst am Abende wieder öffnet, um den Thau der Nacht in sich aufzunehmen. Sie kannte die Kräuter, welche ihre Schafe am liebsten fraßen, und diejenigen, welche man den jungen Lämmchen gibt, wenn sie von der Mutter entwöhnt werden. An den alten Stämmen mächtiger Eichen suchte sie das graue Moos, womit man bei Verwundungen das Blut stillt.

Traurigkeit fand nie Eingang in dem Herzen unserer Juliana, aber dennoch versank sie häufig in tiefes Nachdenken, wenn die Glocke der Pfarrkirche am Abende zum Angelus läutete. — Es lag also in dem ganzen Wesen dieses einfachen Landmädchens etwas Außerordentliches, das die Bewohner eines einsamen Pachthofes nicht zu entdecken, noch weniger aber auszubilden vermochten. Sie hätten das junge Mädchen ebenso unbemerkt aufwachsen lassen, als sie an den reizenden Blumen am Rande des Weges vorbeigingen, die sie keines Blickes würdigten, wenn sich nicht die Vorsehung seiner angenommen hätte.

Wie die Lilie im Thale die Thauperle, die sie in ihren weißen Kelch aufgenommen hat, nicht verliert, weil Wind und Sturm ihr in der Tiefe des Thales Nichts anhaben können, so bewahrte Julchen in ihrem Herzen die Liebe zu Gott, die ihre Mutter sie gelehrt hatte. In den langen Stunden, die sie bei ihrer Heerde auf dem Felde zubringen mußte, war es ihre größte Freude, den schönen blauen Himmel, die grünenden Bäume zu betrachten, dem klaren und reinen

Wasser des Bächleins zuzusehen, das so ruhig dahinfloß, oder fromme Lieder zu singen.

An einem schönen Maitage saß sie an einem weißen Hagedornzaune, der eben in voller Blüthe stand, und ahmte, erfreut über die schöne Sonne, die ihr goldenes Licht in vollem Glanze über die ganze Natur ergoß, den Gesang der Blutfinken, der Stieglitze, der Rothkehlchen und der Buchfinken nach, die ihre Nester in dem duftenden Zaune, neben dem sie saß, gebaut hatten.

In diesem Augenblicke kam der ehrwürdige Priester ihres Dorfes aus einem Hohlwege in der Nähe Juliana's hervor. Sie sah ihn nicht; er jedoch, ein wenig ermüdet von dem Gange, den er durch seine ausgedehnte Pfarrei gemacht hatte, setzte sich in der Nähe auf die steinernen Stufen eines Kreuzes nieder, das dort, wo die Wege sich kreuzten, errichtet war, und betrachtete ganz erstaunt das junge Mädchen, das seinen Hut in der Hand haltend und mit gegen Himmel gerichtetem Blicke ihre sanfte Stimme in den Gesang der Vögel mischte, die, von dem Klange ihrer Stimme angezogen, sich um sie gesammelt zu haben schienen.

Lange saß der Greis dort, das schöne Schauspiel betrachtend; endlich rief er Juliana. Seine Stimme erweckte sie aus einer Art Verzückung, in die sie versunken war. Sie erkannte den Priester Gottes und eilte auf ihn zu.

„Mein Kind, Du singst ja zu jeder Stunde, und Du singst auch wunderschön," sagte der Pfarrer, indem er Juliana's Haar streichelte.

„Herr Pastor, es war das Lied: ‚Gegrüßest seist Du Königin,' das meine Mutter mich gelehrt hat."

„So! Das ist brav von Dir, mein Kind, daß Du Dich häufig der Lehren erinnerst, welche Deine Eltern Dir geben. Aber sage mir einmal, ist es Dir nicht langweilig, so ganz allein hier zu sein?"

„Langweilig? Im Geringsten nicht; aber ich fürchte mich doch zuweilen. Vorgestern zum Beispiel rollte der Donner in fürchterlicher Weise, große rothe Blitze zerrissen wie feurige Schlangen den schwarzen Himmel. Ich wagte nicht, mich unter jene alte Eiche zu stellen, weil der Vater mir das verboten hat. Da setzte ich mich mitten unter meine Heerde, gerade zu den kleinsten Lämmchen, die sich ebenso fürchteten wie ich. Sie blökten ganz erbärmlich und ich machte bei jedem Blitze das heilige Kreuzzeichen und sagte ganz leise: „Mein Gott! habe doch Mitleid mit uns!"

„Ja, mein Kind, es ist gut, sein Vertrauen auf den lieben Gott zu setzen. Die Stürme sind häufig die Stimme des Herrn, und diese mächtige Stimme erschallt, um die Menschen zu erinnern, daß Derjenige, der sie geschaffen hat, in seiner gewaltigen Hand auch die Mittel hat, die Erde zu züchtigen, wenn sie ihn vergißt. . . . Während Du zitternd unter Deinen Schafen saßest, gab es auch in den Aesten der großen Bäume, welche die Gewalt des Sturmes zur Erde beugte, eine Menge kleiner Vögel, die der Aufruhr der Elemente in Schrecken setzte. Aber der liebe Gott wachte über sie, wie er über Dich gewacht hat, und heute singen sie wieder fröhlich unter ihrem Laubdach, wie Du unter den weißen Blüthen des Hagedorns. — Komme morgen einmal zu mir, Julchen; weil Du ein braves Mädchen und eine brave Christin bist, will ich Dir eine schöne Medaille geben, welche Könige und

Königinnen, Soldaten und Seeleute in den Gefahren des Krieges und der See tragen. — Diese Medaille, mein Kind, auf der das Bildniß der unbefleckten Jungfrau ausgeprägt ist, wird Dich in vielen Gefahren beschützen und bewahren."

Es war Mittag, und vom Dorfe her läutete die Glocke zum „Engel des Herrn". Der Pfarrer kehrte in's Pfarrhaus zurück, und auch Julchen ging nach Hause.

Als der heilige Germanus von Auxerre und sein Freund, der heilige Lupus, zur Ausbreitung des Evangeliums Gallien bereisten, trafen sie in der Gegend von Nanterre eine junge Bäuerin, die, am Rande eines Brunnens sitzend, eine große Heerde Schafe hütete und unter frommen Gesängen emsig ihr Spinnrad drehte. Die beiden heiligen Reisenden ließen sich in eine Unterhaltung mit ihr ein und fanden in ihren Worten so großen Glauben, so große Liebe, so viel Vernunft und Frömmigkeit, daß sie sogleich die hohe Bestimmung des jungen Mädchens erkannten. Der heilige Germanus gab ihr eine gesegnete Medaille mit den Worten: „Bewahre diese Medaille wohl, meine Tochter, sie wird Dich immer daran erinnern, daß Du eine Dienerin Jesu Christi bist."

Als der Pfarrer von Saules jenes Muttergottes-Liedchen aus dem Munde Juliana's hörte, die mitten unter den Vögeln und Blumen ihre Schafe hütete, fiel ihm sogleich das Bauernmädchen von Nanterre ein, das mit seinem Hirtenstabe die Millionen tapferer

Krieger, die Attila, die gefürchtete Gottesgeißel, wie er sich selbst nannte, gegen Paris führte, in die Flucht schlug. Und wirklich, wenn der Geistliche Juliana mit jener Jungfrau verglich, so hatte er nicht ganz Unrecht. Juliana hat zwar, das läßt sich nicht läugnen, jenen Grad des Ruhmes nicht erreicht, den die Hirtin von Nanterre besitzt, aber sie stieg doch weit über die Stellung hinaus, zu der sie geboren zu sein schien, stieg weit über viele Frauen empor, die von Jugend auf nur von Größe, Berühmtheit und Ruhm träumten.

Es gibt Menschen, welche die Einsamkeit zu Grunde richtet und tödtet, es gibt andere, welche sie groß und erhaben macht. Für Jene trägt sie gleichsam eine Keule, mit der sie sie zu Boden schlägt, für Diese hat sie Schwingen, womit sie hinauf zum Himmel fliegen.

Der Gedanke an vollständige Einsamkeit hat für viele Menschen große Anziehungskraft; er hat die Wüste von Theben bevölkert, und es waren keine gewöhnlichen Männer, welche den Tumult der Städte verließen, um unter einem Palmbaume oder in Felsenklüften in der Wüste zu leben, zu beten und zu betrachten.

Die heilige Theresia war nicht älter als unsere Juliana, als sie Vater und Mutter verließ, um sich dem heiligen und gottbegeisterten Leben der Einsiedler und Klausner zu widmen. —

Seit der Pfarrer von Saules an jenem Maitage mit Juliana gesprochen hatte, drängte sich ihm immer mehr die Ueberzeugung auf, daß dieses kleine Mädchen kein gewöhnliches Kind sei, und daß ihm eine große Zukunft bevorstehe. Er erkannte staunend das mächtige Wirken der Gnade in dem Kinde, und war ganz entzückt über die Anmuth und die Verständigkeit seiner

Worte. — Eines Tages erschien er daher auf dem Hofe und bat Juliana's Eltern, sie zu ihm in's Pfarrhaus zu schicken; seine Schwester werde sie im Lesen wie auch in den übrigen weiblichen Arbeiten unterrichten, und er werde sich mit ihrer religiösen Erziehung beschäftigen.

Man kann sich leicht denken, mit welcher Freude dieser Vorschlag von Seiten der guten Eltern angenommen wurde; man kann sich auch leicht vorstellen, mit welchem innern Glücke Julchen sich jeden Tag zum Unterrichte in's Pfarrhaus begab, und welchen Nutzen sie aus Allem zu ziehen wußte. — Doch, es reiche hin, darüber nur so viel zu sagen, daß, bevor Julchen noch zwölf Jahre alt war, ein Kranz von weißen Rosen mit einem Schleier ihre schöne Stirne zierte, und daß sie mit vielen ihrer Gespielinnen zum ersten Male die heilige Communion empfing.

Es gibt Blumen, die ihren Kelch ein wenig öffnen und ihre Wohlgerüche ausduften, sobald ein Strahl der Morgensonne sich in dem Thautropfen auf ihren Blättern spiegelt; ebenso gibt es auch seltene und besonders begabte Kinder, deren Geist sich bei den ersten Worten, die der Herr selbst zu ihrem Herzen spricht, öffnet und erhebt.

Es war in der Octave des Frohnleichnams-Festes, als Julchen mit der Schönheit und Reinheit eines Engels zum ersten Male am Tische des Herrn kniete. Der Weg, auf dem die Procession nach der Kirche zog, war mit Mohnblumen, mit blauen Kornblumen, Maaßliebchen, Veilchen und Rosen bestreut. Es war also die schönste Jahreszeit und darum die geeignetste, den Gott der Unschuld und Reinheit in die Herzen der Kinder niederzulegen. Denn zu dieser Zeit offenbart

der liebe Gott ganz besonders seine Güte gegen die ganze Schöpfung, und von der neugezierten und duftenden Erde steigt eine Hymne des Dankes und der Anbetung zu ihm auf.

Um diese Zeit erhob sich plötzlich in einer Nacht, während der Himmel mit Sternen ganz übersäet war, ein heftiger Sturm. Die Weiden, Pappeln und Erlen, die das Dörfchen gleichsam wie ein Wald umgaben, beugten sich fast zur Erde vor der Gewalt des Sturmes. Trotz dieses Tobens und Wüthens der Elemente, das so plötzlich das tiefe Schweigen der Nacht unterbrochen hatte, schliefen die Bewohner des Dorfes, ermüdet von den Beschwerden des Tages, auf ihrem harten Lager ruhig fort. Denjenigen, welche ihr tägliches Brod im Schweiße ihres Angesichtes der Erde abgewinnen müssen, sind schlaflose Nächte eine Seltenheit; Schlaflosigkeit ist eine Tochter des Müßigganges oder eines schlechten Gewissens.

Plötzlich jedoch erscholl der Ruf: „Feuer! Feuer!“ durch das Dorf und erweckte auch die Eltern Juliana's. Auch sie hatte den Alarmruf gehört, und im Nu war sie mit ihren Eltern auf der Brandstätte.

In den Städten hat man häufig Gelegenheit, bei einem ausgebrochenen Brande den Muth und die Schnelligkeit der Löschmannschaften zu bewundern; auf dem Lande ist dies nicht weniger der Fall. Hier vorzüglich sind die Pfarrer die Ersten auf der Brandstätte. Hier sind keine kostspieligen Hausgeräthe zu retten, keine werthvollen Gemälde, keine theuern Kunstwerke; aber die Erndte muß gesichert werden; in den Scheunen sind Tausende von Fruchtgarben aufgespeichert, auf den Speichern ist das Getreide aufbewahrt, das

die Familie ein ganzes Jahr ernähren soll. Deshalb legt Jedermann Hand an, und er thut dies mit größter Bereitwilligkeit.

So war auch in dieser Schreckensnacht die ganze Bevölkerung von Saules in Thätigkeit; die Feuerglocke, an und für sich schon so schrecklich, besonders in finsterer Nacht, ertönte mit verdoppelten Schlägen; Niemand hat ihre Stimme überhört.

Nur eine taube, alte Frau, die wegen ihrer Schwäche das Bett kaum verlassen kann, scheint von dem Lärme Nichts gehört zu haben, und doch lecken schon begierig die Flammen an ihrer alten Hütte. In der schrecklichen Verwirrung denkt Niemand an die arme Alte, Jedermann hat genug für sich zu sorgen... Aber wenn auch Alle sie vergessen haben, Juliana erinnert sich ihrer, und siehe! dort läuft das gute Kind schon auf die Hütte der Mutter Gertrud zu. Das Haus steht in vollen Flammen. Juliana versucht es, die Thüre einzustoßen, aber ihre Kräfte reichen nicht aus. Schnell ruft sie einen Bauer herbei und bittet ihn, die Alte zu retten. Vergebens jedoch vereinigen beide ihre Bitten, Gertrud wollte ihr Lager nicht verlassen, um sich mit ihnen zu retten. Jetzt stürzt das Dach ein, und ein Theil des brennenden Gebälkes schlägt durch die Decke in das Zimmer der Kranken, Gertrud zögert noch immer. Rasch entschlossen ergreift der rüstige Landmann sie und eilt mit seiner Last dem Pfarrhause zu, dem gemeinsamen Zufluchtsorte Aller, die in dieser Nacht obdachlos wurden. Juliana will ihm folgen, aber ein herniederstürzender Balken trifft sie so heftig an den Kopf, daß sie bewußtlos niedersinkt; schon brennt ihr Hauptthaar, sie wird unrettbar

das Opfer ihrer Liebe, wenn nicht schleunige Hülfe kommt! Und sie kommt ... Der Pfarrer denkt zunächst an die Aermsten und Unglücklichsten, wozu auch die alte Gertrud gehört, er denkt an diese wie ein Vater an das Kind, das er zumeist liebt; eben kommt er in der Hütte an, er findet die alte Frau nicht mehr. Zu seinem größten Schrecken jedoch sieht er Juliana, die er den Schutzengel seiner Pfarrei zu nennen pflegt, ohne Bewußtsein neben dem Strohlager der Kranken auf dem Boden liegen. Wie der gute Hirt im Evangelium lud er dieses weiße Lämmchen auf seine Schultern und trägt es, Gott für die Rettung desselben dankend, zu seiner Schwester, der Mutter aller Armen des Dorfes.

Trotz der vereinigten Anstrengungen der Bewohner von Saules und der benachbarten Ortschaften wurden mehrere Häuser durch den Brand vollständig zerstört, da ein scharfer Nordwind die Flammen immer wieder anfachte.

Sobald der Pfarrer Juliana den sorgsamen Händen seiner Schwester übergeben hatte, eilte er zu ihren Eltern und benachrichtigte sie von dem Unglücke. Er theilte ihnen mit, daß er das Glück gehabt, Juliana zu retten, zugleich aber auch, daß das arme Kind schwere Brandwunden habe und viel leide...

Ach! die Wunden, die das Feuer Juliana geschlagen, waren leider nur zu schwer; — ihre Augen waren verbrannt — Juliana war blind! — Wenn sie ihre Eltern ihretwegen weinen und jammern hörte, dann sagte sie wohl mit ebenso zarter und lieblicher Stimme, als sie auf dem Felde ihr Liedchen gesungen hatte:

„Seid doch nicht so traurig, liebe Eltern; Euer Kummer verursacht mir mehr Schmerz, als das Feuer es vermochte. . . . O, glaubet ja nicht, daß ich blind bleibe; der liebe Gott weiß, wie glücklich ich bin, wenn ich die Werke seiner Hände bewundern kann. Und eines Nachts neigte sich mein guter Schutzengel über mich und flüsterte mir zu: ‚Juliana, preise den Herrn, dessen Dienerin Du bist, denn er wird Dir große Dinge zeigen.‘“ —

Seit jener Unglücksnacht sind mehr als drei Monate verflossen. In den Gärten blühen die duftenden Rosen, die Astern haben ihre Blüthen entfaltet, und schon ragen einige Dahlien über die Gartenmauer hinaus. In Feld und Wald färbte sich schon das Laub der Bäume, denn der Herbst ist angebrochen. — Während der ganzen Zeit hatte der Arzt des nahen Kreisstädtchens die arme Juliana sehr häufig besucht und sich viele Mühe mit ihr gegeben, aber all seinen Anstrengungen gelang es nicht, ihr das Augenlicht wiederzugeben. . . . Ihre mit langen, schwarzen Wimpern versehenen Augenlieder blieben immer verschlossen und ließen weder das Azurblau ihres Augensternes, noch den sanften Ausdruck ihres Blickes durchschimmern; jetzt lagerte sich die ganze Anmuth ihrer Physiognomie auf ihren Lippen.

Die Schwester des Pfarrers hatte es sich als eine Gunst von Juliana's Eltern auserbeten, die Blinde im Pfarrhause behalten zu dürfen, damit sie ihr desto besser ihre ganze Sorgfalt zuwenden könnte, und man kann sich leicht denken, wie gerne dies zugestanden wurde, da Juliana hier eine bessere Pflege genoß, als selbst im elterlichen Hause, und da sie ihren

Eltern hier, in der Nähe des guten Pfarrers, unmittelbar unter dem Schutze Gottes zu stehen schien.

Fast jeden Abend, wenn die Dienstboten und Tagelöhner auf dem Hofe ihr Abendessen beendigt hatten, kam Juliana's Mutter in's Pfarrhaus, um ein Stündchen in der Gesellschaft ihrer Tochter zuzubringen. Häufig sagte diese dann zu ihr:

„Sieh doch, gute Mutter, mit welcher Sorgfalt ich hier behandelt werde; sieh, wie Fräulein Margaretha mich verwöhnt und mit Güte ganz überhäuft. Aber trotz dieses schönen Zimmers, trotz all der schönen und guten Sachen, die man mir zum Essen vorsetzt, trotz der Ruhe, die man mir durch allerlei Annehmlichkeiten zu würzen sucht, sehne ich mich immerfort nach dem Leben in unserer Hütte. Und weißt Du auch, liebe Mutter, was ich von meinem früheren Leben als Bäuerin am meisten vermisse? — Es ist die Stunde, wo Du mir Morgens Deinen Segen gabst und zu mir sagtest: ‚Geh' mit Gott, Julchen, er sei mit Dir.' Und wirklich, liebe Mutter, der liebe Gott war immer bei mir, wenn ich die Schafe hütete. Denn dann erinnerte ich mich des Liedes, das ich so oft mit Dir zusammen gesungen habe, des Liedes, in welchem der heilige König David in seiner überschwänglichen Liebe zu Gott die ganze Schöpfung, Sonne, Mond, Sterne, Meere, Ströme, Quellen und Stürme auffordert, mit ihm den ewigen Schöpfer zu loben und zu preisen. Wenn ich daran dachte, sagte auch ich zu Allem, was mich umgab: „Lobet mit mir den guten Gott!" — Jetzt aber kann ich das schöne goldene Licht der Sonne nicht mehr sehen; jetzt weiß ich nicht mehr, ob der Himmel schön blau, oder ob er mit düsterm grauem

Gewölke bedeckt ist; jetzt, da Alles um mich her in finstere Nacht gehüllt ist, bleibt mir nur noch die Hoffnung, wie ein Sonnenstrahl. Sei also nicht traurig, liebe Mutter. Tobias war blind, und das Gesicht wurde ihm zurückgegeben, und der Gott des Tobias ist noch immer im Himmel, er hat seine Engel, die Betrübten zu führen und zu trösten."

Diese Worte, in denen sich so ganz Juliana's Hoffnung und Ergebung aussprach, flossen wie lindernder Balsam von den Lippen der Blinden in das verwundete Herz der Mutter, und wenn diese von einem solchen Besuche nach Hause zurückkehrte, flößte sie auch dem Herzen ihres Mannes die Hoffnung ein, mit der Juliana ihr eignes Herz erfüllt hatte.

Zweites Kapitel.

Die Fremden. — Das Schloß. — Das Pfarrhaus. — Die beiden jungen Freundinnen.

Als in der großen Revolution so viele französische Priester in's Ausland flüchten mußten, hatte der Pfarrer von Saules sich nach Deutschland begeben und im Großherzogthum Baden die Zeit der Rückkehr abgewartet. Hier hatte er sich vorzüglich mit dem Studium der Musik befaßt und häufig den Wunsch geäußert, daß die Kirchen Frankreichs doch einen eben so schönen und harmonischen Gesang besitzen möchten, wie den, welchen er in dem Lande seiner Verbannung oft zu hören Gelegenheit hatte.

Während dieser Zeit der Prüfung und unfreiwilligen Fernseins von dem heimathlichen Boden hatte Abbé Hardouin oft zu sich selber gesagt: „Wenn der Gott des heiligen Ludwig und des heiligen Vincenz von Paula uns je wieder nach Frankreich zurückführt, dann muß ich eine Orgel in meiner Kirche haben, und ich werde meine jungen Pfarrkinder die Psalmen David's und die kirchlichen Hymnen im Chore singen lehren."

Seine Wünsche haben sich nun nach seiner Rückkehr in die Heimath verwirklicht. In der kleinen gothischen Kirche des Dörfchens Saules wurden die Tagzeiten mit einer Harmonie gesungen, die in Frankreich nicht leicht wieder gefunden werden könnte, und um die prachtvolle Kathedralen die kleine Dorfkirche hätten beneiden können.

Juliana hatte es während ihres Aufenthaltes im Pfarrhause nach wenigen Monaten ihrer Blindheit so weit gebracht, daß sie, wie die Blinden zu sagen pflegen, ihre Augen in den Fingern hatte. Sie konnte ohne Führer frei umhergehen, und so sehen wir sie ganz allein von ihrem Zimmer herabsteigen; sie geht durch den Garten und öffnet eine Thüre, die auf den Gottesacker führt. Hier eilt sie auf dem schmalen Pfade zwischen den Gräbern hindurch zu der Kirche, zu welcher sie den Schlüssel bei sich trägt. Einen Augenblick kniet sie nieder zum Gebete; im Geiste ihres glühenden Glaubens sieht sie ihren Gott, die Engel und Heiligen in der Glorie des Himmels. Dann steigt sie auf die Orgel. Da sie Nichts von dem, was der gute Pfarrer sie in wenigen Stunden gelehrt hatte, verloren hat, gleiten ihre Finger und ihre Phantasie rasch über die Tasten hin. Aus der Phantasie spielt sie die herrlichsten Akkorde, voll von Anmuth und Gefühl. Geleitet von ihrer von Liebe glühenden und erhabenen Seele, hatte sie bald ein reiches Talent entwickelt, ein Talent, das häufig in Erstaunen setzte, immer erbaute.

Gott gibt Denen, welchen er das Augenlicht genommen hat, gewöhnlich andere Güter, die ihnen jenen Schaden ersetzen. Man betrachte nur die Blinden;

ihr Antlitz ist fast immer heiter, und keine Traurigkeit legt ihre Stirn in Falten.

So fand auch Juliana in der Musik reichlichen Ersatz für die Reize, die das Hirtenleben ihr geboten. Was sie früher gesehen, wenn sie ihre Schafe hütete, die vom Sturme fortgetragenen Wolken, über das Blau des Himmels hinfliehend wie große Schiffe über den Spiegel des Meeres, die in dem hellen Wasser des Baches funkelnden Sonnenstrahlen, die Bachweiden, Erlen und Pappeln, die anmuthig ihr Haupt vor dem Hauche des Morgenwindes beugten und es dann wieder stolz emporhoben, alle diese Dinge, die sie damals in tiefe Träumereien versenkten, glaubte sie wieder zu sehen, wenn sie ihrer Phantasie auf der Orgel freien Lauf lassen konnte. Bald rief das Spiel ihr heitere und wonnige Scenen aus den Tagen, die sie auf der Wiese zugebracht hatte, in's Gedächtniß zurück, bald auch das Andenken an schlimme Tage und Stürme. Eine solche aus dem Gefühle entsprungene Musik spricht häufig den Menschen mehr an, als jene, die das Resultat endloser Bemühungen und Studien ist, sie entströmt dem Herzen und dringt zum Herzen. In ihr findet man tausend Anklänge an die Natur. Bald ähnelt sie dem Bache, der sanft über die Kieselsteine seines Bettes hinmurmelt, bald dem mächtigen Strome, der brausend seine schäumenden Wogen dahinwälzt; bald glaubt man den Löwen zu hören, der seine mächtige Stimme in der Wüste erhebt und nach Beute brüllt, bald die kleine Nachtigall, die dem Monde und dem Schweigen der Nacht ihren lieblichen Gesang vorträgt. —

In dem Dorfe Saules hörte man wenig von

Neuigkeiten. Trotz des alten Sprüchwortes: „Ein Tag folgt dem andern, und keiner ist dem andern gleich," unterschieden sich hier doch die Tage in Nichts von einander. Soll man sich etwa über diese Eintönigkeit beklagen und bedauern, daß hier Nichts vorfällt, das überrascht, in Staunen setzt und Stoff zur Unterhaltung bietet? Wahrlich nein! In dem, was man gewöhnlich das Drama des Lebens zu nennen pflegt, gibt es mehr Trauriges als Freudiges, mehr Thränen als Lächeln, mehr Unglück als Glück, und wir wünschen dem Geburtsorte unserer Juliana von Herzen Glück, daß er in die Annalen Frankreichs noch kein großartiges Ereigniß als historische Berühmtheit einzutragen hat. Der Ruhm kommt uns oft theuer zu stehen! Und ein geistreicher Mann hat ein wahres Wort gesprochen, wenn er sagt: „Glücklich das Volk, dessen Geschichte langweilt!"

Seit jenem Brande, der einen für Juliana so traurigen Ausgang genommen hatte, war in Saules Nichts mehr von Bedeutung vorgefallen. Eines Tages jedoch gerieth das Dorf in neue Bewegung. Aber dieses Mal war es nichts Trauriges, das die Bewegung hervorrief, es war einfach das Rasseln mehrerer Postwagen, der Peitschenknall der Postillone, das Stampfen der Pferde auf dem harten Wege, das die neugierigen Bewohner von Saules an ihre Thüren lockte.

Die drei Wagen waren angefüllt mit reichgekleideten Reisenden, oben bepackt mit großen Koffern und Kisten. Auf den Vorder- und Hintersitzen saßen robuste Lakaien, feine Kammerdiener und Kammerfrauen.

Der Staub bedeckte Wagen, Pferde und Diener, ja er war bis in's Innere der Wagen eingedrungen und hatte auch deren Insassen gänzlich bedeckt. Auf den Schlägen schimmerten durch den Staub glänzende Wappen hindurch mit den Abzeichen eines englischen Pair. Der ganze Zug hielt an dem Gasthause zum grünen Kreuze, ein Kammerdiener stieg von dem Sitze des ersten Wagens herab und fragte nach dem Wege zum Schlosse Landais und zugleich, wie weit es noch vom Dorfe entfernt sei.

„Sie haben nicht mehr weiter als eine halbe Meile bis zum Schlosse," erwiederte der Wirth, und der Kammerdiener kehrte sogleich zum Wagen zurück und berichtete seiner Herrschaft, was er gehört.

Sogleich stieg ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, in einen Reisemantel von Sommerzeug gehüllt, mit weiten Beinkleidern, grauen Schuhen und Kamaschen von derselben Farbe bekleidet, aus dem Wagen und sagte zu den Reisenden in den andern Wagen, sie sollten voraus nach dem Schlosse Landais fahren, bis zu welchem sie nur mehr eine halbe Meile hätten.

Die Postillone, die von den Pferden abgestiegen waren, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, stiegen sogleich wieder auf und knallten lustig mit den Peitschen, wie sie zu thun pflegen, wenn sie ein gutes Trinkgeld erhalten, um anzuzeigen, daß sie die Ehre hätten, vornehme Personen zu fahren.

Der Herr, der das Haupt der Familie zu sein schien und ein Reisebuch in der Hand hatte, fragte den Wirth, ob es keine Merkwürdigkeiten in der Nähe gebe, welche die Mühe eines Besuches verlohnten.

„Wenn Sie Merkwürdigkeiten suchen, mein Herr," antwortete der Wirth, „so werden Sie dergleichen bei uns nicht finden. Indessen kommen zuweilen Reisende hierher, denen unsere kleine Kirche sehr wohl gefällt. Ich für meinen Theil finde nichts Besonderes daran, es ist eine alte Kirche, die gar nicht schön ist."

Der vornehme Engländer, solche nämlich waren die Reisenden, gab einem Diener, der auf dem Hintersitze seinen Platz hatte, ein Zeichen, herabzusteigen und die Wagenthüre zu öffnen. Der Befehl wurde flink vollzogen, und der Herr hob eine Dame von ungefähr fünfzig Jahren aus dem Wagen. Trotz ihres Alters konnte man sie noch schön nennen, besonders was ihren Wuchs anbetraf. Sie trug spanische Stiefelchen von grünem Zeuge, einen grünen Regenmantel, und ein Schleier von derselben Farbe bedeckte ihr Antlitz, ohne es jedoch ganz zu verbergen und ohne den edlen Ausdruck ihrer Züge, die außerordentliche Weiße ihrer Haut und die Runzeln, die das Alter auf ihrer Stirne zu bilden begann, ganz zu verhüllen.

Kaum hatte ihr niedlicher Fuß die Erde berührt, so wandte sie sich wieder nach dem Innern des Wagens zurück und hob gemeinschaftlich mit dem Herrn, unter dem wir das Haupt dieser reisenden Familie vermutheten, ein Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren heraus, das ganz in Weiß gekleidet war, wie die kranken Kinder, die man der allerseligsten Jungfrau aufopfert.

In dem zärtlichen Benehmen jenes Herrn und der Dame lag Etwas, das auf den ersten Blick in ihnen Vater und Mutter des kranken Mädchens erkennen ließ. Mit einem wehmüthigen Lächeln dankte

die Kranke ihren Eltern, die sie wegen ihrer großen Schwäche fast tragen mußteu.

„O, wie erquickend ist diese Frische!“ sagte das junge Mädchen, indem sie ihren Reisehut abnahm und ihr schönes blondes Haar lockerte. „Die kühle Abendluft ist so wohlthuend für mich, wie Deine Liebkosungen, liebe Mutter.“

Dann wandte sie sich an ihren Vater mit der Frage:

„Es gibt also hier Etwas zu sehen, da wir hier verweilen?“

„Eine alte Kirche, mein Kind. Ich weiß, daß Du gerne solche Kirchen besuchst, deshalb habe ich hier anhalten lassen, während Deine Brüder und Deine Tante schon nach Landais gefahren sind, um einige Zimmer für uns herzurichten.“

„Ich danke Dir, lieber Vater. Ja, Du hast Recht, ich sehe gern alte Kirchen, besonders bei Sonnenuntergang. Und dieser Abend ist so ausnehmend schön!“

„Wenn Du die Kirche und die Landschaft noch in Augenschein nehmen willst, mußt Du Dich beeilen, liebes Kind,“ sagte die besorgte Mutter, „denn Du weißt, meine Liebe, daß der Arzt Dir die feuchte Abendluft verboten hat.“

Mit diesen Worten legte sie ihrer Tochter einen Mantel von weißem Kaschemir um, und machte sich mit ihr auf den Weg nach der Kirche. Hier angekommen, wurden sie angenehm überrascht, als sie gegen alles Erwarten in einer kleinen Dorfkirche die rauschenden Töne einer Orgel vernahmen.

Amalie rief ihren Vater, der am Eingange des

Kirchhofes stehen geblieben war, um die Inschrift eines dem Anscheine nach alten Grabsteines, auf den eben der letzte Strahl der untergehenden Sonne fiel, zu entziffern.

Das Erstaunen der Reisenden wuchs, als sie beim Eintritte in die Kirche diese ganz leer fanden. Weder im Chore, noch in einem der drei Schiffe war Jemand zu sehen, und dennoch strömte von der Emporkirche, unter der die späten Besucher stille standen, die lieblichste Musik herab. In diesen einfachen und ernsten Tönen lag Etwas, das wie die Stimme eines Engels klang, der den Zuhörer aufforderte, niederzufallen und anzubeten. Die drei Reisenden waren fromme Katholiken und verstanden diese Stimme. Sie traten vor bis zu der einfachen Communionbank und auf die Kniee niedergesunken, zollten sie dem Heilande, der so einsam im Tabernakel wohnt, ihre Anbetung und Verehrung.

Nachdem sie einige Augenblicke in andächtigem Gebete verharrt, lud Amaliens Vater diese und ihre Mutter zum Sitzen ein. Alle Drei nahmen Platz in einer Bank und hörten mit Bewunderung und Entzücken dem Spiele der Orgel zu.

Viel zu früh hörten zu ihrem großen Bedauern die reizenden Töne auf, und bei der tiefen Stille, die in dem Kirchlein herrschte, hörte man Schritte auf der Treppe, die auf die Emporkirche führte. Der Fremde wünschte den Künstler, dessen Talent und feines Gefühl er so eben bewundert hatte, kennen zu lernen und eilte nach dem Eingange des Thurmes, durch welchen der Organist herabkommen mußte. Die alte, mit Schnitzwerk verzierte Eichenthüre knarrte in den Angeln und

auf der untersten Stufe der Treppe stand ein Mädchen ungefähr von dem Alter Amaliens.

„Dürfte ich vielleicht die Frage an Sie stellen, ob der Organist, den ich so eben auf der Orgel gehört habe, bald herabkommen wird? Ich wollte ihm meinen Dank für das Vergnügen aussprechen, das er unbewußt meiner Gattin, meiner Tochter und mir selbst bereitet hat. Glauben Sie, daß er noch lange in der Kirche bleiben wird?"

„Mein Herr, es ist Niemand mehr in der Kirche, ich muß die Thüre verschließen und den Schlüssel im Pfarrhause abgeben."

Mit diesen Worten trat Juliana aus dem Dunkel des Thurmes hervor, und es war nun dem Fremden möglich, ihre Gesichtszüge näher zu betrachten. Sie zeichneten sich aus durch eine außerordentliche Reinheit in den Gesichtslinien, doch war ihre Farbe durch die Sonne etwas gebräunt. Die Augenlieder, mit langen schwarzen Wimpern eingefaßt, waren geschlossen und gestatteten keinen Blick in ihre Augen. Anfangs glaubte der Fremde, das Bauernmädchen, das wohl noch nie vornehme Reisende gesehen habe, hefte aus natürlicher Schüchternheit die Augen auf die Dielen des Fußbodens, bald jedoch überzeugte er sich, daß eine Blinde vor ihm stehe.

„Ist es möglich, daß Sie die Orgel so vortrefflich zu spielen verstehen, und Sie sind doch noch so jung!" sagte er, sichtlich überrascht.

„Ja, mein Herr, ich habe so eben gespielt," erwiederte Juliana leise und schüchtern.

„Sie! So jung . . . in diesem Dorfe . . . das ist fast unglaublich! Wer war denn Ihr Lehrer?"

„Der Herr Pastor.“

„Wie? Der Pfarrer dieses Dorfes?“

„Ja, mein Herr.“

„Und wo hat er denn eine solche Fertigkeit erlangt, daß er eine Schülerin so vortrefflich ausbilden konnte, wie Sie es sind?“

„O, mein Herr, ich verstehe nicht viel davon. Ich lege nur die Finger auf die Tasten, lasse ihnen freien Lauf und gieße dann meine Seele aus vor dem lieben Gott. Aber der Herr Pastor ist ein großer Musikkenner; er hat lange Jahre in Deutschland zugebracht, und sich dort seine große Fertigkeit angeeignet.“

„Könnten wir ihn vielleicht einmal hören?“

„Gewiß, mein Herr! Zuweilen hält ein Priester aus der Nachbarschaft das Hochamt, dann spielt er die Orgel und es ist, als höre man die Musik der heiligen Engel.“

„Das haben wir jetzt schon geglaubt, als wir Sie hörten,“ sagte Amaliens Mutter, die mit ihrer Tochter seit einigen Augenblicken an der Unterhaltung Theil genommen hatte.

Als Juliana diese, nach ihrer Meinung unverdienten Lobeserhebungen hörte, zog sie einen Schlüssel aus der Tasche und wandte sich zur Thüre.

„Es ist Zeit, daß wir aufbrechen,“ sagte nun der Fremde, „denn wir haben wohl noch eine ziemliche Strecke zurückzulegen, da wir noch heute Abend zum Schlosse Landais wollen. Wir werden jedoch bald zurückkommen, um Sie wieder zu hören. Sagen Sie gütigst dem Herrn Pastor, daß er neue Pfarrkinder bekommen habe und daß wir uns bald die Ehre geben

würden, uns bei ihm vorzustellen, um so unsere Pflicht als Pfarrkinder zu erfüllen.

Während ihr Vater so mit Juliana sprach, heftete Amalie ihre Blicke auf das einfache Mädchen, und fühlte in ihrem von Güte überströmenden Herzen großes Mitleid mit der armen Blinden.

Zwei Unglückliche standen sich hier gegenüber. Doch war das Unglück der einen, Amaliens, gleichsam vom Reichthume übergoldet; aber unter einem glänzenden Aeußern, unter dem Mantel vom feinsten Kaschemir war eine schwache Brust, und in dieser kranken Brust lag der Todeskeim. — An dem Herzen dieser weißen und wohlduftenden Rose nagte ein tödtender Wurm.

Das vom Unglücke heimgesuchte Dorfmädchen hatte keinen derartigen Trost. Aber Gott, dessen Güte dem zarten Lämmchen ein undurchdringliches Vließ gegen den scharfen Wind des Winters gegeben, hatte ihr eine fromme uud schwunghafte Phantasie verliehen. Und die Phantasie ist häufig die beste Trösterin. —

Das glühende Roth des Abendhimmels war erloschen und hatte vor dem grauen Dämmerlichte bereits den Platz geräumt, als die Fremden wieder ihren Wagen bestiegen, um den noch übrigen Theil ihrer Reise zu vollenden.

Das Schloß Landais war schon seit vierzehn Jahren nicht mehr von seinen eigentlichen Herren bewohnt worden. Seit mehr als zwei Jahrhunderten mit dem königlichen Hause von Frankreich auf's Innigste verbunden, hatten die Grafen von Mareuil die Provinz Poitou verlassen und lebten nun am Hofe, wo sie erbliche Würden besaßen. Im Jahre 1790

waren sie mit dem größten Theile des französischen Adels ausgewandert.

Nach der Gründung des Kaiserthums war die edle Familie wieder nach Frankreich zurückgekehrt, und die beiden jungen Söhne des ehemaligen Edelknabens Ludwig's XVI., verlockt durch den kriegerischen Ruhm des Feldherrn, welcher der Willkürherrschaft in Frankreich ein Ende gemacht, hatten in dessen Armee Dienste genommen und waren im Gefolge des siegreichen Adlers, mit Lorbeeren bekränzt, in die meisten Hauptstädte Europa's eingezogen.

Da die Sprößlinge Agenor's von Mareuil, der mit Ruhm an der Seite Heinrich's IV. gekämpft hatte, sich in dem Feldzuge gegen Preußen unter den tüchtigsten Soldaten ausgezeichnet hatten, so suchte Napoleon die zwei Brüder an sich zu fesseln. Den ältern ernannte er zu seinem Ordonnanz-Offiziere, dem andern, der bei Jena schwer verwundet worden war, übertrug er eine der bedeutendsten Statthalterschaften Italiens.

Als Napoleon in Folge seiner Verbannung auf die Insel Elba Alle, welche seiner Sache gedient hatten, von ihrem Eide entband, boten die Grafen von Mareuil den Bourbonen, denen ihre Ahnen so lange gedient hatten, ihre Dienste an.

Im Jahre 1830 traten beide Brüder in's Privatleben zurück und schlugen, nachdem sie die in Betreff ihrer Güter erforderlichen Anordnungen getroffen hatten, ihren Wohnsitz in der Nähe des verbannten Königs von Frankreich auf. Sie hatten die Freuden in den Tuilerien mit ihm getheilt und glaubten nun auch das

traurige Loos der Verbannung mit ihm theilen zu müssen.

Nach ihrer Abreise wurde Alles im Schlosse Landais so erhalten, als ob seine Eigenthümer es nie verlassen hätten. Ein alter treuer Verwalter wachte sorgfältig darüber, daß Alles an dem Platze bleibe, wo seine Herren es verlassen hatten. In allen Zimmern des Schlosses waren die Thaten seiner Herren aus den verschiedensten Zeiten in Gemälden, Sculpturen oder Reliefs zu finden.

Unter der Regierung Franz I. war das alterthümliche Wohnhaus mit all den anmuthigen Verzierungen des Renaissance-Stiles ausgeschmückt worden. Das Hauptgebäude bezeichnete diese glänzende Zeit durch seinen Baustil, sein hohes Dach, seine Thürmchen und großartigen Kamine, und erinnerte an die Wunder von Chambord und an die großartige Façade des Schlosses von Blois. Die Flügel, unter Ludwig XIII. erbaut, hatten nicht mehr jene Leichtigkeit und Gefälligkeit, und besonders bemerkenswerth daran war der Wechsel von Ziegel- und Hausteinen.

Lord und Lady Mountclare hatten in England die Bekanntschaft des Grafen und der Gräfin von Mareuil gemacht, welche sie häufig in den düstern Sälen von Holyrood trafen. Hier hatte Lord Mountclare einmal den Wunsch geäußert, eine bequeme Wohnung unter dem schönen Himmel Frankreichs zu finden, wohin er mit seinem brustleidenden Töchterchen ziehen könne, und Graf von Mareuil bot ihm bereitwillig sein Schloß Landais zu diesem Zwecke an.

An jenem Abende nun, als die Reisenden Juliana in dem Dorfe Saules gehört und gesprochen hatten,

trafen sie auf dem von den Grafen von Mareuil verlassenen Schlosse ein, wo sie zu bleiben gedachten, bis die Gesundheit der von Allen zärtlich geliebten Amalie sich gekräftigt hätte. Denn diesen reichen und begüterten Engländern, die sich so prachtvolle Wohnhäuser bauen, daß sie Königen zu Palästen dienen könnten, diesen vom Glücke so sehr begünstigten Menschen, die ihre Wohnzimmer mit den Haupt-Kunstwerken aller Schulen ausschmücken, die, Dank ihrem praktischen Sinne und ihrer Liebe zur Bequemlichkeit, den eisigen Nordwind und den erdrückenden Nebel, der auf ganz England lagert, zu verbannen wissen, die um ihre Schlösser unermeßliche Anlagen und Wälder besitzen, ihnen fehlt ein Ding; ein Ding jedoch, das sie in ihren drei Königreichen nicht finden können und das sie diesseits des Canals zu suchen kommen: es fehlt ihnen ein heiterer, blauer Himmel und eine strahlende Sonne.

Viele dieser beneideten Menschen begegnen uns auch, die trotz ihres Geldes, trotz ihrer Massen von Dienern, ihrer vielen Pferde und glänzenden Equipagen in England ihre Gesundheit nicht finden können, sondern diese von unserem schönen Klima erwarten. Unter dem glänzenden Aeußern dieser Leute findet man häufig bleiche und krankhafte Gesichter, Greise, die der Spleen verzehrt, oder junge, hoch aufgeschossene und schwindsüchtige Mädchen, geknickte Blumen, die man aus dem kalten Nebellande entfernt, um ihr Leben noch einige Jahre zu verlängern.

Eine solche geknickte Blume war unsere Amalie. Es war rührend anzusehen, mit welcher Sorgfalt ihre Brüder und ihre Tante, welche die Reise nach Schloß Landais mitgemacht hatten, das schönste Zimmer im

ganzen Schlosse für ihre kranke Schwester auswählten. Die schönste Aussicht auf die reizende Landschaft bot sich hier dem Auge dar. Oeffnete man zur Mittagszeit das Fenster, so strömte eine warme, mit den Wohlgerüchen des Orangenbaumes erfüllte Luft herein, und so suchte man der Kranken in Frankreich ein zweites Italien zu bereiten.

Von allen Krankheiten ist die Schwindsucht die, welche uns am meisten zu den von ihr Heimgesuchten hinzieht, welche uns Diejenigen, die sie langsam aber sicher zum Grabe hinführt, ganz besonders liebenswürdig macht. Die Leidenden selbst haben Etwas, wir können jedoch nicht sagen was, das anzieht und entzückt: sie sind zärtlicher, liebenswürdiger; es ist gerade, als sähen sie voraus, daß ihnen nicht viel Zeit mehr bleibt, ihre besorgten Angehörigen zu lieben.

Auch Amalie hatte eine solche Anziehungskraft, und sie übte diese auf Jedermann aus, der sie sah. Mit unbeschreiblicher Anmuth wußte sie ihre Krankheit so wenig als möglich fühlbar zu machen. Und mit welcher Sorgfalt, mit welcher Zärtlichkeit wurde sie gepflegt! — Wenn der liebe Gott uns Leiden schickt, dann müssen wir sie mit Ergebung hinnehmen, wir müssen sie hinnehmen nicht allein aus Liebe zu Gott, sondern auch um unserer selbst willen. Denn geduldiges Ertragen der Leiden ist wahrer Balsam auf unsere Wunden; Ergebung ist es, welche die Freunde an das Krankenbett hinzieht, sie ist die Anmuth, die Liebenswürdigkeit, die uns an den Kranken fesselt.

Wenige Tage waren seit der Ankunft der Familie Mountclare auf dem Schlosse Landais verflossen, als Amalie ihre Mutter fragte: „Wann werden wir denn

wieder nach dem Dorfe Saules gehen, liebe Mutter, um die blinde Organistin zu hören?"

„Heute Abend, liebe Tochter, wenn es Dir angenehm ist," sagte Lord Mountclare, der mit Lectüre beschäftigt auf dem Sopha saß. Wenn er jedoch in Gegenwart seiner Tochter las, so ruhten zwar seine Augen auf dem Buche, das er in den Händen hielt, sein Geist aber war mehr bei seiner Tochter, als dem Inhalte seiner Lectüre, und er horchte gespannt auf jedes Wort aus ihrem Munde, bereit, ihre leisesten Wünsche zu erfüllen. — Die Tante und die Brüder Amaliens hatten so viel von der jungen Künstlerin erzählen gehört, daß sie wünschten, dieselbe selbst zu hören und sich demnach sogleich bereit erklärten, die Fahrt mitzumachen. — Kurz vor dem Angelusläuten rollten zwei Wagen aus dem Schloßthore und fuhren in raschem Trabe nach der Kirche in Saules.

Die ganze vortreffliche Familie, alle ihre Glieder, ja alle Diener, vom ersten bis zum letzten, hatten nur einen Wunsch, nur ein Verlangen, das kranke Mädchen, das der kalte Hauch des Todes zuweilen bereits anzuwehen schien, genesen zu sehen, oder doch wenigstens ihre Leiden so viel als möglich zu erleichtern.

Seit ihrer Ankunft auf Landais war die Witterung äußerst günstig und milde geblieben. Man hätte fast glauben können, das schöne Frankreich habe wie eine gefallsüchtige junge Dame Alles aufgeboten, um die Fremden, die von ihm Gesundheit und schöne Tage für ihr krankes Kind erwarteten, freundlich zu empfangen. In der Familie des Lords herrschte mehr Heiterkeit, als man seit langer Zeit dort zu finden gewohnt war, da die Hoffnung, die sich so leicht in das Herz

eines Liebenden einsenkt, eines Jeden Brust mit Freude und Wonne erfüllte, als sie bemerkten, daß Amalie freier athme und ihre Brust bei Weitem nicht mehr so beklommen war, denn früher.

Als die Wagen an der Thüre zum Kirchhofe stille hielten, tönte der Klang der Orgel noch in der Kirche und vereinte sich harmonisch mit dem Lispeln der Bäume und der Dämmerung des Abends. Geräuschlos schritten die Ankömmlinge über den Kirchhof, öffneten leise die gothische Pforte und knieten aus Furcht, daß ihr Tritt auf den Dielen des Fußbodens zu viel Geräusch mache, unter der Vorhalle nieder.

Die begeisterte Organistin, die sich ganz allein mit ihrem Gotte glaubte, übertraf sich heute selber. Noch nie hatte sie ihre Seele in solcher Fülle vor Gott ausgegossen, und man glaubte wirklich eine Musik von Engeln zu hören.

Fast eine ganze Stunde noch schwebten diese bezaubernden Töne zum Himmel empor; aber sie nicht allein, in der Tiefe des Herzens weckten sie das Gebet, und dieses stieg mit ihnen hinauf zu den lichten Himmelshöhen.

Endlich verstummte die Orgel, und Lord Mountclare begab sich mit seiner ganzen Familie in's Pfarrhaus, um dem würdigen Pastor, wie sie es ihm durch Juliana versprochen hatten, einen Besuch zu machen. Sie fanden den Priester Gottes auf einer steinernen Bank sitzen, neben der Schwelle, die das Unglück und das Elend wohl kannten und häufig überschritten.

Zu den Füßen des Greises saßen auf weichem Rasen fünf oder sechs Knaben im Alter von sieben bis acht Jahren und horchten aufmerksam den väter-

lichen Worten des Dieners Dessen zu, der gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich." Als der Pfarrer so zahlreichen Besuch in seinen Hof eintreten sah, erhob er sich, ging ihnen entgegen und sagte:

„Ich stehe ganz beschämt vor ihnen, Milord, daß ich dem Besuche, den Sie mir zugedacht hatten, nicht zuvorgekommen bin, aber gerade in dieser Zeit verdoppeln sich unsere Arbeiten, und es bleibt uns wenig freie Zeit übrig."

„Und diese wenige freie Zeit", fiel der Lord ein, „ist bestimmt, Die zu besuchen, die den Vorrang vor uns haben: die Kranken und Armen. Aber wenn Sie Diesen in ihren Klagen Trost gespendet haben, wenn Sie ihr Elend und ihre Leiden gelindert haben, dann kommen Sie auch einmal zu uns, Herr Pastor, denn wir sind ja auch Ihre Pfarrkinder und haben schon zweimal innig in Ihrer schönen Kirche gebetet."

„Ja, Milord, ich weiß, daß Sie schon vor unserm Altare gebetet haben; ich weiß, daß Sie das Orgelspiel eines jungen Mädchens gehört haben, und daß Sie so gütig waren, ihr einiges Lob zu zollen."

„Ein Theil unserer Lobsprüche fällt auf ihren Lehrer zurück," ergänzte Lady Mountclare, „auf Den, der es versteht, solche Zöglinge zu bilden, und diesen Lehrer hat sie uns nicht verschwiegen: Sie selbst sind es, Herr Pastor."

„Bitte um Entschuldigung, Milady. Der liebe Gott ist viel eher ihr Lehrmeister zu nennen, als ich; er hat ihr das Talent gegeben, dem Sie soeben ihren Beifall gezollt haben. Je mehr ich prüfe, je mehr ich nachsinne, desto mehr überzeuge ich mich, daß der liebe

Gott etwas Außerordentliches in dieses Kind hineingelegt hat. Sie ist nicht allein Künstlerin, sie ist auch Dichterin, und sie ist nicht allein Dichterin, sie besitzt eine höhere Erleuchtung . . . . . Es kommt mir oft wunderbar vor, wenn ich das arme, blinde Mädchen, die ungebildete Tochter eines schlichten Bauersmannes, über die Macht, die Weisheit und die Güte Gottes reden höre, gerade wie es die Propheten und Auserwählten des Himmels gethan haben.

„O liebe Mutter," sagte Amalie, „wie gerne möchte ich sie einmal hören!"

„Ich werde den Herrn Pastor bitten," entgegnete Lady Mountclare, „sie bald nach Landais mitzubringen."

Während so der Pfarrer seinen vornehmen Gästen gegenüber den liebenswürdigen Wirth machte, und diese den einfachen aber guten Geschmack und die große Reinlichkeit bewunderten, die in dem ganzen Hause herrschte, kam Juliana aus der Kirche zurück. Sie trat in den Hofraum ein, ging mit dem unsichern Schritte, der den Blinden eigenthümlich ist, der ihr jedoch so viel Anmuth und Reiz verlieh, auf dem Pfade, den der Fuß des Armen durch das Gras gebildet hatte, auf einen Brunnen zu, der in der Mitte des Hofraumes war, nahm von der steinernen Einfassung desselben ein gefülltes Körbchen, und streute mit vollen Händen Haidekorn, Weizen und Mais vor den Taubenschlag, während sie sang:

Täubchen, Täubchen, kommt gar schnelle,
Meine Täubchen, fliegt zur Stelle,
Kommt, ihr lieben Thierchen mein!

Hätt' ich Euren leichten Fittich,
Eu're Aeuglein, fromm und sittig,
Ach, wie würd' ich glücklich sein!

Mich ergötzet Euer Schwirren,
Euer freud'erregtes Girren
Ist mir ja so wohl bekannt.
Kommt, ihr Täubchen, klein und niedlich,
Kommt und picket froh und friedlich
Mir die Körnlein aus der Hand!

Sogleich verließ eine große Anzahl Tauben von allen Arten den Schlag, folgten dem Rufe der ihnen so wohlbekannten Stimme und nahmen zu Juliana's Füßen ihr Abendmahl. Während einige emsig die Körner auf der Erde aufsuchten, flogen andere, besonders Turteltauben, um Juliana herum, setzten sich ihr auf Kopf, Schultern und Arme, und ließen ihre klagenden Töne hören, gerade als wollten sie sie liebkosen. Man hätte sagen mögen, diese niedlichen und zutraulichen Thierchen beklagten das blinde Mädchen. Die zutraulichsten nahm sie in die Hand, küßte und drückte sie an ihr Herz, als wollte sie ihnen danken für die Freude, welche die zahmen Thierchen ihr jeden Morgen und jeden Abend bereiteten.

Der Pfarrer rief ihr; ohne Zögern eilte sie in den Saal. Vom Hofe aus hatte sie die Stimmen erkannt, die sie nur einmal in der Kirche gehört hatte. Es war ihr jedoch unangenehm, daß man ihr auch heute Abend so viel Aufmerksamkeit bezeigte. Unter allen Stimmen hörte sie eine heraus, die ihr am besten gefiel, es war die Stimme Amaliens. Als daher Amalie zu ihr sagte: „Meine Mutter hat den Herrn

Pastor gebeten, Sie bald einmal auf das Schloß Landais mitzubringen, und ich werde mich glücklich schätzen, Sie dort zu sehen," entgegnete Juliana:

„Und ich werde mich glücklich schätzen, Sie zu hören. Ihre Stimme ist so gut, so zart, daß ich von Ihrer Herzensgüte überzeugt bin; meine Augen sehen nicht mehr, aber mein Herz ahnt . . ."

Drittes Kapitel.

Der Geburtstag. — Reise in ein milderes Klima. — Anzeichen von Gefahren.

Acht Tage nach dem Besuche im Pfarrhause schrieb Lord Mountclare dem Pfarrer, am 25. August sei der Geburtstag seiner Tochter Amalie, und er werde es sich zur Ehre rechnen, wenn der Herr Pastor das kleine Fest in Mitte seiner Familie mitfeiern helfe.

Lady Mountclare fügte noch hinzu: „Bringen Sie auch die interessante Blinde mit, sie wird uns Allen große Freude machen, und meine arme Tochter wird wahrhaft glücklich sein, sie zu sehen, denn ihre junge Seele hat sich bereits so innig an Juliana angeschlossen, wie nach dem Ausdrucke der heiligen Schrift die Seele David's sich in die Jonathan's ergossen hatte."

Diese Einladung entzückte Juliana, und die treffliche Schwester des Pfarrers machte sogleich ein neues Kleid von weißem Kattun und eine schöne ländliche Haube für Juliana. Sie liebte Juliana wie ihre Tochter, und in Allem, was sie für die äußere Ausstattung derselben that, konnte man einen ge=

wissen mütterlichen Stolz, eine mütterliche Zärtlichkeit erblicken.

Die fromme Familie Mountclare glaubte den Geburtstag Amaliens nicht besser begehen zu können, als wenn sie ihn unter den besonderen Schutz Gottes stellte. Sie hatten daher den guten Pfarrer benachrichtigt, daß die dem heiligen Ludwig geweihte Schloßcapelle wie zum höchsten Festtage geziert sei, und daß er sich die ganze Familie sehr verbindlich mache, wenn er dort das heilige Meßopfer darbringen wolle.

„Für alle Ihre Pfarrkinder," schrieb Lord Mountclare in seinem Briefe, „wird in der großen Laube des Gartens ein frugales Frühstück bereit stehen. Bringen Sie ja nur recht viele Leute mit, damit Viele ihr Gebet mit dem unserigen für unsere arme Amalie vereinigen. Schreiben Sie die Namen Derjenigen auf, die in Noth und Bedrängniß sind, damit wir ihnen so viel als möglich im Namen unserer kranken Tochter helfen und sie trösten. — Vergessen Sie auch nicht, uns ein Namensverzeichniß der jungen Mädchen, die in Amaliens Alter stehen, mitzubringen, und bezeichnen Sie darunter Die, welche etwa leidend sein sollten. Meine Gattin will ihre Familien ganz besonders in Stand setzen, ihnen die bei ihrem Zustande erforderliche Sorge angedeihen zu lassen."

O! wenn alle Glücklichen und Reichen der Erde ihre Feste feierten wie die Eltern Amaliens, sie würden in ihnen viel mehr Glück und Freude finden, und von den Höhen des Himmels sähen die Engel solchen Ergötzlichkeiten gerne zu, die nicht allein die eigne Unterhaltung gewähren, sondern die auch in die Hütten des Unglücks und des Elendes Trost und Erquickung brächten.

Der 25. August brach an. Prachtvoll und strahlend ging am Morgen die Sonne auf, als wolle auch sie es an Nichts zur Verherrlichung des Festes fehlen lassen. Die ganze Landschaft schien zur Feier dieses alten französischen Landesfestes *) ihr schönstes Kleid angelegt zu haben. Kein grauer Nebel lagerte auf den Bergen, kein Regen drohendes Wölkchen schwamm in den Lüften, das die Freude dieses Tages stören konnte. Ein schöner Tag ist ein Fest, das der Himmel der Erde bereitet. Ein sanfter und warmer Wind wiegte die Gipfel der Bäume und Stauden im Parke von Landais, und ein leichter Morgenhauch bestreute die bekiesten Gartenwege mit Blumen.

Amalie glaubte, einen Festtag könne man nicht zu frühe beginnen; zudem war die frische Morgenluft ihr als das beste Heilmittel für ihren Zustand empfohlen worden, und so sehen wir sie schon beim Aufgange der Sonne in Begleitung des Gärtners im Garten umherwandeln, Blumen pflückend und sie sinnreich zu Sträußen ordnend, womit sie den Altar des heiligen Ludwig schmücken wollte. In große Vasen, die man japanesische Hörner nennt, stellte sie die hohen Stengel der Lilien, umwunden mit dem saftigen Grün des Lorbeerbaumes.

Es war rührend zu sehen, mit welcher Emsigkeit das anmuthige bleiche Kind im Garten umhereilte, bekleidet mit einem langen weißen Morgengewande; bald verschwand sie in dichtem Gebüsche, bald wandelte sie wieder geschäftig zwischen den Blumenbeeten umher;

---

*) Das Fest des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, fällt gerade auf den 25. August.

jetzt streckt sie ihren weißen Arm an einer hohen Staude empor, um dort eine schöne Blüthe abzubrechen, die sie kaum erreichen konnte, und im nächsten Augenblicke sah man sie wieder über Sträucher oder Gartenbeete gebeugt, um dort ein wohlriechendes Blümchen zu pflücken, das wegen seiner Schönheit und seines Wohlgeruches auf dem Altare Dessen zu prangen verdiente, der die ganze Natur in's Dasein rief. Wer Amalie in diesem Augenblicke gesehen hätte, der hätte glauben müssen, es sei einer jener schönen Engel, die Raphael so gerne malte, und deren Dienst im Himmel darin besteht, die Wohlgerüche, die vom Rauchopferaltare immerfort zum Throne der höchsten Majestät emporsteigen, zu unterhalten.

Gegen neun Uhr kam der Pfarrer, seine Schwester und Juliana in dem Wagen des Bürgermeisters an, der ebenfalls bei dem Feste, das seine Untergebenen heute feierten, nicht fehlen wollte. Zugleich mit ihnen kam eine Menge Einwohner von Saules, die sich bis zum Beginne des Gottesdienstes um die auf einem kleinen Hügel gelegene Capelle gruppirten.

Schon vor dem Hochamte hatten die Räume des Schlosses das stille und ruhige Aussehen verloren, das sie gewöhnlich trugen.

Jetzt erschallte das Glöckchen der Capelle, und die im Garten zerstreute und lustwandelnde Menge zog auf einem gewundenen, auf den Seiten mit Rosenstöcken, Hortensien und Alpenrosen besetzten Pfade den Hügel hinauf zum Gotteshause. — Die Schloßbewohner hatten auf einer Tribüne Platz genommen, welche die Besitzer zu ihrem Gebrauche hergerichtet hatten. Der Priester trat eben aus der Sacristei; da bemerkte

Amalie, daß Juliana nicht bei ihnen auf der Tribüne sei; schnell eilte sie hinab in die Kirche, suchte die Blinde auf und bat sie, mit ihr zu kommen, damit sie in ihrer Nähe bete.

Nachdem das Credo verklungen, bestieg der Pfarrer die Kanzel und hielt eine zwar kurze, aber ergreifende Predigt über das Fest des Tages. Mit Nationalstolz, den der liebe Gott wohl nicht mißbilligt haben wird, sprach der französische Priester von dem Heiligen, den Frankreich dem Himmel gegeben. Unter allen Tugenden des heiligen Ludwig IX. erhob er besonders seine christliche Liebe und sein nie versiegendes Mitleid mit allen Unglücklichen, besonders aber mit den Blinden. Er erzählte, wie der heilige König nach seiner Rückkehr aus Palästina in Paris das Hospital der „Dreihundert" zu Gunsten der Kreuzfahrer, die ihn auf seinem Zuge nach Aegypten begleitet und in den Sandwüsten Afrika's ihr Gesicht verloren hatten, gestiftet habe, und daß viele Blinde nach seinem Tode durch die Berührung seiner Reliquien von ihrer Blindheit geheilt worden seien.

Während der Pfarrer über diesen Punkt sprach, ergriff Amalie Juliana's Hand, drückte sie mit Wärme und lispelte der Blinden in's Ohr: „Juliana, auch Du wirst geheilt werden, wir zwei machen zusammen eine Wallfahrt nach dem Grabe dieses großen Heiligen!" —

Wir wollen nicht versuchen, den weitern Verlauf dieses Festes zu schildern, denn alle Feste sind einander ähnlich. Die jungen Leute tanzten auf dem Anger, die kräftigern Jünglinge stellten ein Fischerstechen auf dem Teiche, einen Wettlauf in der großen Allee an; waren

sie müde, so nahmen sie, im Rasen sitzend, eine Erfrischung. Den Schluß des Festes bildete ein Fackelzug am Abende.

Als der Augenblick der Trennung gekommen war, erhoben Amalie und ihre Mutter dagegen Einsprache, daß Juliana in's Dorf zurückkehren sollte, und es wurde ihnen endlich zugestanden, daß Juliana die ganze Woche noch auf dem Schlosse bleiben dürfe.

„In einigen Tagen", sagte Lord Mountclare, „wird sie ein Harmonium hier haben. Ich habe ein solches in Paris bestellt und meinem Auftrage gemäß soll es heute noch ankommen. Sie können also darüber ganz unbesorgt sein, Herr Pastor, daß der Aufenthalt bei uns ihrem musikalischen Talente gar keinen Nachtheil bringen wird."

Als Amalie dies hörte, fiel sie, ganz außer sich vor Freude, ihrem Vater um den Hals und umarmte ihn zärtlich, indem sie ausrief:

„O, wie glücklich werden wir Alle sein!"

Dieser Ausruf der Freude des edlen Mädchens drang tief in das Herz des blinden Bauernmädchens. In ihrem geschlossenen Auge konnte man keine Veränderung wahrnehmen, aber auf ihren rosigen Lippen konnte man deutlich lesen, was sie empfand. —

Den Festen des Monats August folgen im Laufe des Kirchenjahres nicht viele andere mehr nach. In den September fällt noch das des heiligen Erzengels Michael, in den October das der heiligen Theresia und in den November Allerheiligen, an welches sich unmittelbar Allerseelen reiht.

Der rauhe Windhauch, der sich um die Zeit, in der man den Gedenktag aller Verstorbenen feiert, er-

hebt, machte sich auch in Landais fühlbar. Die Gartenwege waren nicht mehr wie am Festtage des heiligen Ludwig mit Blumen bestreut, die ein leiser Zephyr von den Sträuchen geweht hatte, jetzt bedeckte trocknes und gelbes Laub den Sand und verursachte ein trauriges Rauschen unter dem Schritte des Spaziergängers.

Dichte graue Nebel, ähnlich denen des kalten Englands, bedeckten seit mehreren Wochen die Landschaft mit einem undurchdringlichen Schleier, und wenn die Sonne diese feuchten und ungesunden Nebelwolken durchdrang und zerstreute, dann waren ihre Strahlen doch nur matt und vermochten die Erde nicht mehr zu erwärmen.

Sichtbar fühlten die wenigen noch übrig gebliebenen Blumen diesen Wechsel der Jahreszeit. Kraftlos wiegten sie sich auf ihren Stengeln, sie verloren ihren Wohlgeruch, und ihre lebhaften Farben schwanden dahin.

Am Meisten jedoch litt Amalie unter dem Einflusse dieser kalten Witterung. Schon seit zwei Monaten war das arme Kind trotz des Glückes, das ihr Juliana's Gegenwart bereitete, mehr und mehr in sich zusammen gesunken. Sie allein glaubte, es gehe immer besser mit ihr, da sie sich glücklich und zufrieden fühlte. Alle jedoch, die ihr besonders in Liebe zugewandt waren, fühlten ihr Herz erstarrt, wenn sie die fieberhafte Aufregung der Kranken sahen und ihre tausenderlei Vorschläge zu Veränderungen, Vergnügen und Reisen hörten, die sie unaufhörlich machte. Die berühmtesten Aerzte Englands hatten ihren Eltern gerathen, das kalte, nebelige Land zu verlassen und die Kranke unter

einen schöneren Himmel und in ein wärmeres Klima zu führen. „Die Sonne Frankreichs", hatten sie gesagt, „wird sie heilen." Jetzt sagten die geschicktesten Aerzte Frankreichs: „In dem warmen Klima Italiens allein kann Lady Amalie ihre Gesundheit wiederfinden."

Wenn die Aerzte so sprechen, wenn sie die Leidenden in die Ferne schicken, so ist dies gewöhnlich ein Zeichen, daß wenig Hoffnung mehr für den Kranken vorhanden ist, ... Eltern, Freunde und Bekannte fühlen sich von der lebhaftesten Unruhe ergriffen. Aber glücklicher Weise mischt sich immer ein wenig Hoffnung unter die Befürchtungen des Herzens, und diese Hoffnung gibt den Angehörigen die nöthige Kraft, die Vorbereitungen zur Reise zu treffen und das ferne Land zu suchen, das dem Kranken Genesung verspricht.

So war denn auch Lord Mountclare genöthigt, seinen jetzigen Wohnort zu verlassen und dort eine Heimath zu suchen, wo die Luft seinem armen Kinde zuträglicher war. Neapel, das alte Parthenopis, diese Sirene, die so vielen Fremden ihr Vaterland in Vergessenheit bringt und sie durch ihre Reize so eng an sich knüpft, Neapel, nach dem in Amalien durch Alles, was sie darüber gelesen und gehört hatte, ein glühendes Verlangen geweckt worden war, Neapel wurde von den Aerzten als die Amalien am Meisten zuträgliche Stadt bezeichnet. Und dennoch, als die Familie den Beschluß gefaßt hatte, nach Neapel zu reisen und dort Wohnung zu nehmen, und als man Amalien diesen Beschluß mitgetheilt hatte, zerfloß sie fast in Thränen. Trotz ihres Verlangens nach Veränderung, wollte sie Landais nicht verlassen, weil sie fürchtete, von Juliana

getrennt zu werden. Plötzlich jedoch versiegten ihre Thränen, als ihre Mutter sagte:

„Du denkst wohl an Juliana, da Du Landais so ungern verlässest. Aber tröste Dich, mein liebes Kind, Du sollst nicht von Deiner neuen und liebreichen Freundin getrennt werden, Juliana wird mit uns reisen.“

Als Amalia das hörte, war alle Traurigkeit verschwunden und ihr Herz von der größten Freude erfüllt.

Lord und Lady Mountclare hatten dem guten Pfarrer von Saules und Juliana's Eltern versprochen, innerhalb eines Jahres zurückzukommen und dann wieder längere Zeit auf dem Schlosse Landais zu verweilen, denn sie fühlten sich hier schon ganz heimisch, da sie die Bewohner der Umgegend wegen ihres trefflichen Charakters liebgewonnen hatten. Diese hingegen hingen mit ganzer Seele an der trefflichen Herrschaft wegen der vielen Wohlthaten, die sie allen Bedürftigen der ganzen Gegend spendete, und sahen sie nur höchst ungern scheiden.

In den ersten Tagen des Monats December verließ die fromme und edle Familie das den Grafen von Mareuil gehörige Gut, nachdem Lord Mountclare noch beträchtliche Geldsummen zur Unterstützung der Nothleidenden in die Hände des Pfarrers von Saules niedergelegt hatte. Am Tage der Abreise glänzte die Sonne hell am blauen Himmel, aber ihre Strahlen fielen nicht mehr auf grünende Bäume, nicht mehr auf lachende Fluren. Das Gras der Wiesen war mit einer blendenden Schneedecke überzogen, die Bäume trugen nicht mehr ihr im Winde rauschendes Kleid,

sondern streckten ihre nackten Aeste weit aus, bedeckt mit Reif, der wie Perlen glitzerte, und mit Schneeflocken, die in der Sonne glänzten wie Diamanten im Scheine eines Kronleuchters. Wenn der Winter überhaupt schöne Tage hat, so war dieser sicher einer der schönsten.

Für Juliana war der Abschied von den Gespielinnen ihrer Kindheit, von ihren theuren Eltern und von dem ehrwürdigen Pastor, den sie wie einen zweiten Vater liebte, ein sehr schmerzlicher. Doch, man pflegt zu sagen, nicht Die, welche ihre Angehörigen verlassen, seien zu bedauern, sondern die Zurückbleibenden. Und so wird wohl auch Juliana's Abreise für ihre Eltern und Freunde noch schmerzlicher gewesen sein, als für sie selbst. Sie hatte auf ihrer Reise Zerstreuungen jeder Art, die ihren Schmerz linderten; was hatten jedoch ihre Eltern, das die Lücke, welche die Abwesenheit der geliebten Tochter im trauten Familienkreise verursachte, ausgefüllt hätte?

Wir wollen uns bei den verschiedenen Schönheiten und Merkwürdigkeiten, die unsere Reisenden in Italien sahen, nicht lange aufhalten. Zuerst kamen sie nach Genua, dessen marmorne Paläste einst so zahlreich bevölkert waren, jetzt aber öde und verlassen dastehen. Dann eilten sie nach Venedig, der Stadt der Dogen, die sich zuweilen noch ihres früheren Glanzes und Ruhmes erinnert und ihre vergangene Größe beweint. — Sie sahen Florenz, die Perle Italiens, der Sitz der Kunst, Florenz mit seinen wunderbaren Statuen und Gemälden, mit seinen prachtvollen Kirchen, seinen großen Bibliotheken, seinen Monumenten, seinen anziehenden Zirkeln und seinem schönen Himmel. —

Endlich betraten sie Rom, die Königin der Städte, die Siebenhügelstadt, wo das Christenthum sich niedergelassen hat, um von der Vaterstadt der Scipionen, des Paulus Aemilius, des Marc-Aurel und vielleicht auch des Titus aus die ganze Welt zu bekehren und zu civilisiren, Rom, mit Recht die ewige Stadt genannt. — Von Rom aus gelangte Lord Mountclare mit seiner großen Reisegesellschaft nach Neapel, dessen Reize das Sprüchwort veranlaßten: „Neapel sehen und dann sterben.“

Alle diese Städte besuchte Lord Mountclare nicht im Fluge, wie viele Reisenden es zu thun pflegen, sondern als ein wahrer Tourist gönnte er sich und den Seinigen Zeit, alle Merkwürdigkeiten genau in Augenschein zu nehmen. Die ganze Familie empfand ein lange nicht mehr verkostetes Glück, als Amalie fand, daß sich ihre Lebenskraft inmitten dieser Zerstreuungen und unter dem Einflusse des erfrischenden Windes, der von dem jonischen Meere herüberwehte, wieder erneuere.

Aber die wohlthätige Wirkung dieser Wanderungen wurde nicht allein der Tochter des Lordes zu Theil, schon in Florenz hatte sich der Schleier, der über Juliana's Augen lag, gelichtet. In dieser Stadt hatte Lord Mountclare Juliana, die er wie eine zweite Tochter liebte und pflegte, den Händen eines geschickten Augenarztes übergeben, und Dank der Sorgfalt dieses Mannes, den Italien zu seinen berühmtesten Männern zählte, begann die Nacht der Blindheit bald von ihren Augen zu weichen. Häufig wiederholte Warco, so hieß dieser berühmte Arzt, dem Schützlinge der Lady Mountclare:

„Setzen Sie Ihre Hoffnung und Ihr Vertrauen nicht allein auf meine Mittelchen, mein Kind, sondern überlassen Sie dem Hauche des Morgens und dem reinen, frischen Quellwasser die Sorge, Sie zu heilen. Die Morgenluft ist wie der Odem Gottes. Oeffnen Sie ihr Ihre Augen recht weit, und Sie werden genesen. Aber ebenso wohlthätig und heilsam der Morgen auf Sie wirken wird, ebenso schädlich ist der Abend für Sie, und ebenso sehr Sie den Morgen genießen müssen, ebenso sorgfältig müssen Sie die Kühle des Abends vermeiden. Lassen Sie sich ja nicht durch den traulichen Glanz des Mondes in Versuchung führen, der die Ruinen unserer Paläste so melancholisch und unsere Monumente so schön macht. — Trotz meiner trockenen wissenschaftlichen Studien hat meine Seele dennoch so viel Poesie bewahrt, daß ich all die Reize eines schönen Abends wohl kenne, den man unter Orangen und Myrthen zubringen kann, aber vor diesen Reizen hüten Sie sich, mein Kind, denn in dem Thau des Abends und der Nacht liegt eine verderbliche Kraft auch für die besten und die schönsten Augen."

Ohne Zweifel lag viel Poesie in den Worten des gelehrten Arztes, aber das darf uns gar nicht überraschen, wenn wir uns erinnern, daß in früheren Zeiten gerade die Männer, deren Hände so gut die Lyra zu bearbeiten verstanden, und die durch ihren Gesang so oft die Wunden der Herzen zu heilen wußten, auch wunderbare Geheimnisse kannten, um die Krankheiten des Körpers zu heilen.

Die Juliana vorgeschriebene Morgenordnung war Amalien nicht minder zuträglich, und so sah man denn die beiden jungen Mädchen regelmäßig schon beim

ersten Grauen des Morgens einen der höchsten Berge besteigen, um von dort aus den Sonnenaufgang zu betrachten. — Hier, beim Anblicke der Königin der Gestirne, die im Osten am Horizonte emporstieg, um die Natur wieder aus ihrem kurzen Schlafe zu erwecken und neu zu beleben, hier konnten sie so innig beten, wie nirgends sonst, und diesem sich täglich wiederholenden Wunder der Schöpfung gegenüber gestanden sich Beide oft, daß, wenn je ein Götzendienst unschuldig gewesen sei, es der der Sonnenanbeter sei. —

„Ich habe Neapel gesehen," sagte Amalie eines Tages mit heiterm Lächeln zu ihren Eltern, „ich habe Neapel gesehen und werde nicht sterben. Denn seit wir hier sind, theuerste Eltern, fühle ich mit jedem Tage meine Kräfte wachsen." Dieses Lächeln, diese Worte, so ganz geeignet, jede Unruhe aus dem Herzen der zärtlichen Eltern zu verbannen, versetzte die ganze Umgebung des jungen Mädchens, das so schwach und hinfällig vor sechs Monaten aus dem Schlosse von Landais ausgezogen war, in die größte Freude.

Während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt des Königreiches beider Sicilien hatte Lord Mountclare häufig Landsleute bei sich gesehen, die von interessanten Ausflügen in das Innere von Calabrien zurückgekehrt waren. Nach ihren Erzählungen und Schilderungen beraubte man sich eines großen Vergnügens, wenn man in Neapel verblieb. Man müsse weiter reisen, als nur bis zu der alten Parthenopis, sagten sie, und bis zu der äußersten Grenze der italienischen Halbinsel vordringen. Hier, fügten sie bei, finde man nicht mehr die Spuren dieser ewigen Reisenden, welche überall die

Atmosphäre vergifteten, hier sei noch eine poetische Wildniß, und eine jungfräuliche Natur biete hier Stoff zum Nachdenken und Träumen.

Wie Lord Byron, so zog auch Lord Mountclare sich auf seinen Wanderungen vor vielen seiner Landsleute zurück, so viel er nur immer vermochte. Da er nun in Neapel eine zu große Anzahl derselben gefunden hatte, gab er diesen Bewunderern Calabriens Gehör und beschloß, einige Zeit dem Studium des Landes, das ihm so sehr gerühmt wurde, zu widmen.

Amaliens Gesundheit war jetzt so sehr erstarkt, daß ihre Mutter die Anstrengungen der Reise für sie nicht fürchtete, und Juliana's Augen boten kein Hinderniß mehr für eine Ortsveränderung. — Wie die Nebel, die sich nach einer kühlen Herbstnacht über der Ebene ausbreiten, sich in dem Maße zertheilen und verschwinden, als die Sonne im Osten höher emporsteigt, so war auch die Wolke, die das Auge des jungen Dorfmädchens verdunkelt hatte, mehr und mehr verschwunden, als die belebende Luft Italiens ihr ganzes Wesen entwickelte und kräftigte. Jetzt konnte die Freundin der Lady Amalie die Schönheiten der Schöpfung wieder mit Wohlbehagen und Entzücken schauen. Eine imposante und großartige Scene versetzte sie in Extase, und so wurde sie vollständig entschädigt für die Geduld und Ergebung, die sie unaufhörlich gezeigt hatte, während die Hand des Herrn so schwer auf ihr lag.

Lord Mountclare unternahm nie eine Vergnügungsreise, ohne sich die gehörige Ruhe zu gönnen. Es war ihm zuwider, wenn man schon im Voraus unwiderruflich festsetzte, wie viele Tage, Wochen und Monate

der Ausflug währen sollte. Ja, seine Abneigung traf auch die Personen, die sich durch Nichts auf längere Zeit an einen Ort binden ließen und welche die Reize nicht achteten, mit denen gewisse Orte den Menschen an sich fesseln. Als er daher von Neapel abreiste, sagte er denen, die neugierig den Zeitpunkt seiner Rückkehr wissen wollten:

„Wenn wir uns langweilen, werden wir bald wiederkehren, wenn dagegen das Vergnügen unsere Reisegefährtin ist, so kann ich gar nicht sagen, wann wir Neapel wiedersehen werden."

Diesem Grundsatze gemäß machte der Lord häufig Halt und pflanzte sein Zelt bald da, bald dort auf, je nachdem das Land ihm oder den Seinigen Interesse bot. Er richtete seinen Weg nicht nach einer Reisekarte, sondern schweifte planlos umher, stellte überall seine Beobachtungen an, suchte Land und Leute genau kennen zu lernen, und wo es ihm gefiel, dort ruhte er einige Tage aus.

So war er bis in die Gegend von Rossano, ungefähr fünfzig Meilen von Neapel, gekommen und ließ sich in einem reizenden Landhause nieder, das auf derselben Stelle erbaut war, wo einst das wollüstige Sybaris stand, eine durch die Weichlichkeit ihrer Bewohner berüchtigte Stadt. Weder Schreiner, noch Zimmermann, noch Schmied, noch sonst ein Handwerker, dessen Arbeiten Geräusch verursachen konnte, wurde dort geduldet, damit er die Weichlinge in ihrer Ruhe nicht störe. Auf Blumenblättern ruhend, fühlten sie die Falte eines Rosenblattes, und es mußte vorher geglättet werden, ehe sie darauf einschlafen konnten. Und damit ihre langen Ruhestunden nicht verkürzt würden,

verbannten sie den so früh lärmenden Hahn von Haus und Hof.

Obgleich Lord Mountclare in Allem die Bequemlichkeit liebte, war er doch bei Weitem kein Sybarite. Aber er hatte hier einen für geologische Studien geeigneten Boden gefunden, die Gegend war reizend, und so ward denn beschlossen, drei Monate hier zu verweilen.

Der Fürst von Cellano, dem das ganz in der Nähe von Rossano gelegene Landhaus gehörte, hatte nicht nur seine Gemälde, Statuen und Hausgeräthe, sondern auch einen Theil seiner Leute dort zurückgelassen, und für alle Bedürfnisse war hinreichend gesorgt. Als unsere Reisenden kaum einen Monat in dieser angenehmen und malerischen Residenz zugebracht hatten, wünschten sie sich Glück, daß sie dem unruhigen Treiben Neapels entflohen seien und nun hier in einer, wenngleich wilden, dennoch schönen Gegend eine ungestörte Ruhe gefunden hätten.

Juliana hatte in der Nähe des Meeresufers eine treffliche Quelle für ihre Augen gefunden. Ihr edler Beschützer und seine Söhne veranstalteten Ausgrabungen in dem Boden, auf dem einst Sybaris gestanden hatte. Lady Mountclare hatte in dem Pfarrer des nahen Rossano einen ebenso gelehrten als frommen Freund gefunden. Amalie ward in dieser reinen und warmen Luft von Tag zu Tag munterer und kräftiger. Anfangs hatte der Name Calabrien, der an so viele schreckliche Räubergeschichten erinnert, ihr große Furcht eingeflößt, bald jedoch war diese Furcht verschwunden, denn zu Rossano hatte man seit mehreren Jahren von

keinem Räuber mehr gehört, noch die Spur eines solchen gesehen.

Es war noch nicht vier Uhr am Morgen des 10. October. Hier und dort hörte man schon Geräusch im Dorfe, das sich bald immer mehr vermehrte. Heiter und munter erhoben sich die Landleute von ihrem Lager, um sich an ihre Arbeit zu begeben. Auch in dem zum Landhause gehörigen und fest daneben liegenden Gehöfte begann es sich zu regen. Da —

„Mein Gott, was ist denn das?“ rief plötzlich Januario, der Hirte, „mein bestes Mutterschaf fehlt mir! . . . . . Aber sieh' doch, Joseppa, die Thüre des Schafstalles ist diese Nacht eingeschlagen worden!“

„Ja, wahrhaftig,“ entgegnete die Magd, „und die Thüre zum Taubenschlage auch . . . . . Jesus Maria! welche Verwüstung! . . . . . Unsere schönste Brut zerdrückt in den Nestern und unsere schönen Tauben gestohlen! . .“

„Es scheint also wieder eine Bande in der Gegend zu sein.“

„Das unterliegt keinem Zweifel mehr.“

„Aber, Joseppa, was hat denn Dein Günstling, der alte Fidelio, diese Nacht gemacht?“

„Ich glaube, ihn einen Augenblick gehört zu haben.“

„Aber auch nur einen Augenblick.“

„Er hat ein Wenig gebellt, war aber dann sogleich wieder still. Sieh' doch einmal, Januario, ob er krank ist.“ —

„Krank! Ach Joseppa, so wahr der heilige Januario im Himmel ist, da liegt er bei seinem Stalle, erwürgt, todt!“

„Ach Gott, wie viel Unglück in einer einzigen Nacht! .... Es fängt im Schafstalle und im Taubenschlage an, aber bald kommen sie auch an die Wohnhäuser, und dann, Januario, dann ist die Reihe an uns!"

„Aengstige Dich nicht so, Joseppa, denn sonst kehrst Du bald in Deine große Stadt Neapel zurück, und was werde ich denn anfangen, wenn Du nicht mehr bei mir bist?"

„Januario, sprich doch jetzt nicht davon, inmitten des Unglücks, inmitten all' dieser Spuren einer Räuberbande; ich fürchte, wir werden noch mehr Unglück bekommen. Armer, alter Fidelio!"

„Wenn es je einen guten und getreuen Hund gab, so war es Fidelio!"

„Der Fürst wird ihn sehr beklagen."

„Das glaube ich wohl, denn sein Vater hat ihn von den Pyrenäen hergebracht."

„Er war vor ihm im Hause."

„Auch vor mir."

„Alter, treuer Diener! .... Wir werden ihn wohl unter die große Tanne auf dem Berge begraben."

„Du wirst mir nicht zürnen, Joseppa, aber ich glaube, wir begraben ihn besser am Teiche, gerade auf der Stelle, wo er damals den jungen Prinzen an's Land brachte, als das liebe Kind baden wollte, und bald ertrunken wäre."

Während der Hirte und die Magd sich auf diese Weise über das Vorgefallene unterhielten, zeigte sich im Dorfe ein Unfall nach dem andern. Eine Unglückswolke hatte sich während der Nacht über dem Dorfe

Rossano und über der ganzen Gegend entladen, es war kein Haus, das nicht von Klagen und Geschrei erfüllt worden wäre.

Dennoch hatte der Dieb sein Unwesen nur in den Hühnerhöfen und in den Ställen getrieben, weshalb es auch vorzugsweise die Hausfrauen waren, die Grund zum Klagen hatten. Ein Umstand jedoch trieb den allgemeinen Schrecken auf die Spitze, es war dies die Entweihung des Kirchhofes. Einige Frauen, die früh zur Kirche gegangen waren, fanden das Gras, die blauen Malven, allen Blumen, die man um die Gräber gesetzt hatte, niedergetreten, zerknickt auf der Erde liegen. Kreuze und Grabsteine waren umgestürzt und zerbrochen, und auf dem Boden fand man die Ueberreste eines Mahles; Knochen, Brod- und Fleischstücke, Scherben von Flaschen und Krügen. Die gespensterhafte Bande hatte also die geheiligte Ruhestätte der Todten zu ihrem Ruheplatze gemacht! O, welch' ein Strom von Unglück drohte sich über das Land zu ergießen!

In den angrenzenden Waldungen waren die Spuren einer zahlreichen Reisegesellschaft sichtbar; in den Holzschlägen waren die schönsten Baumstämme abgehauen, und in den Dörfern fanden sich auf den Hausthüren seltsame Zeichen, wunderliche Buchstaben, die sogar die Lehrer sich vergebens zu entziffern bemühten. Und diese Zeichen waren hingemalt mit einer rothen Flüssigkeit, in der Finsterniß der Nacht, von unsichtbaren Händen! .... Waren dies menschliche Hände?

Zu diesem materiellen Schaden, den die räuberische Horde auf ihrem Durchzuge angerichtet hatte, kamen

dann noch, wie man sich leicht denken kann, überspannte und übertriebene Schilderungen von geheimnißvollen und bedeutsamen Begebenheiten, die sich kurz vorher zugetragen. Die Frauen erzählten, daß die Eulen und Käuzchen schon seit vielen Nächten keine Ruhe mehr gehabt, und daß sie unaufhörlich ihr trauriges uhu, uhu, erschallen gelassen, womit sie dem Lande zurufen wollten: „Unglück! Unglück!“ Und so wußte die Eine dieses, die Andere jenes bedeutungsvolle Ereigniß aus der letzten Vergangenheit zu erzählen.

Nicht weiter als zwei Meilen von Rossano hatte man nicht allein das Verschwinden von Hühnern, Tauben und Schafen, sondern auch den Raub mehrer Kinder zu beklagen. Weit und breit umher fand man Nichts als die traurigen Spuren von Räubern und Dieben. Wo man sich auf den Straßen begegnete, blieb man stehen und fragte, wer doch die sein könnten, die so unsichtbar durch das Land geeilt seien, und eine so schreckliche Verwüstung angerichtet hätten.

Viertes Kapitel.

Die Flucht. — Das Thal von San-Lorenzo. — Die Höhle.

Schon frühe an demselben Tage erhielt Lord Mountclare von alle dem, was sich in der Nachbarschaft zugetragen hatte, Kunde. Er besprach sich mit Januario und Joseppa und begab sich dann mit seiner Gattin zu dem ehrwürdigen Pastor, um ihn um seine Meinung zu fragen. Wie seine Pfarrkinder, so war auch der fromme Priester sehr beunruhigt. Er glaubte sich im Gewissen verpflichtet, den edlen Fremden, die seinen Pfarrkindern so viel Gutes erwiesen, zu erklären, daß man nach diesen einfachen Diebereien seiner Erfahrung gemäß bald auch von Raubanfällen und von Ermordungen hören werde.

„Ich habe häufig", fügte der Greis hinzu, „Zigeuner, Gaukler und Wahrsager durch das Land ziehen sehen, und immer waren sie die Vorläufer starker Räuberbanden. Es hatte den Anschein, als gingen sie voraus, um die Bevölkerung in Schrecken zu setzen, und wenn dies geschehen war, dann erfolgten erst harte Schläge."

Diese Worte des Priesters brachten in dem Lord den Entschluß zur Reise, am folgenden Morgen schon das Landhaus des Fürsten von Cellano zu verlassen und nach Neapel zurückzureisen. Denn die schreckenerregenden Gerüchte, die, je weiter sie vordrangen, desto mehr sich vergrößerten, hätten Amalie bei ihren gereizten Nerven und ihrer aufgeregten Einbildungskraft unfehlbar rückfällig gemacht, und so wäre das Uebel vielleicht schlimmer geworden, als es früher war. Man verließ diese Gegend jedoch mit dem Vorhaben, bald dahin zurückzukehren, denn Alle hatten das ruhige Schlößchen liebgewonnen, da Amalie hier einen leichtern Athem, mehr Leben und Kraft erlangt hatte. Aus diesem Grunde hätte der Lord Calabrien auch ohne seine wilden und malerischen Aussichten und ohne das geologische Interesse, das es für ihn hatte, jedem andern Lande vorgezogen.

Man sollte glauben, Amalie habe nur mit Bedauern von der schönen Gegend Abschied genommen, denn in Julianas Gegenwart fand sie sich ganz glücklich dort. Aber in dem Alter, in welchem die beiden Mädchen damals standen, hat der Mensch eine solche Neigung zu steter Abwechselung, daß sie gar nicht ungerne in den Wagen stiegen, um nach Neapel zurückzukehren.

Am Morgen des 11. October rollten drei Wagen, in denen die Familie und die Dienerschaft Platz genommen hatte, auf dem Wege nach der Hauptstadt dahin. Während des ganzen Tages war der Himmel mit einem dichten Wolkenschleier bedeckt, und eine drückende Hitze lagerte auf der Erde. Auch am Abende wollte kein Windhauch die lechzende Natur erfrischen,

Alles schien unter der Last dieser schwülen Atmosphäre erliegen zu müssen. — Am verflossenen Abende hatte der Vollmond das Dunkel der Nacht erhellt, heute jedoch verhüllte ihn der Schleier des drohenden Sturmes, und dieser Schleier zertheilte sich auch nicht einen Augenblick und ließ auch nicht einen Schimmer des freundlichen Lichtes hindurchblinken.

Nach dem Meere zu bohrte sich der Weg zwischen zweien, steil wie Mauern aufsteigenden Bergen durch. In dieser engen Schlucht, wo die Hitze noch viel unerträglicher war, als an jedem andern Orte, waren die drei Wagen in undurchdringliche Finsterniß gehüllt. — Lord Mountclare und seine Söhne boten Alles auf, um die stockende Unterhaltung aufrecht zu halten, indem sie dies für das einzige Mittel hielten, die Befürchtungen und Besorgnisse ihrer weiblichen Reisegesellschaft zu zerstreuen. Vor der Abreise und noch bevor sie die Wagen bestiegen, hatten die Damen versichert, daß sie durchaus keine Furcht hätten, aber es ist bekannt, daß äußere Umstände auf einen jeden Menschen, besonders aber auf das weibliche Geschlecht einen starken Einfluß ausüben, und so hatte auch jetzt der sturmdrohende Himmel, das tiefe Schweigen der Natur, die Erinnerungen an alte Geschichten von calabrischen Räubern und besonders die Ereignisse des vorhergehenden Tages Lady Mountclare, ihre Schwester und die beiden jungen Mädchen gewissermaßen betäubt. —

In der ganzen Gegend war Nichts zu hören, als das Geräusch der im Sande knarrenden Wagenräder, als plötzlich der Knall mehrerer Schüsse die Luft erzittern machte und die calabrischen Postillone sich hart-

näckig weigerten, weiter zu fahren. Vergebens befahl Lord Mountclare, ein Pistol in der Hand, ihnen fortzufahren, sie beharrten auf ihrer Weigerung. Kein Augenblick war zu verlieren. Der Lord, sein ältester Sohn und einer der Bedienten rissen die verrätherischen Postillone von den Pferden, schwangen sich in die leeren Sättel und in rasender Eile flogen die Wagen den Berg hinab.

Die Postillone standen im Einverständnisse mit der lauernden Bande, die im dichten Fichtenholze versteckt, die Schüsse abgefeuert hatten. Sie eilten zu ihren Genossen und trösteten sie wegen des mißlungenen Handstreiches mit den Worten:

„Lasset sie nur davonjagen, bald müssen sie doch Schritt fahren, wenn sie an den Hügel von San-Lorenzo kommen. Wir schneiden sie auf dem Fußwege ab und werden noch zur rechten Zeit im Tannenwalde sein, um den Angriff zu erneuern, und wir werden kurzen Prozeß machen mit diesen übermüthigen Engländern, deren Koffer voll Gold und Edelsteine sind."

Dieser Plan ward befolgt, und unter dem Heulen des ausgebrochenen Sturmes und dem Rollen des Donners eilte die ganze Bande auf schmalem Pfade an den für die Ausführung des Verbrechens bestimmten Ort.

Der Bergabhang, den indessen die Wagen hinabrollten, war ziemlich steil, die Pferde wurden von der Last der Wagen mit fortgerissen. Endlich gelang es jedoch den muthigen Lenkern, die Wagen zum Stehen zu bringen, und nun wurde mitten in dem Toben der Elemente Rath gehalten, was ferner zu thun sei. Sollte man umkehren, oder sollte man in der Richtung

nach San-Lorenzo weiterfahren? Lady Mountclare hielt es für das sicherste, wieder umzukehren. „Seid versichert," sagte sie, „daß die Postillone sich jetzt mit der Bande vereinigt haben, und daß sie uns an der tiefsten Stelle des Thales, wo wir nicht mehr rasch fahren können, erwarten."

„Ohne Zweifel haben wir dies zu befürchten," erwiederte der Lord. „Wenn wir zurückfahren, werden wir vielleicht auf den Nachtrab der Bande stoßen, aber wir sind wohlbewaffnet, und ich glaube, daß wir weniger Feinde zu bekämpfen haben werden, wenn wir unsern Weg fortsetzen, als wenn wir umkehren, denn es können uns nur Wenige zuvorkommen. Ich bedauere jetzt nur, daß wir die drei nichtswürdigen Schurken frei laufen ließen."

„Ja, Vater," sagte der junge Mountclare, „wir hätten sie außer Stand setzen müssen, zu gehen und zu sprechen."

„Einige Pistolenschüsse hätten hingereicht, die ganze Geschichte zu beendigen," bemerkte der Kammerdiener.

„Man hätte sie an einen Baum binden können, so wäre wohl jede Gefahr beseitigt und doch kein Blut vergossen worden," sagte die mitleidige Amalie.

Nach kurzem Bedenken siegte die Kühnheit, und anstatt zurückzufahren, eilten die Pferde wieder mit aller Schnelligkeit die noch übrige Strecke des Berges hinab.

Die Berathung hatte jedoch einigen Aufenthalt verursacht, und so hatten die Räuber Zeit gewonnen, ihre Maßregeln zu ergreifen. — Der Sturm wüthete

indessen fort, die Finsterniß wurde immer dichter und der Donner rollte schrecklich. Wie wir vorausgesehen haben, wurden die Reisenden, nachdem sie eine hölzerne Brücke, die über einen sich tief in das Thal erstrecken= den Meeresarm geschlagen war, passirt hatten, und die Pferde Schritt gehen mußten, um den Berg zu erstei= gen, von einem heftigen Gewehrfeuer empfangen. Ueber den Weg waren von einem Baume zum andern Seile gespannt, die Pferde verwickelten sich und stürzten. Lord Mountclare leistete mit den Seinen heftigen Wi= derstand und einige Augenblicke hätte man glauben können, daß sie den Räubern entgehen würden, die zwar zahlreicher als sie, aber feig waren, wie der größte Theil dieser Elenden zu sein pflegt. — Schon war der junge Mountclare, obgleich an einer Schulter durch eine Kugel verwundet, vom Pferde gesprungen, und bemühte sich mit zwei Dienern, die Seile durch= zuschneiden, die den Pferden den Weg versperrten, schon begann der erste Wagen weiterzufahren, aber während so ein Theil der waffenfähigen Männer vor den Wagen beschäftigt war, den Weg frei zu machen, hatten einige Calabrier, mit langen Degen bewaffnet, sich an die große Berline geschlichen, drangen plötzlich in den Wagen ein und warfen sich auf die darin be= findlichen Personen. In demselben Augenblicke rief auch ein Geschrei aus der Carosse den Lord dorthin.

„Hülfe! Hülfe!" riefen seine Gattin, seine Schwä= gerin und seine Tochter fast wie aus einem Munde. Der Lord hörte Nichts mehr, als nur diese flehenden Stimmen, sprang vom Pferde und eilte der Carosse zu. Aber einer der Banditen stieß ihm den Dolch bis zum Griffe in die Brust. Der Unglückliche stürzte zu

Boden und eine Lache Blutes bezeichnete den Ort, wo er den mörderischen Stoß empfangen. Er sah noch, wie die Mörder seine Tochter und Juliana aus dem Wagen rissen und fortschleppten. Seine Gattin jedoch sah er nicht. Mühsam schleppte er sich zu dem Wagen, doch welch' ein furchtbares Schauspiel bot sich hier seinem brechenden Auge. — Die Leiche seiner Gattin lag auf dem Boden des Wagens, ihr blutiges Haupt hing herab zur Erde und aus einer klaffenden Wunde auf der Brust strömte noch fortwährend das Blut hervor...

Als der junge Mountclare den Hülfeschrei seiner Mutter, Tante und Schwester hörte, stürzte er wie sein Vater zu dem Wagen, um sie zu retten, aber drei Calabrier warfen sich auf ihn, versetzten ihm mehrere Dolchstiche und warfen ihn mit den Leichen der zwei Diener in einen Graben an der Seite der Straße. Von dem Graben aus hörte Georg noch immer die Stimme seiner Tante:

„Georg! Georg! sie haben meine Schwester ermordet .... haben meine Nichte geraubt .... O, Georg, wo bist Du? O, Georg, komm' mir zu Hülfe! ..."

„Ruhig!" herrschte der Anführer der Bande sie an, „wenn Du nicht schweigst, wird mein Degen Dir das Schreien vertreiben."

Die unglückliche Frau aber fuhr fort, zu klagen und zu jammern .... zwei Pistolenschüsse knallten .... und Georg hörte Nichts mehr. Dieses Schweigen war ihm schrecklicher, als das Jammergeschrei, das er einen Augenblick vorher vernommen hatte.

Während dies um die Wagen her vorging, wurden Amalie und Juliana von mehreren, schwer mit Beute beladenen Banditen in das Dickicht des Waldes geschleppt. Betäubt von Schrecken, achteten die beiden jungen Mädchen der Drohungen ihrer Räuber nicht und hörten in ihrer Verzweiflung nicht auf, die Lüfte mit ihrem Geschrei zu erfüllen. — Zwei Stunden lang drangen Abbruzzio's Leute, denn die Bande dieses berüchtigten Räubers hatte den blutigen Handstreich geführt, dessen schrecklichen Ausgang wir so eben erzählt haben, in das Dickicht des Waldes vor. Der Tag war noch nicht angebrochen, als sie eine weite, mit Haidekraut bewachsene, nur zuweilen von ungeheuern Granitfelsen unterbrochene Lichtung betraten. Bei einem dieser Felsen befand sich ein durch dichtes Gestrüpp bewachsener Eingang zu einer Höhle. Hier angekommen, zündete einer der Räuber eine Pechfackel an und befahl Denen, die Amalie und Juliana bisher getragen hatten, damit man desto rascher vorankomme, ihm zu folgen. Eine steile, in den Boden gehauene Treppe führte sie in die geräumige Höhle, die der ganzen Bande Abbruzzio's zum Aufenthalte diente. Amalie bemerkte nicht, an welchen schauerlichen Ort sie gebracht wurde, sie war besinnungslos und mußte von den Männern, deren Hände und Kleider vom Blute ihrer erschlagenen Eltern und nächsten Anverwandten trieften, hinab getragen werden. Die kräftigere und muthigere Juliana folgte mit festem Schritte, Amalien's Hand, die wie todt herabhing, immer in der ihrigen haltend. Nachdem sie wenige Schritte gegangen waren, erweiterte sich der schmale Gang allmählich und sie betraten einen geräumigen, erhellten Platz, der die eigentliche

Höhle bildete. Harzfackeln, auf den hervorspringenden Kanten der Felsen, welche die Wände bildeten, befestigt, verbreiteten ihr röthliches Licht in dem dumpfen Gewölbe. Eine Menge Menschen eilte geschäftig hin und her, bald vor dem düstern Scheine der Fackeln vorüber gleitend, bald in finstern Gängen verschwindend, die noch tiefer in die Erde hinabführten.

Noch viel entsetzlicher, als ihre Räuber, erschienen den beiden Mädchen einige alte, nur mit elenden Lumpen bedeckte Frauen. Mit rauher gebieterischer Stimme sagte der Anführer der Bösewichter, die Juliana und Amalie aus dem Thale von San-Lorenzo bis hierher gebracht hatten, den Frauen, welche den neuen Ankömmlingen entgegengeeilt waren:

„Diese zwei Prinzessinen vertraue ich Euerer Obsorge an, seid aufmerksam und zuvorkommend. Betragt Euch gegen sie auf die ehrerbietigste Weise. Traget Sorge für die Kranke und habt ein wachsames Auge auf die Andere. Und seid versichert, wenn eine von ihnen nur die geringste Klage gegen Euch führt, so wird die Gerechtigkeit des großen Abbruzzio sie rächen und Euch strafen."

Während der Anführer diese Befehle gab, legten seine Genossen die noch immer bewußtlose Amalie auf mehrere über einander gelegte Matrazen in einer finstern Ecke der Höhle nieder. Zwei von den Frauen, den eben erhaltenen Befehlen gehorsam, traten zu ihrer Pflege herzu. Juliana saß an dem Lager der Kranken und stützte den Kopf derselben mit ihren zarten Händen. Wäre sie nicht allzusehr mit Amalie beschäftigt gewesen, so hätte sie, die so lange blind gewesen, hier ein Schauspiel erblicken können, wie es sich selten

findet. Allerlei abentheuerliche und seltsame Gegenstände lagen umher. Wie in einem großen Waffensaale lagen hier Dolche, Säbel, Degen, Pistolen, Carabiner, Gewehre und Bajonnette in Massen aufgehäuft. Costüme aller Art lagen dort umher, Mäntel von allen Farben, Kleider von jedem Schnitte; hier lag der spitze Hut der Calabrier, die phrygische Mütze der Lazzaroni, der Helm der Dragoner, Hüte, wie sie an den Höfen getragen wurden, dort lagen spanische Mützen, Birete von Geistlichen, Turbane von Arabern und Türken. Hier war die Garderobe, wo Abbruzzio's Leute ihre Verkleidungen hernahmen.

Etwas weiter entfernt wurde die Beute dieser Nacht aufgespeichert, Ballen, Körbe, Kisten und Kästchen, mit werthvollen Gegenständen gefüllt. Zur Seite lagen Lebensmittel und Vorräthe für das blutige Handwerk der Bewohner der Höhle, Säcke, Körbe, Krüge, Flaschen und Gläser, Pulver und Kugeln. In einem andern Theile der Höhle, welchen die Räuber unter sich die Kapelle nannten, wurden in schöner Ordnung die Gegenstände und heiligen Gefäße, welche sie in Kirchen und Klöstern geraubt hatten, aufbewahrt.

Aus dieser Kapelle brachte der Anführer Julianen ein schönes Crucifix, indem er sagte:

„Mein Fräulein, Ihre Freundin, die wieder anfängt, zu Bewußtsein zu kommen, wird wohl für ihre Familie, deren Eigensinn zu unserm größten Bedauern unsere Leute diese Nacht gezwungen hat, sie zu tödten, beten wollen. Hier haben Sie ein Crucifix, beten Sie für die Seelen Ihrer Verwandten, Sie werden Jesus, unsern Herrn, nicht vergebens um ihre Seelenruhe

bitten. Was Sie beide betrifft, so haben Sie Nichts zu befürchten. Abbruzzio's Treue und Ehre nehmen Sie in sichern Schutz, und ich, sein bester Freund, sein zweites Ich, ich bürge Ihnen für jedes Haar Ihres Hauptes."

In diesem Augenblicke kam Amalie wieder vollständig zum Selbstbewußtsein, und als sie auf den ersten Blick erkannte, daß ihre theure Juliana sie stützte und pflegte, erhob sie sich, breitete ihre Arme aus gegen die treue Freundin, zog sie an die Brust und fragte mit herzzerreißender Stimme:

„Juliana, Juliana! Sind wir beide denn ganz allein? Mein Vater, meine Mutter, meine Tante, meine Brüder . . . . o, weißt Du denn Nichts von ihnen? Sind sie alle umgekommen?"

Juliana konnte alle diese Fragen nur mit Seufzen beantworten, aber aus diesem Schweigen erkannte Amalie die ganze Größe ihres Unglückes und empfand all die Schmerzen einer Waisen. Eine solche Beklemmung ergriff ihre Brust, daß sie in einen todtähnlichen Zustand versank.

Auch Juliana war so ergriffen, daß sie ihre Freundin einige Augenblicke den Händen der beiden anwesenden Frauen überlassen mußte. Aber sobald sie sich wieder Etwas erholt hatte, bereitete sie Amalien einen Thee, durch den sie am ehesten die Bewußtlose in's Leben zurückrufen zu können glaubte. Die ältere der beiden Frauen sah dies als ein Zeichen des Mißtrauens gegen sich an und verwies es Juliana. Die jüngere jedoch, die nicht älter als zwanzig Jahre zu sein schien, nahm sie in Schutz und sagte zu der ältern:

„Warum willst Du Dich denn darüber erzürnen, Januaria? Ist es denn nicht ganz natürlich, daß eine Freundin ihre Freundin selbst pflegen will?“

Dann zu Juliana gewandt, fuhr Peppitta, auf Amalien zeigend, fort:

„Ich war gerade wie sie .... Auch ich hatte große Furcht, als ich mich zum ersten Male unter all' diesen Banditen sah .... Fahren Sie nur fort, mein liebes Fräulein, Ihre Freundin zu pflegen, und wenn Sie Etwas brauchen, so wenden Sie sich nur an mich.“

Als Peppitta jedoch sah, daß Januaria über ihre Worte die Stirne runzelte, legte sie einen Finger auf den Mund und gab Juliana zu verstehen, daß sie ihr ein andermal mehr erzählen werde.

Es lag in dem Benehmen dieser Person etwas Anmuthiges und zugleich ein Zug von Rohheit, etwas Natürliches und zugleich etwas Gezwungenes. Ihr gewöhnlich wilder Blick wurde zuweilen ganz sanft und bescheiden. Ihre Stimme, roh, wenn sie mit ihren Gefährten sprach, wurde wohltönend und angenehm, wenn sie mit Denen sprach, denen sie wohlwollte. Ihre lebhafte und rohe Sprache hatte zuweilen ein mitleidiges Wort, das Denen so wohlthut, die das Geschick von der Höhe des Glückes gestürzt hat.

Das Haar, die Augenbraunen und Wimpern der Zigeunerin waren rabenschwarz. Ihre Hautfarbe war braun, wie die der Andalusier oder Aegypter. Ihr Costüm war ebenso malerisch als fremdartig, Schultern und Arme waren gänzlich unbedeckt. Das bunte Kleid reichte nur bis zu den Knieen und wurde ergänzt durch weite Beinkleider, die sie nach Art der Mamelucken

oberhalb des Fußknöchels gebunden hatte, türkische Schuhe bedeckten ihre kleinen Füßchen. Das glänzende Haar war mit einer Schärpe turbanartig umschlungen, deren Enden zu beiden Seiten ihres freundlichen Antlitzes bis auf die Schultern herabhingen. Um den Hals trug sie einen Rosenkranz von großen Korallen; ein silbernes Kreuzchen, Medaillen, Amulette und Talismane, an dem Rosenkranze befestigt, hingen auf ihre Brust herab. Ein indischer Gürtel, in welchem ein arabischer Dolch mit funkelndem Griffe stak, vollendete ihr Costüm.

Wir sehen auf den ersten Blick, daß in diesem Gemische von Zierrathen die grellsten Gegensätze herrschen, in demselben Bande hingen neben einander Medaillen, kleine Fetische und orientalische Talismane, in der Nähe des Rosenkranzes und des Kreuzes glänzt die Schärfe des Dolches! Doch dieselben Gegensätze finden wir auch in dem Geiste und Charakter Peppitta's. — Sie trug das Kreuz auf der Brust, kannte aber die Religion Christi kaum dem Namen nach. In ihrer natürlichen Herzensgüte hätte sie es nicht vermocht, irgend Jemanden ein Leid zuzufügen, und doch war ihre Hand immer auf den Dolch gestützt. — Zuweilen rief sie die allerseligste Jungfrau an und betete den Rosenkranz, und den Augenblick darauf verlangte sie von ihren Fetischen, daß sie ihr die größte Schönheit und die höchsten Reize verleihen möchten, die eine Zigeunerin besitzen könne. Sie war eine Genossin von Räubern und doch war sie so sanft und so gut wie jene frommen Schwestern, die in den Hospitälern ihr Leben dem Dienste der Kranken und Verwundeten opfern.

Wenn Peppitta hin- und herging, um das Nöthige für Amalie zu besorgen, versuchte es wohl der eine oder der andere der auf dem Boden umherliegenden Banditen, mit ihr zu scherzen, aber mit der Würde und dem Anstande einer Königin erzwang sie sich Ruhe und Achtung.

Januaria und Peppitta befahlen zweien Banditen, aus dem Magazine Tapeten herzubringen und an vorstehenden Felsen zu befestigen, um so den Ort, wo man für die beiden gefangenen Mädchen Betten hergerichtet hatte, von dem übrigen Theile der Höhle zu trennen. Hierauf nahmen sie eine lange neapolitanische Binde Abbruzzio's, befestigten die beiden Enden, der papiernen Scheidewand entlang, an den Felsen und zeigten auf diese Art den übrigen Bewohnern der Höhle an, daß es nach dem ausdrücklichen Willen des Hauptmannes einem Jeden verboten sei, diesen so abgegrenzten Raum zu betreten. In der ganzen Bande hätte es nicht einer gewagt, auch der Verwegenste und Ungehorsamste nicht, diesen Gürtel unbeachtet zu lassen, denn die Todesstrafe war darauf gesetzt, die Schnur zu überschreiten.

Es nimmt uns jedoch nicht Wunder, daß Amalie und Juliana, trotzdem daß sie von den Räubern ganz abgeschlossen waren, die erste Nacht gar nicht schlafen konnten. Ihre beiden Wärterinnen jedoch, an diese Lebensweise gewöhnt, schliefen auf einer zwischen die beiden Betten gebreiteten Matte bald ein. Häufig richtete sich Juliana auf ihrem Lager auf und betrachtete die Zigeunerinnen. Ihre Häupter ruhten auf einem und demselben Strohkissen, und das lange, schwarze, jetzt aufgelöste Haar Peppitta's wand sich

schlangenförmig um das weiße Haar der alten Januaria.

Jenseits der Scheidewand hörte Juliana ein verworrenes Geräusch; das war ein unaufhörliches Kommen und Gehen, und trotz der Vorsicht, mit der die Arbeitenden sich bewegten, merkte doch Juliana, daß man Ballen und Kisten brachte und ablud . . . O! mit welcher Spannung lauschte Juliana, ob sich unter dieses Geräusch keine andern Töne mischten! . . . So gerne hätte sie, die sanfte, mitleidige Juliana, Stöhnen, Klagen und Seufzen vernommen . . . Aber nein, sie konnte nichts dergleichen hören . . . Dieser Umstand, daß sie keine bekannten Stimmen vernahm, war schrecklich für sie. Also waren denn wirklich Alle, die sie als zu ihrer Familie gehörig betrachtete, umgekommen . . . . also war denn die arme Amalie wirklich eine Waise! . . .

Weder sie noch Amalie hatte ihre Uhr behalten. Alles Gold, alles Geschmeide, das sie getragen hatten, war in die Hände der Räuber gefallen. Und doch hätten sie so gerne gewußt, ob die Sonne bald aufgehe, hätten so gerne ausgeforscht, welches Schicksal ihrer ferner harre. Sie sahen sich überall um, konnten aber kein anderes Licht entdecken, als das der Lampe, die vom Gewölbe herniederhing, und das der düstern Fackeln. Vielleicht war draußen die Natur schon erwacht, und erfreute sich jede Creatur des Aufganges der Sonne, die der Erde wieder Luft und Wärme brachte, während in der Höhle Alles so finster, so traurig und schrecklich war! . . Ach! hierher, wohin man sie als Gefangene geschleppt hatte, hierher war noch nie ein Sonnenstrahl gedrungen.

Aus dem Lärm, den sie in der Höhle hörten, schlossen sie indessen, daß der Tag angebrochen sei, denn die Leute, in deren Gewalt sie gerathen waren, ruhten am Tage von ihren Verbrechen aus und verließen ihren unterirdischen Schlupfwinkel nur in der Finsterniß der Nacht. Viele von ihnen kannten das Leben und Treiben der Welt nur aus dunkler Erinnerung, denn der größte Theil der Bande war in diesen Höhlen, in diesem Räuberleben, das sich in Dunkel hüllen muß, um sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, alt geworden. Jedes Alter war unter ihnen vertreten; man sah Greise und Greisinnen unter ihnen, Männer und Frauen in der Blüthe des Lebens, Jünglinge und Jungfrauen und Kinder vom zartesten Alter, jedes von ihnen fand bei Verbrechen die ihm angemessene Arbeit und wie im gewöhnlichen Leben jeder Staat seine Rangunterschiede und Abstufungen hat, so war dies auch in der Bande Abbruzzio's der Fall. —

Januaria und Peppitta hatten sich inzwischen von ihrem harten Lager erhoben, und die letztere theilte den beiden Freundinnen mit, daß es sechs Uhr des Morgens sei. Da sie als Wahrsagerin einen großen Theil Europa's durchzogen hatte, sprach sie mehrere Sprachen und redete die Gefangenen zu deren größtem Erstaunen nicht italienisch, sondern englisch an:

„Die alte Januaria", sagte sie, „ist für einige Stunden abgerufen worden, der Kapitän bedarf ihrer zu einem neuen verruchten Streiche, den er heute auszuführen gedenkt. Verweigern Sie nicht, was wir Ihnen in ihrer Abwesenheit vorsetzen. Ich und eine andere aus unserer Gesellschaft werden Sorge für Sie tragen. Schweigen und hoffen Sie! . . ."

S. 81.



Ausführ, Stich u. Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Juliana.

Sich einen Augenblick besinnend, sagte sie mit einem Blicke auf Amalie:

„Die Kranke ist eine Engländerin, ich will ihr sogleich ihren Thee bringen."

Wirklich brachte sie nach wenigen Minuten eine Platte, auf der sich Alles befand, was der Engländer zu seinem Frühstücke bedarf, und stellte sie auf einen Felsblock, der als Tisch diente.

Kaum hatten jedoch die beiden Mädchen einen Blick auf das Aufgetragene geworfen, so brachen sie in heftiges Weinen aus. Sie erkannten die Tassen, den Theetopf, die Zuckerdose, Zuckerzange und die kleinen silbernen Löffelchen. Es war der ganze Inhalt des Reisekästchens, das Lady Mountclare immer bei sich zu führen pflegte. Die gutmüthige Peppitta hatte geglaubt, ihnen einen großen Gefallen zu erweisen, wenn sie ihnen den Thee in demselben Geschirre aufträge, dessen sie sich bisher so oft bedient hatten. Welche grausame Schmerzen sie den verwaisten Kindern bereiten werde, davon hatte sie gar keine Ahnung.

Während Amalie sich ihren Gefühlen ganz hingab und in ihrem Schmerze jedes einzelne Stück küßte, das noch gestern ihrer Mutter gehört hatte, hob Peppitta den Vorhang auf, der das Schlafgemach der schönen Kranken bildete, und sagte:

„Joachimo, ein Offizier Abbruzzio's, wünscht Sie zu sprechen, Milady; da er aber weiß, daß Sie krank sind, verlangt er nicht, daß Sie sich zu ihm bemühen, sondern er kommt zu Ihnen."

In demselben Augenblicke trat ein Mann von schönem, schlankem Wuchse, noch in der Fülle der

jugendlichen Schönheit und Kraft, an das Bett der Kranken, nahm ehrerbietig seinen grauen, breitkrämpigen Hut vom Kopfe und begann mit einer tiefen Verbeugung:

„Wenn Abbruzzio, mein mächtiger Herr, hier anwesend wäre, so würde er ohne Zweifel Ihnen selbst das sagen, was ich Ihnen in seinem Namen verkünden soll. Man weiß schon in Neapel, daß Sie beide in unsere Gewalt gerathen sind, und daß Ihre Verwandten oder Freunde ein sicheres und unfehlbares Mittel besitzen, Sie zu befreien, wenn sie nur wollen. Abbruzzio, der noch nie sein Wort gebrochen hat, hat bei dem Blute des heiligen Januarius geschworen, Sie an dem Tage, an welchem er an einem von ihm bezeichneten Orte ein Lösegeld von dreißig tausend Dukaten finden werde, Ihren Verwandten wieder zurückzugeben. Man hat Ihnen gestern ein Crucifix gegeben, falten Sie Ihre Hände zum Gebete, knieen Sie nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten und beten Sie, damit unsere Nachricht zu den Ohren Derjenigen gelange, denen Sie am Herzen liegen, und daß die von meinem Herrn und Hauptmanne, dem mächtigen Abbruzzio, festgesetzte Summe baldigst ausgeliefert werde. Dann, meine Fräulein, werden Sie die Freiheit wiedererlangen und Sie können sagen, daß die Bande Abbruzzio's der Schwachen zu schonen und die Frauen zu achten weiß, wenngleich sie die Reichen ausplündert."

„Ach", sagte Amalie schmerzlich erregt, „Sie haben von meinen Verwandten gesprochen . . . aber sind denn nicht Alle unter Ihren Streichen gefallen?"

„Unter meinen Streichen! Nein, wahrhaftig nicht! Ermorden ist nicht meine Sache; ich bereite einen Hand-

streich vor, ich helfe Thore einstoßen, schwimme durch Gräben und steige über Mauern, ich nehme den Reichen ab, was Gott ihnen zu viel gegeben hat, weil die Gerechtigkeit verlangt, daß alle Menschen gleich begütert seien, aber Kinder, Frauen und Greise tödten, das widerstrebt meinen Gefühlen und thut mir im Herzen weh. Wenn ein kräftiger Mann mir hindernd in den Weg tritt, dann natürlich spreche ich nicht lange, ich schlage ihn nieder, wie der Jäger den Eber niederschießt. Sehen Sie," setzte er hinzu, indem er seine Hand auf Amaliens Bett legte, „sehen Sie, ob an dieser Hand Blut klebt."

Amalie konnte Nichts sehen, da ihre Augen noch mit Thränen gefüllt waren, Juliana aber bemerkte, daß seine Hand für einen Mann sehr zart und außerordentlich weiß war und daß er an seinen langen Fingern mit Edelsteinen besetzte Ringe trug. Diese Hand, die einer Person aus den höhern Ständen anzugehören schien, hatte gewiß noch nie bei einer schrecklichen Mordscene mitgearbeitet.

Bevor Joachimo die Mädchen verließ, gab er ihnen noch die Erlaubniß, außerhalb der Höhle frische Luft zu schöpfen.

„Die dumpfe und drückende Luft dieser unterirdischen Wohnung", sagte er, „könnte Ihre Krankheit verschlimmern, Milady. Sie müssen die frische und mit Wohlgerüchen erfüllte Morgenluft genießen. Machen Sie einen Spaziergang unter den hohen Tannen, die über uns wachsen. Wir wollen zudem jetzt eine Berathung hier abhalten; Sie würden sich dabei unbehaglich fühlen und auch uns lästig sein. Peppitta wird Sie auf Ihrem Spaziergange begleiten. Ver-

sprechen Sie mir nur, keinen Fluchtversuch zu wagen, es wäre doch Alles vergebens, was Sie zu einem solchen Zwecke unternähmen. Sie haben keine Hoffnung, als in der Zahlung des Lösegeldes, das, seien Sie dessen versichert, nicht ausbleiben wird. Mein Gefühl sagt mir, daß Ihre Angehörigen Sie um jeden Preis loskaufen werden."

Ein Lächeln schwebte auf Juliana's Lippen. Bei ihrer lebhaften und feurigen Phantasie und nach den vielen Erzählungen, die sie über Räuber gehört hatte, konnte sie sich einen solchen nur als robusten Mann mit schwieligen Händen und roher, gemeiner Sprache vorstellen, und siehe, jetzt stand ein Räuber vor ihr, ein schöner Mann mit zarten, weißen Händen, dessen Sprache ebenso fein als gewählt war!

Fünftes Kapitel.

Eine Wohlthat im Unglücke. — Geschichte einer Zigeunerin. — Die Anwerbung.

Als Joachimo sich zu seinen Genossen in die Höhle zurückbegeben hatte, drang Juliana ernstlich in Amalie, von der angebotenen Vergünstigung Gebrauch zu machen. „Wir bedürfen beide der Kraft und Stärke", sagte sie, „da wir erst im Anfange der Prüfungen stehen. Und damit Deine Seele, theuere Freundin, im Stande sei, alle ihre Pflichten zu erfüllen, mußt Du Sorge tragen, daß auch Dein Körper gegen das Unglück anzukämpfen vermag."

Während sie ihre kranke und bleiche Leidensgefährtin so aufmunterte, war sie zugleich damit beschäftigt, sie zu dem bevorstehenden Spaziergange anzukleiden. Als beide bereit waren, riefen sie Peppitta. Sie schlugen den Vorhang ihres Stübchens zurück und waren erstaunt, nicht mehr Lärm in der Höhle gehört zu haben, denn mehr als hundert Menschen füllten dieselbe an; die einen lagen in Mäntel gehüllt auf Matten, andere saßen auf geraubten Koffern und Kisten, noch andere lehnten sich an die Felsen an und wieder

andere, vollständig bewaffnet, standen in eifrigem Gespräche bei einander, das mit leiser, flüsternder Stimme geführt wurde.

Ein Gemurmel der Ueberraschung und Verwunderung erhob sich in der Menge, als die beiden schönen Gefangenen Arm in Arm wie zwei Engel, hindurchschritten. Alle, die auf ihrem Wege waren, Greise und Jünglinge, Männer wie Frauen traten ehrerbietig zur Seite. Ueberall sprach man sich lobend und bewundernd über die Schönheit und Anmuth der Gefangenen aus. Trotz dieser Complimente jedoch, die so laut gemacht wurden, daß diejenigen, denen sie galten, sie hören mußten, suchten diese so rasch als möglich den Ausgang aus dieser Lagerstätte des Verbrechens zu erreichen.

Vergebens sah sich Juliana in den Wänden der Höhle nach einer Thüre um, sie konnte Nichts wahrnehmen, als graue Felsen, die sich etwa fünfzehn bis zwanzig Fuß steil wie Mauern in die Höhe erhoben und sich dann zu einem ganz regelmäßigen Gewölbe vereinigten, an welchem sich Tropfsteine gebildet hatten, die man ganz gut mit den Verzierungen vergleichen könnte, womit die Baumeister des Mittelalters die prachtvollen und kühnen Gewölbe der Kirchen auszuschmücken pflegten.

Wir haben oben gesagt, daß in der Lichtung, unter der die Höhle sich befand, große Felsblöcke zerstreut umherlagen, und der Eingang zu der Höhle sich nahe bei einer solchen Felsmasse befand. Wie jedoch die Höhle selbst die Niederlage dessen war, was die zahlreiche und gefürchtete Bande Abbruzzio's auf ihren Streifzügen erbeutet hatte, so läßt sich auch leicht

vermuthen, daß sie einen geheimen und starken Verschluß hatte. Dieser Verschluß war nicht von Stahl noch von Eisen, er war so natürlich und doch so gut versteckt, daß es dem Auge eines Unbekannten unmöglich war, ihn zu sehen. Ein Felsen von ungeheurem Umfange wurde durch eine künstliche Vorrichtung hoch genug in die Höhe gehoben, um auch einen schwerbepackten Mann bequem aus- und einzulassen. — Als Amalie und Juliana zu diesem geheimnißvollen Thore gekommen waren, sahen sie plötzlich den Felsen sich bewegen und unter dem Gerassel von schweren Ketten langsam in die Höhe steigen.

Kaum hatten sie mit Peppitta den seltsamen Ausgang durchschritten, so empfanden sie im Angesichte eine so sanfte und erfrischende Luft, daß Beide sich sogleich neugestärkt fühlten. Das war nicht mehr die feuchte und schwüle Luft jener unterirdischen Wohnung, es war nicht mehr der trübe Schein einer qualmenden Lampe und übelriechender Pechfackeln, der ihnen Licht gab, nein, jetzt wandelten sie in den Strahlen der schönen Sonne, jetzt athmeten sie mit Lust die kühle und wohlduftende Luft eines schönen und hellen Morgens ein. Amalie und Juliana bestiegen einen Hügel, der sich mitten in der Lichtung erhob. Als sie sich hier umsahen und die Natur in ihrer schönsten Pracht zu ihren Füßen, einen blauen Himmel über sich erblickten, da wurden sie von ihren Gefühlen überwältigt, sie sanken auf die Kniee nieder, und ein stilles, aber heißes Gebet stieg auf aus ihren Herzen zum lieben Gott. Ihr Gefühl war im ersten Augenblicke das der Freude, doch mischte sich in diesen einen Tropfen Honig, der ihnen zu verkosten vergönnt war, ein ganzer

Becher Galle. Die Luft, die sie einathmeten, der schöne italische Himmel, den sie anschauten, das Rauschen der Bäume über ihren Häuptern, das ihnen so harmonisch im Ohre klang, das Moos und das Haidekraut, schön wie ein mit Blumen durchwirkter Teppich, alle diese Dinge, die sie entzückten, konnten diejenigen, die sie am meisten liebten, nicht mehr sehen, nicht mehr hören, nicht mehr empfinden! Gerade dann, wenn ein Strahl des Glückes uns trifft, dann beklagen wir die Verstorbenen am meisten.

Die drei Mädchen waren nicht allein ausgegangen. Joachimo hatte zur Vorsicht zwei Männern Befehl gegeben, ihnen von ferne zu folgen, um sie gegen jeden etwaigen Ueberfall zu beschützen. Diese Wächter befolgten ihre Weisung so gut, daß weder Amalie, noch Juliana ihre Nähe ahnten. Amaliens Schwäche erlaubte ihr nicht, weit zu gehen. Sie setzte sich daher mit Juliana auf einen mit Moos bewachsenen Felsen in der Nähe einer kleinen Quelle, die eine kurze Strecke auf dem Sande sichtbar war und sich dann murmelnd im Haidekraut verlor. Peppitta ließ sich anmuthig im Haidekraute nieder und wickelte Amaliens Füße in ihren weiten Shwal, um sie zu erwärmen und vor dem Morgenthau zu schützen.

Durch dieses zuvorkommende Benehmen suchte sie sich das Vertrauen der beiden Fremden, die sie schon bei deren Eintritt in die Höhle liebgewonnen hatte, zu erwerben. Sogleich suchte sie eine Unterhaltung anzuknüpfen, um die trauernden Freundinnen etwas zu zerstreuen.

„Wir haben wenigstens zwei volle Stunden, die wir frei und unbelästigt mit einander verplaudern

können", begann sie. „Man erwartet heute oder morgen Abbruzzio, den Oberhauptmann. Und wenn Januaria aus dem Dorfe zurückkommen wird, wohin sie zu einem Pastor geschickt wurde, um unter allerlei Vorwänden Dokumente zu erlangen, die er allein besitzt, und die unserer Gesellschaft zu einem guten Fange verhelfen können, wenn Januaria, sage ich, zurückkommen wird, dann hat sie vollauf mit den Zurüstungen zu dem großen Gelage zu thun, das zu Ehren der Ankunft Abbruzzio's veranstaltet wird. Januaria hat überhaupt alle Festlichkeiten der Bande anzuordnen und zu leiten. Sie müssen wissen, edle Fräulein, daß seit drei Jahren ein Preis auf den Kopf Abbruzzio's gesetzt ist, aber bisher hat noch Niemand es versucht, den versprochenen Lohn zu verdienen. Indessen ist man in der Bande doch nicht ohne alle Besorgniß, und man sagt, daß Abbruzzio Alle, die ihn als ihren Hauptmann anerkennen, über ganz Italien zerstreuen und vertheilen werde, um den Schweizer-Regimentern zu entgehen, die der König von Neapel kürzlich nach Calabrien geschickt hat. Man sagt sogar, Joachimo müsse über die Alpen gehen, um in Frankreich zu „arbeiten." Wenn er dorthin geht, dann gehe ich mit ihm. Er ist nicht grausam, wie Sie aus dem entnehmen können, was er Ihnen heute Morgen gesagt hat. Sein Herz ist ebenso gut, wie sein Gesicht schön ist, und ich liebe ihn . . . wie einen Bruder. Er war auch nicht bei dem Ueberfalle im Thale von San-Lorenzo, nein, nein, er war nicht da, ich versichere es Ihnen. Sie können ihn darum ohne Scheu ansehen . . . es klebt kein Blut an ihm."

„Wenn das wirklich geschehen sollte, was Du so-

eben von der Auflösung der Bande erzählt hast, bevor unser Lösegeld an der von Abbruzzio bestimmten Stelle hinterlegt ist, und wir deßhalb unsere Freiheit vor dem Auseinandergehen der Leute, unter denen Du lebst, noch nicht erlangen können, so suche doch Joachimo, auf den Du großen Einfluß zu haben scheinst, zu bewegen, daß wir Drei nicht von einander getrennt werden", bat Juliana. „Die große Sorgfalt, mit der Du dich meiner armen Freundin angenommen hast, haben Dir mein Herz gewonnen, und was uns auch begegnen mag, wir werden Dir immer unsere Dankbarkeit und Freundschaft bezeigen."

Die großen glänzenden Augen der jungen Zigeunerin füllten sich mit Thränen, als sie diese Worte hörte, und ein Lächeln der Freude schwebte auf ihren Korallenlippen.

„O! welche Wohlthat", sagte sie, indem sie Juliana's Hand ergriff und stürmisch an ihr Herz drückte, „welche Wohlthat sind diese Worte für eine arme Unglückliche wie ich, für ein Mädchen, das seit langer Zeit sein heimathliches Dorf nicht mehr gesehen hat, das verurtheilt ist, unter Räubern zu leben! O süß, wie dem dürstenden Kinde die Muttermilch sind Ihre Worte, erquickend wie das frische Quellwasser dem Hirsche des Waldes, der flüchtig dem verfolgenden Jäger enteilt!"

„Wie lange bist Du denn schon bei dieser Bande, gutes Mädchen"? fragte Juliana. „Du scheinst ein so edles und gefühlvolles Herz zu haben, daß wir nicht glauben können, Du seiest schon lange unter diesen umherschweifenden und rohen Leuten."

„Ach! schon beinahe zwei Jahre", erwiederte

Peppitta erröthend. „Joachimo, der aus demselben Dorfe ist, wie ich, und dessen Vaterhaus dicht neben dem meinigen stand, wurde im Alter von siebenzehn Jahren in eine schlimme Geschichte verwickelt. In einem Liebeshandel gerieth er mit einem Nebenbuhler in Streit. Sie griffen zu den Waffen, und in einem Duelle tödtete Joachimo seinen Nebenbuhler, den Sohn eines in der ganzen Gegend sehr einflußreichen Mannes. Joachimo mußte sich verstecken, denn bei uns haben die Reichen wie überall die Mittel in der Hand, ihre Feinde zu verfolgen.

Während unser junger Nachbar, der von Jugend auf mein Spielkamerad gewesen war, und den man im Dorfe wegen unserer Freundschaft meinen Bruder nannte, sich verborgen hielt, brachten seine Eltern und Freunde ihm die nothwendige Nahrung und Alles, dessen er bedurfte, der Reihe nach in sein Versteck. An mich kam die Reihe, wie an jeden Andern. Als ich so einmal zu ihm hinausgieng, fand ich ihn eingeschlafen in seiner Höhle, welche die Meeresfluthen ausgehöhlt hatten. Ich hatte ihn in glücklichern Tagen gesehen, und wie oft hatte ich mit ihm, bevor er seinen Nebenbuhler erschlug, auf unsern ländlichen Festen getanzt; ganze Nächte hörte ich, an seiner Seite sitzend, den Erzählungen unserer Väter zu. So waren die Jahre meiner Kindheit mit den seinigen gleichsam zusammengeschmolzen. Aber nie war er mir so schön vorgekommen, als an jenem Abende, wo ich ihm brachte, was mir seine gute alte Mutter für ihn gegeben hatte. Ich wagte nicht, ihn aus seinem Schlummer zu erwecken, ach er schlief so sanft! So setzte ich mich also auf den Sand am Eingange der Höhle. Unter meinen

Füßen brachen sich murmelnd die Wogen am felsigen Ufer, die Sturmvögel eilten, ihr klagendes Geschrei ausstoßend, an mir vorüber und streiften in ihrem Fluge die Wellen. Das Alles machte mich so traurig, und ich sagte zu mir selbst:

„Warum hat er mich nicht mehr geliebt? Warum hat die Tochter des reichen Mannes ihn mehr bezaubert, als ich, seine Schwester, seine Jugendfreundin? Ach! er hätte dann keinen Streit, kein Duell gehabt, hätte kein Blut vergossen und er, der arme Joachimo, wäre nicht gezwungen, das väterliche Dach zu fliehen, wäre nicht gezwungen, sich an diesem traurigen, öden Orte zu verbergen."

Ich weiß nicht, ob ich in meiner heftigen Gemüthserregung vielleicht zu laut gesprochen hatte; Joachimo wandte sich auf dem trockenen Seegrase, das ihm zur Lagerstätte diente, um und fragte:

„Wer ruft mich?"

Der Klang seiner Stimme machte mich zittern. Ich wandte meine Augen von ihm ab auf den Ocean, der in dem traurigen Glanze des Mondes wie Silber schimmerte, und antwortete:

„Joachimo! Ich bin es, Peppitta, Deine Schwester; ich bringe Dir heute Deinen Mundvorrath für morgen."

Er stand auf, ergriff meine Hand und sagte:

„Zu dieser Stunde ist keine Gefahr mehr zu befürchten. Komm' aus der Höhle, wir wollen uns draußen hinsetzen, wo wir den Mond und die Sterne am Himmelsgewölbe sehen können."

Meine Hand immer fest in der seinigen haltend, führte mich Joachimo hinab an das Ufer, und ich war sehr froh darüber, denn die Dunkelheit, die in der

Grotte herrschte, beengte mir das Herz und flößte mir Furcht ein. Als wir Nichts mehr über uns sahen, als das Firmament, das die Herrlichkeit Gottes verkündet, fühlte ich mich beruhigt und ich war gespannt, was er mir zu erzählen habe.

„Vor zwei Nächten", begann er, „konnte ich gar keinen Schlaf finden, denn, liebe Schwester, wenn man seine Rache ausgeübt hat, wenn man das Blut eines Menschen vergossen hat, wenn man von der Familie des Erschlagenen verflucht ist, und vom Verfolger aus dem Vaterhause vertrieben ist, wenn man, wie ich, gezwungen ist, in den ödesten und verlassensten Orten eine Zufluchtsstätte zu suchen, dann flieht der Schlaf das Lager des Mörders, und sein Geist findet keine Ruhe. Ich lag also wachend auf meinem Schilfe und dachte an unser Dorf, an meine guten Eltern, an meine Freunde, an Dich, Peppitta . . ."

„An mich"? unterbrach ich ihn. „O, an mich hast Du wohl nicht gedacht, sondern an Deine Ambrosia, an die schöne Tochter des reichen Mannes, die in ihrem schwarzen Haare goldene Nadeln trägt und in Ohren prachtvolle Ohrringe."

„Nenne mir sie nicht mehr," entgegnete Joachimo, „sie ist die Ursache meines Unglückes, sie hat mir die tödliche Waffe in die Hand gegeben, sie hat das Feuer der Eifersucht und Rachbegierde in meinem Herzen entzündet. Ach! ich wäre viel glücklicher gewesen, hätte ich der ersten Regung meines Herzens gefolgt und Dich, meine liebe Schwester, allein geliebt!"

„Was Du mir da sagst, Joachimo, habe auch ich mir gesagt, während Du, armer Verbannter, in der finstern Höhle schliefst. Als ich Dich so unglück-

lich, so verlassen, von Allem entblößt, auf hartem Grase liegen sah, da sagte ich zu mir selbst:

„Wenn er mich statt ihrer geliebt hätte, dann wohnte er noch bei seiner alten Mutter, wäre noch immer ihre Stütze und der Beschützer seiner zwei kleinen Schwestern.“

„Du hast leider nur zu sehr Recht, ich wäre noch zu Hause und so nahe bei Dir. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt; mein Schicksal ist entschieden!“

„Dein Schicksal, Joachimo? Und welches ist es?“

„Es wurde dort oben bestimmt, und ich muß gehorchen.“

„Du mußt gehorchen? Und wem denn?“

„Dem Geschicke, Peppitta, das mir die letzten Ereignisse, mein Duell und Pedro's Tod bereitet haben. Doch, unterbrich mich nicht. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich in der vorletzten Nacht gar nicht schlafen konnte. Als ich mich nun unruhig auf meinem Lager hin und herwälzte, glaubte ich plötzlich ein Rauschen in den Aesten und Ruderschlag auf dem Meere zu hören, während die ganze Natur in ruhigem Schlafe lag. Ich trat leise aus meiner Grotte, um zu sehen, wer die nächtlichen Wanderer seien und sah zu meinem größten Erstaunen eine Gruppe Männer am Ufer, die soeben aus einer großen Barke an's Land gestiegen waren. Auf ein mir unbekanntes Zeichen stiegen andere Männer von den Felsen herab, und es begann eine Unterredung zwischen beiden Parteien, die mehrere Stunden währte. Als meine Augen sich mehr an die Finsterniß gewöhnt hatten, bemerkte ich, daß sie eine beträchtliche Summe Geldes und Kisten und Ballen unter sich vertheilten. Auf einem hoch aus dem Sande

hervorragenden Felsen saß ein Mann von hohem Wuchse wie auf einem Throne. Die übrigen saßen im Kreise um ihn herum auf der Erde. Ich sah sie . . . ich wollte auch hören, was sie redeten. An dem Fuße der Felsen hinkriechend und immer die dunkelsten Stellen aufsuchend, schlich ich mich leise in ihre Nähe und konnte nun jedes Wort des Anführers verstehen.

Es war die Rede von neuen Maßregeln, welche die neapolitanische Regierung gegen die Briganten ergriffen hätte. Diese Maßregeln waren viel schäfer und strenger als je, und nicht mehr einheimische Truppen, sondern fremde Söldlinge sollten in Zukunft den Krieg mit den „Kindern der Unabhängigkeit", „der Freiheit", mit „den Vertheidigern des Rechtes der Unterdrückten" und „des gleichen Besitzes" führen.

„Ihr seht es, tapfere und wackere Freunde", sagte der Mann auf dem Felsen mit gehobener Stimme, „ihr seht es, Kameraden, unsere Tyrannen wollen uns vergelten; und um uns zu verhindern, die Güter dieser Welt, die Gott für Alle geschaffen hat, gleichmäßig unter Alle zu vertheilen, sind sie genöthigt, fremde Söldlinge zu dingen, elende Sclaven derer, die sie besolden. Aber, Freunde, liegt nicht gerade darin, daß sie ausländische Miethlinge gegen uns aufbieten müssen, eine Anerkennung unserer Macht? Liegt nicht darin das Geständniß, daß die Unterthanen Neapels, daß das Landvolk uns nicht feindselig gesinnt ist? Und warum sind unsere Landsleute nicht unsere Feinde? Warum sind sie unsere Freunde? Weil wir bei der Lösung unserer Aufgabe, überall den Communismus herzustellen, Menschlichkeit ausüben gegen die, welche wir berauben, weil unsere Milde überall bekannt ist. Man

weiß im ganzen Lande, man erzählt in den Abendunterhaltungen in Städten und in Dörfern, daß unsere Bande ebenso edel als mächtig ist, daß wir kein Blut vergießen, es sei denn im äußersten Nothfalle. In Volksgesängen, in Liedern und Gedichten rühmt man die Thaten unserer Tapfern . . .

Wir werden täglich enger eingeschlossen von den Schergen und Tyrannen, täglich mehr von ihnen bedroht. Fünf Tausend Fremde sind in die Heere König Ferdinands eingetreten, die in nächster Zukunft in unsere Berge eindringen sollen. Wir müssen deßhalb auch unsere Kräfte mehren und unsere Reihen erweitern. Die Lage der Welt ist gegenwärtig so, daß es uns nicht an Rekruten mangeln kann. Wenn die Ungerechtigkeit die Menschheit knechtet, dann empört sich das Herz der Unterdrückten; sie werden unzufrieden, sie sehnen sich nach einem Befreier, der das drückende Joch von ihnen nimmt. Doch, von wem erwarten sie Rettung? — Auf uns sind ihre Augen gerichtet, auf uns ist ihre Hoffnung gesetzt, unsere Hülfe flehen sie an. Verstoßen wir sie nicht, reichen wir ihnen freundschaftlich die Hand, ja rufen wir ihnen, die sich vor der Gewalt des Despotismus beugen müssen, auf deren Nacken der Machthaber schamlos seinen Fuß setzt, welche die Gerichte zwingen, Vaterhaus und Vaterland zu verlassen, rufen wir ihnen zu:

„Hierher, Freunde, kommt zu uns, tretet in unsere Reihen und ihr werdet Schutz und Gelegenheit zur Rache finden! . .“

„O, so nehmt mich auf, ich bin ein solcher Unglücklicher, ich bin ein Verbannter, ein Geächteter! Ich komme zu Euch, denn wie Ihr, so dürfte auch

ich nach Freiheit und Rache," rief ich aus, indem ich mitten unter die Leute sprang.

Mein plötzliches Erscheinen, die Worte, die ich mit lauter Stimme gesprochen hatte, versetzten Abbruzzio, denn er war es, der jene Anrede gehalten hatte, in augenblickliche Bestürzung. Aber rasch gefaßt, trat er auf mich zu und fragte:

„Wer kommt zu uns, wer bist Du?"

„Ich habe es schon gesagt, ein Verbannter, ein Flüchtling."

„Wessen klagt man Dich an?"

„Ich habe mich mit einem jungen Manne aus unserm Dorfe geschlagen und ihn getödtet."

„Die Ursache Eures Kampfes?"

„Liebe."

„Er war also Dein Nebenbuhler?"

„Mein glücklicher Nebenbuhler."

„Er war also reich, da Du verfolgt wirst?"

„Sein Vater ist ein sehr einflußreicher Mann."

„Natürlich, dann muß sich ja die Gerechtigkeit für ihn bewaffnen! Was hast Du in diesen Felsenklüften zu thun?"

„Ich suche ein Obdach hier."

„Du hast uns also gesehen, als wir hier landeten?"

„Seit ich das Haus meiner Mutter verlassen mußte, schlafe ich sehr unruhig, und in der Stille der Nacht hörte ich den Schlag Euerer Ruder schon in in der Ferne. Ich wurde aufmerksam, ich sah, hörte und verstand . . ."

„Was! Du hast es gewagt, unsere Berathung zu belauschen?"

„Ja! Ich habe gehört, wie Sie Alle anriefen, die

unzufrieden und verfolgt seien. Ich faßte Vertrauen zu Ihnen und dachte:

„Das ist für Dich, folge seinem Rufe!" Ich verließ mein Versteck, rief Ihnen zu und rufe noch einmal:

„Nehmt mich auf in Euere Reihen!"

„Da Du uns belauscht hast, gehörst Du Dir nicht mehr an, sondern uns, denn wenn Du frei bliebest, könntest Du unsere Pläne verrathen."

„Ihre Pläne! Ich biete Ihnen meinen Arm und meinen Muth zur Ausführung derselben an."

„Gut! Wir werden Dich annehmen, wenn Du deine Proben bestehst. Zeigst Du Dich durch Eifer, Muth und Geschicklichkeit würdig, einer der Unsern zu werden, so sollst Du willkommen sein, wenn nicht, so bist Du dem Tode verfallen, da Du unsere Geheimnisse kennst. Der Tod verbirgt jedes Geheimniß!"

„Ich versichere im voraus, daß Ihre Proben nicht zu verwegen für meinen Muth sein können. Sagen Sie mir, was ich thun soll, und ich werde es ausführen. Befehlen Sie, und ich werde Ihnen zeigen, daß ich zu gehorchen weiß."

„Junger Mann, Deine Sprache gefällt mir; woher bist Du? Dein Dialekt gibt Dich als Calabrier zu erkennen, aber aus welchem Theile Calabriens bist Du?

„Aus dem Dorfe Santa-Maria, in der Nähe des Thales von Lorenzo."

„Ah! Aus dieser Gegend hat unsere Truppe schon manchen Zuwachs bekommen. Ich habe die Leute gern, denn sie sind flink bei der Hand und zu jedem Dienste zu gebrauchen. Höre mich. Wir werden uns sogleich

einschiffen. Du wirst aber mit zehn Mann hierbleiben, sie werden Dich zu dem „durchbrochenen Felsen“ geleiten, an die Stelle, wo der Durchgang, den Menschenhände nicht gebildet haben, nicht breiter als sieben bis acht Fuß ist, wo die Meereswogen so nahe an den Felsen herantreten, daß nur ein schmaler Pfad zwischen dem Meere und dem Felsen dem Wanderer offen steht. Morgen oder übermorgen wird der Minister des Seewesens, begleitet von ungefähr zwanzig Reitern dort vorbeikommen, da er das Meeresufer besichtigt, um geeignete Stellen zum Bau von Wachtthürmen zu suchen. Solche Befestigungen wären uns, und unsern Brüdern, den Schmugglern sehr nachtheilig, und sie dürfen durchaus nicht zu Stande kommen. Der Marineminister darf darum jene Stelle nicht überschreiten, er darf jenes Thor, das den Weg in diese Einöde, die wir als unsere Domäne betrachten, bahnt, nicht betreten. Er muß fallen und seine Pläne mit in's Grab nehmen.

Luigi Wampa wird die kleine Truppe, die ich zu diesem Zwecke hier lasse, und die aus meinen Tapfersten besteht, befehligen und Dir einen Posten anweisen, auf dem Du zeigen kannst, wer Du bist, und was Du vermagst.“

„Excellenz, ich danke Ihnen, daß Sie mich schon gleich im Anfange der Schaar Ihrer Tapfersten beigesellen; ich werde mich dieser Ehre würdig beweisen, sobald mir Gelegenheit geboten ist.“

Kaum hatte ich diese Worte gesagt, so zog der Hauptmann unter seiner Kleidung eine Reliquie hervor, die er in einem kostbaren Beutelchen auf der Brust zu tragen pflegte, und fragte mich mit feierlicher Stimme:

„Glaubst Du an die Macht des großen Heiligen Januarius?"

„Ich glaube daran, wie an meine eigne Existenz."

„Wohlan! Schwöre mir bei diesem Theilchen seiner Gebeine, daß Du nie Jemanden Mittheilung machst, von dem, was Du gesehen oder gehört, von Allem, was Du von uns weißt, und wenn selbst die Folter Deinen Leib zerreißen, wenn das Feuer des Scheiterhaufens Dein Fleisch brennen sollte, wenn Deine Seele, von solchen Leiden erschöpft, sich bereitet hinaufzusteigen, um vor dem Richterstuhle Gottes Rechenschaft abzulegen."

„Ich schwöre!" sagte ich, mit der Hand das Reliquienbeutelchen berührend.

Als Joachimo mir dies erzählte, als er von dem Eide sprach, den er auf die Reliquie des Schutzpatrons des Königreiches geleistet hatte, da schauderte ich vor ihm zurück wie vor einem Gottesräuber. Ein Mädchen wie ich, das in der christlichen Religion erzogen wurde, mußte ihn als einen solchen betrachten, da er auf das Heiligthum seinen Glauben Dieben, Briganten, Meuchelmördern abgeschworen hatte.

„O, Joachimo, Joachimo! Was hast Du gethan," rief ich, in Thränen zerfließend; „Deine Freunde müssen deinethalben erröthen, Deine gute Mutter wird sterben, wenn sie Deinen Entschluß erfährt . . . Niemand wird Dich mehr lieben! . . ."

„Also wirst auch Du mich verabscheuen?"

„Dich verabscheuen? . . . Nein, niemals . . ."

Ich wollte noch weiter sprechen, aber Thränen erstickten meine Stimme, ich glaubte, die Verzweiflung breche mir das Herz . . . Joachimo, erschreckt über

den Zustand, in den mich seine Enthüllung gebracht hatte, sank vor mir auf die Kniee, ergriff meine Hände und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Schluchzend und weinend wie ein Kind stammelte er:

„Peppitta, verfluche mich nicht, damit ich nicht ewig zu Grunde gehe . . . Die Schutzengel verlassen ja auch die größten Sünder nicht . . . trotz ihrer Verbrechen halten die heiligen Engel treu bei ihnen aus . . . O, Peppitta, wenn Du, die ich immer zärtlich liebte wie meine Schwester, wenn Du auch keinen Funken Freundschaft mehr zu mir bewahren willst, laß doch das Mitleid für mich nicht gänzlich in Deinem Herzen ersterben . . . Du wirst nach Hause zurückkehren, wirst meine arme Mutter und meine Schwesterchen sehen; trage ihnen das Körbchen mit den Lebensmitteln zurück . . . sage ihnen, Du habest mein Versteck leer gefunden, auf dem Sande habe unter einem Steine ein Papier gelegen, beschrieben mit den Worten:

„Seid unbesorgt um mich, ich bin vor meinen Verfolgern sicher; ich denke viel an Euch, betet für mich; unsere Trennung wird nicht lange dauern . . . liebet immer Euern Joachimo." Ich werde rasch diese wenigen Worte schreiben, gute Peppitta; gib meiner guten alten Mutter den Zettel und betheuere bei Allen, daß Du mich weder in meiner Grotte, noch in deren Umgebung gefunden habest, . . . betheuere es mit einem Schwure."

„Du verlangst also von mir, daß auch ich falsch schwören solle?"

„Ja! . . Und ich bin überzeugt, daß Du Alles

thun wirst, was ich von Dir verlange, dies ist das einzige Mittel, mein Leben zu retten."

„Ja, ich beschwöre es, ich beschwöre Alles, was Du verlangst", sagte ich, indem ich dem Freunde meiner Kindheit weinend die Hand reichte. Gott bewahre mich, daß nie ein Wort meinen Lippen entgleite, wodurch auch nur ein einziges Deiner Haare verletzt werden könnte."

„Sieh, theure Peppitta, der Mond steht schon hoch am Himmel . . . es ist Zeit, daß wir uns verabschieden. Die Leute, mit denen ich den Handstreich gegen den Minister, den Grafen Toleno, verabredet habe, werden bald hier sein, sie dürfen Dich um keinen Preis hier treffen. Wir wollen also sogleich aufbrechen; ich geleite Dich bis zur Hütte Paoli's, er wird Dich bis ans Dorf führen, und dann hast Du Nichts mehr zu befürchten."

Durch längeres Verbleiben hätte ich Joachimo in große Gefahr gestürzt, denn ich hätte den Verdacht seiner neuen, schrecklichen Freunde erweckt. Der Name Luigi Wampa war in unsern Abendunterhaltungen oft genannt worden, aber nie ohne Schauder, denn er war grausam und blutdürstig wie kein anderer Brigante, und jetzt war gerade er von Abbruzzio zum Anführer in dem Angriffe auf den Marineminister bestimmt worden. Ich gehorchte demnach Joachimo und schlug, auf seinen Arm gestützt, den Weg nach Santa Maria ein. O! wie beklommen, wie beengt war mein Herz an jenem Abende! Welche Schreckensbilder zogen vor meiner Seele vorüber! . . . Ich ließ ja den Mann, den ich wie meinen Bruder liebte, unter Banditen zurück, die stolz waren auf ihren Ruf

als Diebe und Räuber, die sich nicht scheuten, menschliches Blut zu vergießen, und die in der nächsten Nacht noch ein Verbrechen der Zahl ihrer frühern Schandthaten hinzufügen wollten.

Sie können sich wohl denken, daß ich auf dem Wege von der Küste zur Hütte Paoli's Alles aufbot, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Ich legte ihm alle Gründe vor, ich bat und flehte, wie es mir mein guter Engel eingab, er möchte mit mir zu seiner alten Mutter zurückkehren, Alles war vergebens; die Männer haben häufig falsche Begriffe von Ehre."

„Ich habe einen Eid abgelegt", sagte er, „ich habe bei meinem Glauben geschworen und bin nicht mehr mein eigner Herr, sondern gehöre Abbruzzio an mit Leib und Seele."

Bevor Du diesen Schwur ablegtest, hattest Du schon einen solchen geleistet, Gott nämlich; ihm gehörst Du an."

Gott gehöre ich an für die Ewigkeit, für diese Zeit aber, für mein ganzes Leben Abbruzzio! Suche mich also nicht von meiner Pflicht abtrünnig zu machen. Bedenke doch, Peppitta, wenn ich Deinem Rathe folgen würde, wenn ich Deinen Bitten nachgäbe, so fiele ich unfehlbar in die Hände meiner Feinde, und aus dem Kerker führt der Weg gerade auf's Schaffot."

Als er dies sagte, stockte mir das Blut in den Adern, ich hatte nicht mehr den Muth, ihn zur Rückkehr in unser Dorf aufzufordern. Er hatte Recht, denn seine Feinde lauerten auf den Augenblick, wo er sich im Dorfe wieder sehen lasse, um ihn den Händen der Gerechtigkeit zu überantworten und so ihren Rachedurst zu befriedigen.

Endlich gelangten wir zu dem Häuschen Paoli's. Wir nahmen Abschied von einander, . . . es war ein schmerzlicher Abschied! . . Plötzlich ergriff mich Joachimo, drückte mich heftig an seine Brust und sagte:

„Peppitta, laß mich das Wort „Abschied" nicht mehr hören, es schmerzt mich zu sehr, sage, „auf Wiedersehen, auf Wiedersehen", und fort war er; ohne sich umzusehen eilte er dem Meere zu, aber aus weiter Ferne hörte ich noch seinen Ruf:

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!"

Wie kann er von Wiedersehen sprechen, sagte ich zu mir selbst, während ich den Hügel hinaufstieg, auf dem Paoli wohnte? Liegt nicht jetzt eine größere Kluft zwischen uns als jemals? Trennen uns denn jetzt nicht Ketten und Kerker, Schaffot und Galgen?"

Ich erzählte Paoli, was ich Joachimo versprochen hatte, allen unsern Bekannten zu sagen, und zeigte ihm das Briefchen, das ich in der verlassenen Grotte gefunden hätte!"

„Er hat gefürchtet, entdeckt zu werden, denn eine Menge Schweizer-Soldaten durchstreifen gegenwärtig die Gegend, um den Weg zu säubern und zu sichern, den der Marineminister in diesen Tagen machen soll", sagte der alte Freund.

Ich kam zu meiner Mutter; zum ersten Male in meinem Leben belog ich sie! Von dem Augenblicke an, als die Lüge über meine Lippen kam, wagte ich nicht mehr ihr in's Angesicht zu sehen, das Leben bei ihr wurde mir zur Last. Und ich, die ich früher so heiter und munter war, die ich immer die lustigste im Kreise meiner Gespielinnen war, ich wurde traurig, schweigsam, unfreundlich, und in der That, wie hätte

ich noch lachen können?" — Ein Gedanke beschäftigte fortwährend meinen Geist, und auf meinem Herzen lag eine drückende Last, die durch Nichts erleichtert werden konnte. Wenn ich zur Kirche ging, wenn ich mich zum Beten anschickte, dann machte mich der Gedanke, daß Joachimo nicht mehr bete, daß er alle religiösen Gebräuche aufgegeben habe, daß er seine Religion verläugnet habe, um seinem Eide gegen einen Räuberhauptmann treu zu bleiben, verwirrt in meinem Gebete und verhinderte mich ganz und gar, andächtig zum lieben Gott zu beten."

Sechstes Kapitel.

Der Ueberfall. — Joachimo und Peppitta. — Der alte Geizhals. — Die Berathung. — Eine Seereise. — Bruder Anselm. — Die Wittwe des Waïdda.

Aus dieser Erzählung hatten Juliana und Amalie den Werth des jungen Mädchens kennen gelernt. Peppitta hatte ihr ganzes Herz vor ihnen offen gelegt, und sie fanden nur gute und fromme Gefühle darin, die einen scharfen Gegensatz zu ihrer jetzigen Umgebung, ihren Gewohnheiten, ihrer Kleidung und Lebensweise bildeten.

Eines der besten Mittel, seine eignen Leiden zu vergessen, ist, der Schilderung fremder Leiden, fremden Schmerzes zuhören. So hatte auch Amalie, die erst gestern verwaist war, während Peppitta's Erzählung ihre Lage fast ganz vergessen. Dies entging der aufmerksamen Juliana nicht, und um ihr diesen Trost noch länger zu gewähren, fragte sie das Zigeunermädchen, wie sie denn zu der Bande Abbruzzio's gekommen sei und wie sie ihren Bruder Joachimo wiedergefunden habe.

„Ich habe Ihnen gesagt," fuhr Peppitta fort,

„daß Joachimo's letztes Wort ‚auf Wiedersehen‘ war, als er mich damals verließ. Um sein Versprechen zu halten, bezeichnete Joachimo eines Tages in einer Berathung der Bande, kurze Zeit nach der Gefangennahme des Grafen von Toleno, dem das Leben gegen eine bedeutende Summe Lösegeld geschenkt wurde, das Haus der Hieronymo Banti, den man allgemein für den reichsten Mann in der ganzen Gegend hielt, und der in unserm Dorfe wohnte, als eine gute Beute. Seit mehr als sechzig Jahren hatte Hieronymo Banti Dukaten auf Dukaten gehäuft in dem Keller einer Burgruine, die er angekauft und umgebaut hatte, und die durch eine hohe und dicke Mauer gegen Räuber sicher gestellt war. ‚Dort,‘ sagte Joachimo, ‚dort werden wir große Haufen von Gold- und Silberstücken finden, und um das Gewissen unseres Hauptmannes zu beschwichtigen und den Eifer meiner Kameraden anzufachen, brauche ich nur zu versichern, daß der alte Geizhals, der alte Wucherer seinen Reichthum auf Kosten der Armen, der Wittwen und Waisen, zusammengescharrt hat.‘

Der Vorschlag des neuen Mitgliedes der Bande, der in dem Kampfe gegen den Minister von Toleno ebenso viel Muth als Klugheit gezeigt hatte, wurde von dem großen Abbruzzio angenommen.

Unter der Leitung Joachimo's machte sich die Bande auf den Weg nach unserm Dorfe. Ja, Joachimo verdiente verflucht zu werden, weil er den Anschlag zu einem Einfalle in sein Heimathdorf gemacht hatte! Aber, sehen Sie, er hatte doch einen andern Zweck, als den, die Kassen Abbruzzio's zu füllen. Da er nicht mehr in der Nähe seiner alten Mutter, nicht

mehr unter Denen, die ihn seit seiner Geburt innig liebten, und die er wieder liebte, leben konnte, faßte er den Entschluß, sie zu entführen, damit sie das Leben mit ihm theilten, zu dem er gezwungen war, ein schuldvolles Leben zwar, aber nicht ohne Reiz für einen jungen Mann wie er, der Nichts mehr liebt als Abentheuer.

In einer finstern Nacht also brach Abbruzzio mit seinen Leuten gleich Vampyren, die je mehr Blut sie trinken, desto lüsterner darnach werden, in das Haus des alten Hieronymo ein. Wirklich machten sie dort eine reiche Beute, ohne über den geraubten Geldsäcken auch nur einen Tropfen Blutes zu vergießen. Abbruzzio hatte gehört, daß sein Vater krank sei, und hatte deshalb das Gelübde gemacht, einen Monat hindurch menschlicher zu sein. Er begnügte sich damit, den alten Geizhals und dessen zwei Diener zu binden, indem er den Leuten, die diesen Befehl ausführten, sagte:

‚Auf dem Rückwege nach unsern Felsen kommen wir an der Abtei della Carita vorbei. Wir lassen diese drei schlechten Christen dort vor dem Thore liegen, ich werde ihnen einen von mir unterzeichneten Zettel auf die Brust legen, um sie der christlichen Liebe der guten Väter zu empfehlen. Ich habe auch das Gelübde gemacht, von unserer heutigen Einnahme vier neue Betten in das Hospital zum heiligen Januarius in Neapel zu vermachen.‘

Während sich dies bei Hieronymo zutrug, umstellte Joachimo mit einigen verlarvten Männern die Häuser seiner und meiner Mutter. Seinen Begleitern hatte er dringend anempfohlen, uns ja Nichts zu Leide zu

thun, sondern uns unbeschädigt fortzuführen. So machte er uns Alle, seine Mutter, die meinige, meinen jüngern Bruder und mich zu Gefangenen. Am nächsten Allerheiligen-Feste werden es zwei Jahre, daß ich unter dieser Bande zu leben gezwungen wurde. Unsere alten Mütter wollten die Räuber verfluchen, aber Joachimo wußte ihre Verzeihung zu erlangen. Er bat und flehte so rührend, er versicherte, daß er es nicht mehr länger ertragen hätte, getrennt von Denen, die er liebe, zu leben, und da er uicht zu ihnen hätte kommen können, habe er sie mit sich genommen, so daß die guten Frauen sich bald vollkommen mit ihm aussöhnten.

‚Verzeiht mir,‘ sagte er, ‚daß ich Gewalt anwandte, Euch zu entführen, ich habe es aus Liebe gethan, und Gott selbst befiehlt mir ja, Euch zu lieben, und auch Ihr wollt von mir geliebt sein.‘ Er fügte noch bei, daß auf einer Liste Derer, die Abbruzzio's Rache noch treffen sollte, auch der Name meines Vaters stehe, weil Abbruzzio ihn im Verdachte habe, die Verhaftung seines ältern Bruders, Antonio Abbruzzio, der vor ihm Anführer der Bande gewesen war, veranlaßt zu haben.

‚Ohne mich,‘ sagte Joachimo zu meiner Mutter, ‚ohne mich wäret Ihr während des Angriffes auf das Haus des alten Geizhalses unfehlbar ermordet worden, denn Euere Thüre war mit einem rothen Kreuze bezeichnet und das bedeutet bei uns so viel als: ‚Hier darf keine lebende Seele übrig bleiben.‘

In der Folge zeigte er sich, trotzdem daß er ein Brigant war, als einen so zärtlichen und liebevollen Sohn und war gegen uns Alle, gegen meine Mutter, meinen

Bruder Pedro und mich so gut, daß wir kein unwilliges Wort gegen ihn über unsere Lippen zu bringen vermochten.

Meine Mutter überlebte den Tag, an welchen sie aus ihrem Hause, wo sie geboren worden, wo sie alle ihre Kinder zur Welt gebracht hatte, fortgeschleppt wurde, nicht lange, aber ich muß zur Ehre Joachimo's gestehen, sie hat ihn gesegnet, bevor sie aus dieser Welt schied; sterbend legte sie ihre Hände auf das Haupt des ‚guten Räubers', wie sie ihn zu nennen pflegte, und sagte zu ihm:

‚Du hast so viel Liebe gegen mich und meine beiden Kinder an den Tag gelegt, Du hast Dich so zärtlich und liebevoll gegen Die benommen, die Dir das Leben gab und Dich zu einem guten Christen erzog, daß ich den Segen Gottes, der da gesagt hat: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren,' auf Dich herabflehe. Höre mich, Joachimo, wenn der Mensch wie ich jetzt am Ziele seiner irdischen Pilgerschaft angelangt ist, dann wird ihm häufig ein Blick in die Zukunft gegönnt . . . Ich sehe Deine Zukunft: Du wirst nicht bleiben, was Du bist, sondern wirst zurückkehren auf den Pfad, den Du in Deiner Jugend gewandelt bist.'

Diese Vorhersagung meiner Mutter, die ich selbst hörte, hat eine mächtige Hoffnung in mir angefacht, und meine Hoffnung wird in Erfüllung gehen."

Kaum hatte Peppitta vollendet, als unter den uralten Stämmen des Waldes Pferdegetrappel hörbar wurde, das sich dem Orte, wo die drei Mädchen saßen, immer mehr näherte.

Peppitta erhob sich und entfernte sich einige Schritte; bald kam sie zurück mit der Botschaft:

„Es ist Abbruzzio, wir werden bald Befehl bekommen, in die Höhle zurückzukommen.“

Doch dem war nicht so. Abbruzzio stieg vor der Höhle ab und trat ein, die geheimnißvolle Pforte schloß sich wieder hinter ihm. In dem unterirdischen Gewölbe wurde ein Rath gehalten, dem nur die dreißig Angesehensten der Bande anwohnen durften, welche für Männer von Klugheit, Energie und Thatkraft galten, und deren Rathschläge Abbruzzio gerne hörte, kurz, welche die Aristokratie der Bande bildeten.

Während der langen Berathung bot sich den Mädchen ein sehr belebtes Bild in der Lichtung dar, denn Diejenigen, welche an den Verhandlungen in der Höhle keinen Antheil nahmen, belustigen sich im Freien mit Spielen und Ringkämpfen.

Unter den jüngsten war Einer, der an Gewandtheit und Schnelligkeit alle Andern überbot. Es war, als spielte er mit den Kindern seines Dorfes auf der heimathlichen Wiese. Sein Blick war bescheiden und furchtsam geblieben, sein Benehmen hatte noch Nichts von der Rohheit seiner Genossen angenommen. Die Sonne Calabriens hatte sein Haar noch nicht dunkel gefärbt, noch seine Wangen gebräunt, und wenn er sang, war seine Stimme ebenso sanft als klangvoll. Nachdem er eine Weile gespielt, verschwand er im Walde, kam aber bald wieder zum Vorschein mit zwei großen, aus blauen und weißen Hyazinthen und wilden Rosen gewundenen Blumensträußen, die er Peppitta mit den Worten überreichte:

„Deine Hand ist schöner und weißer als die meine,

biete Du den beiden Damen diese Blumen an, Dir können sie dieselben nicht zurückweisen."

Und wie ein junges Reh sprang er davon zu seinen Kameraden, an deren Spiele er nun wieder lebhaften Antheil nahm. Es war der schöne Pedro, Peppitta's Bruder.

Was unterdessen in der Höhle beschlossen worden, blieb für immer unbekannt. Aber zehn Tage später verließ ein Theil der Bande den bisherigen Aufenthalt und begab sich in nächtlicher Weile an das Ufer des Meeres. Einige Faden von der Küste entfernt harrte ihrer ein Schiff, bereit sie aufzunehmen. Unter Allen konnte man keinen einzigen der Männer wahrnehmen, die Abbruzzio zu gefahrvollen Unternehmungen zu verwenden pflegte; die hier anwesende Menge bildete den schwachen, unbrauchbaren Theil der Horde; Invaliden und Veteranen von athletischem Körperbau, mit verbrannten, von tiefen Narben durchfurchten Gesichtern, von wildem, trotzigem Aussehen wurden eingeschifft. Ihnen folgten Knaben, Mädchen und junge Frauenspersonen mit bald kühnem, trotzigem bald nachlässigem Gange. Zwei Greise und einige alte Frauen waren von Abbruzzio zu Führern der Truppe ausersehen worden. Außer Joachimo, der sich schon längere Zeit bemerklich gemacht hatte, war kein kräftiger Mann unter diesem aus Zigeunern aus allen Ländern bestehenden Haufen.

Im Osten begann eben der Morgen zu dämmern, als Abbruzzio in Begleitung einiger Männer, unter denen sich auch ein Ordensmann im Kleide der Kapuziner, befand, am Ufer erschien. In einiger Entfernung von Denen, die eben abzureisen im Begriffe waren,

blieb er stehen, rief Joachimo und Januaria zu sich und gab ihnen geheime Befehle, die sich wahrscheinlich auf Lady Amalie Mountclare und Juliana bezogen. Dann befahl er die Anker zu lichten.

Juliana, die durch ihren Arm und ihren Muth ihre trauernde und leidende Freundin aufrecht hielt, sah zu ihrem Erstaunen, daß der greise Kapuziner ebenfalls in das Schiff stieg, und daß er also ihr Reisebegleiter sein werde. Dies war ein Grund zur Freude für sie, denn sie hatte von Pedro gehört, daß Abbruzzio von einem seiner Raubzüge, auf welchem er ein Kapuziner-Kloster geplündert hatte, den Oekonom desselben, einen einfachen Laienbruder mitgebracht habe, der durch seine Geschicklichkeit und seinen gutmüthigen Charakter einen großen Einfluß auf die ganze Bande erlangt habe. Als Abbruzzio ihn gefangen aus dem Kloster wegführte, versprach er ihm, ihn freizulassen, sobald er ihm den Ort anzeige, wo der geheime Klosterschatz, den die Volkssage die „Kasse des heiligen Franziskus" nannte, vergraben sei. Da aber ein solcher geheimer Schatz im Kloster gar nicht vorhanden war, konnte Bruder Anselm nie auf Befreiung hoffen. Anselm tröstete sich mit dem Gedanken, er könne unter diesen entsittlichten Menschen, in deren Gemeinschaft zu leben er verurtheilt war, vielleicht mehr Gutes thun, als in seinem Kloster, und ergab sich in sein Schicksal. Und in der That, wenn es dem frommen Manne auch nicht gelingen wollte, seine neuen Zöglinge auf den Weg der Tugend zurückzuführen, so hielt er sie doch von manchem groben Verbrechen ab. Wenn andere Diener Gottes sich unter den Sträflingen auf Galeeren und in Gefängnissen geheiligt hatten, so wirkte

Bruder Anselm sein Heil unter einer Bande von Dieben und Mördern.

Seinem liebevollen und wohlwollenden Charakter gemäß war er nur gegen sich strenge, gegen Andere zeigte er sich immer nachsichtig und mitleidig. Seine Worte waren selten herbe und hart, und wenn er mit den verworfensten und grausamsten Menschen sprach, zeugten seine Worte von väterlicher Liebe. Durch diese Nachsicht und seinen reinen, erbauenden Lebenswandel pflanzte er in den Herzen der unglücklichen Geschöpfe, die ihn umgaben, den Keim der Reue und Besserung.

Der übermüthige Abbruzzio, in einen schwarzen Mantel gehüllt, den breitkrämpigen Hut tief in die Augen gedrückt, trieb seinen Rappen so dicht an das Meer, daß der weiße Schaum die Füße des Pferdes bespritzte. Wenn die einzelnen Abtheilungen an ihm vorüberzogen, um in den Kahn zu steigen, der sie an das Schiff bringen sollte, winkte er stolz mit der Hand und sagte kalt: „Auf Wiedersehen", als jedoch Lady Mountclare, gestützt auf den Arm Julianas, an ihm vorbeikam, sagte er:

„Fräulein, Ihr Lösegeld wurde noch nicht an der bezeichneten Stelle hinterlegt, und ich kann Ihnen darum die Freiheit noch nicht geben. Auf Joachimo's Bitten aber, der mir Ihre Leiden geschildert und Ihre Ergebung in den Willen Gottes gerühmt hat, habe ich den Gedanken, Sie Ihrer edlen Familie wieder zurückzugeben, noch nicht aufgegeben. Ich habe jenem frommen Mönche, der durch einen Eid an mich gebunden ist, meine Befehle mit Bezug auf Sie gegeben. Jenseits des Oceans leben noch einige Ihrer Verwandten;

er wird sie aufsuchen, und wenn sie meine Bedingungen erfüllen, sind Sie und Ihre Gefährtin frei. Sie Beide bitte ich, für Abbruzzio zu beten, in dessen Augen Sie Gnade gefunden haben."

In diesem Augenblicke schleuderte eine Welle das Boot, in welchem Amalie, Juliana und Peppitta Platz genommen hatten, weit in das Meer hinaus, und Amalie konnte den Hauptmann nicht mehr verstehen; der Morgenwind trug seine Worte davon.

An dem Ufer hatten die beiden Mädchen dieser Abtheilung der Bande Abbruzzio's kaum einige Beachtung geschenkt. Als jedoch die ganze Schaar, Männer und Frauen, Junge und Alte, auf dem Verdecke des Schiffes versammelt war, da konnten Juliana und die junge Engländerin bei dem Gedanken, in Gesellschaft dieser Leute, die keinen Wohnort, kein Vaterland, keine Sitten und beinahe auch keinen Gott kannten, vielleicht eine längere Reise machen zu müssen, sich eines Schauders nicht erwehren. Bruder Anselm bemerkte ihr Entsetzen und ihren Abscheu gegen ihre Umgebung und setzte sich zu ihnen auf das Vorderdeck, um sie einigermaßen zu trösten und zu ermuthigen.

Der Wind war günstig, das Wetter schön. Die Wellen wogten um das Schiff wie ein Kleid von grünem Sammt, das der Wind hin- und herweht. — Juliana wünschte Gewißheit zu erlangen, wohin das Schiff segele, und fragte den Steuermann, wie lange die Reise wohl währen möchte. Dieser sprach die Hoffnung aus, daß sie in neun Tagen ihren Bestimmungsort erreichen könnten.

„Und welches ist der Ort unserer Bestimmung?"

„Das ist das Geheimniß Abbruzzio's," entgegnete der Steuermann. „Da aber die Verletzung dieses Geheimnisses unausbleiblich den Tod des Schwätzers zur Folge haben würde, werden Sie es begreiflich finden, wenn ich Ihre Frage nicht beantworte."

Peppitta war glücklicher in ihren Nachforschungen als Juliana. Mit ihrer angebornen Geschicklichkeit hatte sie herausgebracht, daß der Lauf des Schiffes nach Wales gerichtet sei, und daß Abbruzzio selbst sich bald zur Wahl eines neuen Waïdda*) dahin begeben werde.

An allen Enden der Erde hatten Zigeuner, Zauberer, Wahrsager und Gaukler, die zu dem über die ganze Erde zerstreuten Volke der Zigeuner gehörten, den Befehl erhalten, Abgeordnete zur Wahl eines Nachfolgers des verschmitzten und grausamen Bensam dahin zu schicken.

Nach England also steuerte diese Schaar aus Abbruzzio's Bande, von der Amalie und Juliana abstachen wie weiße Tauben von Raben und wie schöne Lilien von Dornen und Disteln.

Wir wollen uns mit den Einzelnheiten der Reise nicht lange aufhalten, sie verlief wie jede Seereise einförmig und ohne Abwechselung. Nur in den letzten Tagen trat ein Wechsel in der Witterung ein. Der bis dahin heitere Himmel ward fast plötzlich mit schwarzem Gewölke bedeckt, heftige Windstöße trieben ihr Spiel mit dem gebrechlichen Fahrzeuge, die Wellen gingen hoch und hoben das Schiff bald hoch in die Höhe, bald ließen sie es in unermeßliche Tiefen hinabgleiten.

---

*) König des Zigeunervolkes.

Unsere Passagiere, bisher so lustig, so heiter, wurden furchtsam und ängstlich. Diese Gelegenheit benützte Bruder Anselm, um der gottvergessenen Menge beim Krachen des Donners von Gott, beim Leuchten des Blitzes von der Reue zu sprechen. In der Regel sind gerade Diejenigen, welche ihre religiösen Pflichten am Meisten vernachlässigen, die furchtsamsten bei eintretender Gefahr. So verlieh auch jetzt der Schrecken den Worten des frommen Bruders Nachdruck, und bald konnte man die ganze Schaar, Weiber und Männer, Kinder und Greise um den Hauptmast herumknieen sehen, an welchem Anselm ein Crucifix und ein Bild der allerseligsten Jungfrau, des Meeressternes, befestigt hatte.

Amalie, Juliana, Joachimo, Peppitta und Pedro hielten sich fern von den übrigen, so viel dies ohne Aufsehen zu erregen geschehen konnte. Anselm ging von dem einen zum andern und hatte für Alle ein Wort des Trostes, der Ermuthigung und gute Rathschläge.

Die Gewalt des Sturmes trieb das Schiff in eine Bucht in der Nähe von Holy-Head, und hier fand in der Nacht die Ausschiffung unter Joachimo's Aufsicht und Leitung statt. Sobald die Truppe, die in ihren müßigen Stunden während der Fahrt gespielt getanzt und gesungen, die während des Aufruhrs der Elemente gezittert, geweint uud gebetet hatte, wieder festes Land unter ihren Füßen fühlte, ward sie ganz trunken vor Freude.

„Uns, uns,“ sangen sie in ihren wilden Gesängen, „uns gehören alle Landschaften, uns gehören alle Städte, uns gehören Schloß und Hütte, uns gehört Jung und

Alt, Reich und Arm, uns gehört die ganze Welt. Auf denn, ziehen wir Nutzen aus unserm Eigenthume.

Seid flink, ihr Jünglinge, seid klug und kühn. Euere Sprache sei sanft und zart, Euer Geist verschmitzt, Euere Hände geschickt.

Junge Mädchen, pflücket Euch Blumen auf Haiden und Wiesen, flechtet Euch Kronen und umkränzet die Stirne. Erforschet die Zeichen der Zukunft in harten und schwieligen Händen, erforschet sie in zarten und weißen Händchen, versprechet Denen, die ihre Zukunft kennen wollen, versprechet ihnen Reichthum und Glück in Fülle.

Mag die Sonne scheinen oder der Mond, in Städten und in Dörfern, in Wäldern und auf freiem Felde, in den Palästen der Könige und in den Hütten der Bettler, überall findet Ihr Unglück, überall bedarf man des Trostes; verkaufet ihn, ja verkaufet Trost dem Schmerze und dem Aberglauben."

Schon seit beinahe drei Wochen hatten die Kinder der Freiheit von der Umgegend von Holy-Head Besitz ergriffen, als sich endlich Bruder Anselm auf die inständigsten Bitten Juliana's auf den Weg nach London machte, um die Verwandten des Lord Mountclare aufzusuchen. Bei seiner Abreise übergab ihm Joachimo eine Brieftasche, welche mehrere an Amaliens Eltern gerichtete Briefe enthielt. Die Unterschriften waren ohne Zweifel die guter Freunde oder sehr naher Verwandten. An sie sollte der gute Ordensmann sich wenden und mit ihnen die Angelegenheit des Loskaufs der beiden Gefangenen in's Reine bringen.

Der ehemalige Oekonom hatte sich mehr mit den

Rechnungen und dem Hauswesen seines Klosters, als mit theologischen und moralischen Studien beschäftigt, und glaubte sich durch den Eid gebunden, den er dem Anführer einer Räuberbande geleistet hatte. Er hatte bei seinem Glauben geschworen, sich nie mit irgend einer Polizeibehörde einzulassen und, wenn Abbruzzio ihn je mit der Auslösung eines Gefangenen betrauen werde, genau darauf zu sehen, daß alle Bedingungen pünktlich erfüllt würden. Dieser Eid allein hatte ihm das Leben gerettet, und so hielt er sich verpflichtet, seinem Schwure treu zu bleiben. In seiner Unwissenheit und Herzenseinfalt dachte er gar nicht daran, daß Eidbruch Pflicht sei, wenn die Erfüllung desselben ein Verbrechen begünstigt.

Einen solchen Mann hatte die Vorsehung mit der Sendung in die Hauptstadt der drei Königreiche betraut, um eine unglückliche Waise ihren Verwandten zurückzugeben.

Wird Anselm wohl seinen Auftrag glücklich ausführen? — Dies war sehr ungewiß. Eines jedoch war gewiß, Eines war offenbar . . . . Die Krankheit der jungen Engländerin machte in Folge so harter Wechselfälle, Entbehrungen und Gefahren die reißendsten Fortschritte. Kehrte Anselm nicht bald zurück, so kam die Befreiung zu spät.

Joachimo hatte von Peppitta gehört, was Amalie leide, und Juliana befürchte, und bewirkte, daß Mab-Cunning, die Wittwe des verstorbenen Waïdda, Amalie und ihre Freundin in ihre Hütte aufnahm. Auch Peppitta fand dort Platz, denn sie hatte die beiden Gefangenen so lieb gewonnen, daß sie sich gar nicht mehr von ihnen trennen wollte.

Die Gefährtin des verstorbenen Waïdda schien jedoch während ihrer Regierung wenig Gold erworben zu haben, denn es war Nichts in ihrem Häuschen zu finden, das auf Wohlstand gedeutet hätte. Einige wunderliche Zeichnungen, die der Uneingeweihte nicht verstehen konnte, bildeten die einzige Zierde der nackten Wände ihres Wohnzimmers und einer Art von Vorzimmer, in welchem sie ihre Besuche empfing.

Des Abends pflegte die Alte das eine oder das andere Erlebniß oder Abentheuer zu erzählen, an denen ihr Leben sehr reich war, und die Mädchen hörten ihr mit Vergnügen zu. Ihre Erzählungen bildeten ein sonderbares Gemisch von ganz gewöhnlichen und seltsamen Handlungen, von schlechten Streichen und edlen Gefühlen, von Tugenden und Last. rn. Nie sprach sie den Namen Gottes aus, denn sie glaubte an keinen Gott, und wenn sie Etwas über dem Waïdda anerkannte, so war dies das Fatum. Nach ihren sittlichen Grundsätzen glaubte sie sich berechtigt, Andern zu rauben, was ihr gefiel, oder was sie gerade nöthig hatte, und zugleich hielt sie sich verpflichtet, Gutes zu thun, und Unglücklichen Wohlthaten zu spenden.

Bensam hatte Mab-Cunning nur zu seiner Mitherrscherin gemacht, weil sie besonders für ein Fach große Geschicklichkeit an Tag legte, nämlich für den Kinderraub. Es ist fast unglaublich, wie viele kleine Kinder, besonders reicher Eltern, Mab-Cunning geraubt, und ihrer wandernden Truppe zugeführt hat. Diese Gattung des Diebstahles ist die entsetzlichste und schändlichste, und Gott hatte die alte Kinderräuberin für ihren Frevel schwer gestraft. Sie war Mutter von drei Knaben und vier Mädchen geworden, und keines von

ihren Kindern war ihr geblieben. Alle kamen gesund und kräftig zur Welt, alle blühten herrlich auf bis zu dem Alter von fünf Jahren. Waren sie zu diesem Alter gekommen, dann befiel sie eine unerklärliche Krankheit, ein tödtender Wurm nagte an ihren jungen Herzen. Ihr bis dahin blühendes Antlitz wurde fahl und bleich, ihre Kräfte schwanden hin, der Glanz ihrer Augen erlöschte, und sie wurden ihrer Vernunft gänzlich beraubt. Alle verfielen dem Wahnsinne, so daß sie die nicht mehr erkannten, die ihnen das Leben gegeben und die sie zärtlich liebten.

Diese Mutter, die so manchem Mutterauge bittere Thränen ausgepreßt, die so manches Mutterherz gebrochen hatte, konnte nun selbst keinen Trost mehr finden. Dazu wurde sie von den schrecklichsten Gewissensbissen gefoltert. In ihrem Schmerze, der an Raserei grenzte, hatte sie sich ein Halsband von den Zähnen ihrer Kinder gemacht, und dieses Zeichen ihrer Trauer trug sie Tag und Nacht. Nie wollte sie ein anderes Halsband tragen, wiewohl die Räubereien Bensam's ihr Schmuckkästchen mit edlen Perlen, Diamanten und Edelsteinen gefüllt hatten.

Mochte sie an einsamen Orten spazieren gehen, denn solche Orte suchte sie mit Vorliebe auf, mochte sie an ihrem Herde sitzen und ihren finstern Gedanken nachhängen, oder mochte sie, an ihre Thüre gelehnt, Stunden lang den Flug der Wolken beobachten, immer hatte sie sieben graue Tauben mit schwarzen Ringen um den Hals bei sich.

Die Zigeuner leben in tiefer Unwissenheit in Dingen der Religion, und Alle, die ihre Sitten lange Zeit beobachteten und studirten, suchten vergebens einen Zug,

ein Zeichen von Gottesverehrung bei ihnen. Dennoch scheint ihnen der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele nicht ganz fremd zu sein, denn Mab-Cunning sang ihren Täubchen, wenn sie sich liebkosend auf ihre nackten Schultern und Armen niederließen, häufig vor:

„Seid willkommen, Täubchen, die Ihr meine Kinder liebtet, die Ihr Euch auf ihre Wiege schwanget, wenn sie Euch die kleinen Aermchen entgegenstreckten. Ach! Dort saßet Ihr noch an ihrem Sterbetage; beugetet Euch über ihren Mund, als sie ihre Seelen aushauchten.

Arme Wesen, liebliche Kinder! Wie glücklich war ich, konnt' ich mit Muttersorgen Euch umfangen!... Jetzt such' ich Euch überall. Ich steige hinauf auf die Berge, ich steige hinab in die Thäler, ich irre umher in den Haiden, ich breche mir Bahn durch die Wälder, doch nirgends, nirgends seh' ich Euch! Wo seid Ihr, theuerste Kinder?

Frag' ich die Blumen, ob Euere Geister sie bergen, nicht antworten sie mir, nicht sagen sie mir, wo Ihr jetzt Euch weilet.

Aber Ihr, klagende Täubchen, wenn Euch ich herze und küsse und dabei an meine Kinder denke, Ihr gebet mir Antwort in klagenden Lauten, die gleichen den Klagen, den Seufzern der Mutter. Ihr bringt mich zum Glauben, daß meiner Kinder Seelen Ihr berget, daß in Euerer Stimme, meiner Kinder Stimme ich höre.

Viele bittern Körner findet der junge Vogel, wenn er erstarkt und das schützende Nest verläßt. Hättet Ihr, arme Kindlein, die Zeit der Kindheit überlebt,

hättet Ihr das Mannesalter erreicht, wäret Ihr rüstig und kräftig durch's Leben gewandert, was wäre Euch noch begegnet?... Ach! vielleicht Kummer und Schmerzen, wie Eure Mutter sie tragen muß!...

O, süße, liebe Täubchen! Bewachet, bewachet die Seelen meiner Kinder, flieget mit ihnen umher unter den schönsten Blumen, führet sie in den kühlsten Schatten. Ergötzet sie, erfreuet sie, daß sie nicht mehr zurückverlangen nach diesem Thale der Thränen. Doch des Nachts in dem Schlafe, in den Träumen führet mir sie vor, daß ich sie sehe in ihrer Schönheit, daß meine Thränen sie trocknen."

Diese Gesänge machten einen tiefen Eindruck auf Amalie und ihre Freundin Juliana. Die edlen Mädchen empfanden großes Mitleid mit der armen, unwissenden Zigeunerin und sagten zu einander:

„Wir müssen sie ihrem Irrthume entreißen und zur Erkenntniß der Wahrheit führen."

Von diesem Wunsche beseelt, begann Juliana eines Abends, als Mab wieder mit ihren Tauben spielend am Herde saß:

„Mab, ich habe Euere Täubchen ebenso lieb wie Ihr selbst, und ich sehe ihnen so gerne zu, wenn sie Euch liebkosen, auch ihre klagenden Laute höre ich gerne. Behandelt sie sorgfältig, streichelt, küsset, liebet sie; da sie mit Euern Kindern gespielt haben; aber glaubet doch nicht, daß die Seelen Euerer Kinder sich auf dem Wege zum Himmel durch diese Vögel hätten aufhalten lassen. Nein, nein, Mab; die Kinder sind Geschwister der Engel, und wenn ein solches zum Sterben kommt, dann breitet der himmlische Geist, den der liebe Gott als Wächter an die Wiege des

Kindes gestellt hat, seine Flügel über dasselbe aus, nimmt das ihm anvertraute Gut und trägt die Seele des kleinen Christen wie eine unsichtbare Blume zum Throne Gottes."

„Ah! Ich bin keine Christin," rief Mab schmerzlich aus, „ich bin keine Christin und weiß nicht, was ich anbete. Meine Eltern haben mich Nichts gelehrt, sondern ließen mich in der größten Unwissenheit aufwachsen. Aber als mein erstes Kind im Alter von vier Jahren hinzuwelken begann, sagte eine Frau aus der Truppe Bensam's, daß man ihm Euer heiliges Taufwasser über die Stirne gießen müsse, damit es wieder Gesundheit und Lebenskraft erlange. Die christliche Frau that dies in meiner Gegenwart, denn in meiner Liebe glaubte ich an Alles, was mir Hoffnung machte, mein Kind genesen zu sehen. Aber, Unglück, dreimal Unglück über mich! Euere Taufe hat ihm nicht geholfen, und auch die Andern starben mir hin, eines nach dem anderen, damit jeder Tag meines Lebens ein Tag des Schmerzes und der Trauer für mich sei."

„Mab," beruhigte Juliana sie, „es gibt keine Worte, um Mütter zu trösten, die den Verlust ihrer Kinder beweinen. Ich kann Euch jedoch versichern, daß die heilige Taufe ihnen den Himmel erschlossen hat, den Ort der Glückseligen und den Aufenthalt der heiligen Engel. Während Ihr hier um sie weint und klagt, singen sie Loblieder vor dem Throne der Mutter des lieben Heilandes, deren Bildniß Ihr hier seht."

Mit diesen Worten zog sie unter ihrem Kleide eine silberne Medaille der „Jungfrau ohne Makel der Erbsünde empfangen" hervor, das sie immer auf der Brust trug, und fuhr dann fort:

„Seht, Mab, vor dem Throne dieser Mutter aller Menschen singen sie und beten sie für Euch, daß auch Ihr zu ihnen kommen möget. Wenn Ihr aber Euern Kindern auf ewig vereinigt werden wollt, wenn Ihr im Paradiese die heiligen Gesänge der Engel und Erzengel, der Cherubim und Seraphim hören wollt, dann müßt Ihr auch an den Gott, der uns Leben und Alles, was wir haben, gegeben hat, glauben und ihn anbeten."

„O," erwiederte die Zigeunerin, „wenn ich von der Wahrheit der Worte, die Sie zu mir reden, überzeugt sein werde, wenn ich den Weg, der mich zum Himmel und zu meinen Kindern führt, erkennen werde, dann wird Ihr Gott auch der meinige, Ihr Gottesdienst auch der meinige sein."

Siebentes Kapitel.

Gute Früchte. — Der Wald von Glemnore. — Die Wahl. Adonaï und Jany.

Wenn man einfache Feldblumen neben die Königin unserer Gärten pflanzt, so theilt die duftende Rose der unbeachteten Nachbarin von ihren Wohlgerüchen mit. Ein ähnliches Glück wurde Peppitta und ihrem Freunde Joachimo zu Theil. Beide lebten in stetem Umgange mit Amalien und Juliana, sie hörten die beiden Mädchen täglich mit der Wittwe Bensam's über die Wahrheiten der christlichen Religion und über göttliche Dinge sprechen und versenkten sich so zu sagen in die Reinheit und Erhabenheit dieser Lehren. Die Folge davon war, daß beide sich ernstlich bestrebten, immer besser zu werden. Bald stand ihr Entschluß fest, auf immer mit der Bande, der sie bis jetzt angehört hatten, zu brechen, und täglich überlegten sie, wie sie ihr Vorhaben ausführen sollten.

Juliana hatte italienische Lieder verfaßt, die sie mit ebenso viel Talent als Gefühl vortrug. Der Text derselben war einfach und der Fassungskraft eines Jeden angepaßt. Meistens enthielten sie den Ausdruck

der Bewunderung beim Anblicke der prachtvollen und erhabenen Schauspiele der Natur oder der Liebe zum allgütigen Schöpfer.

Am Morgen wie am Abende, häufig auch in der Nacht, wenn die ganze Natur ringsum schlummerte, und eine tiefe, feierliche Stille auf dem Erdballe lag, erhob das begeisterte Mädchen aus dem Dorfe Saules seine melodische Stimme und sang seine Lobgesänge, während Joachimo den Gesang auf Guitare begleitete. An solchen Abenden ließen alle Zigeuner ihre Spiele, ihre Uebungen, alle Zerstreuungen und Unterhaltungen ruhen, kamen neugierig herbei und lagerten sich rings um die Sängerin. Schweigend und mit Entzücken hörten Alle zu, bis Juliana eine besonders schöne Stelle sang, dann brachen sie in den lautesten und stürmischsten Beifall aus.

Diese Gesänge sollten jedoch nur als Vorspiel zu Wichtigerm dienen. Sobald nämlich Juliana schwieg, erhob sich der alte Mönch und säete in begeisterter Rede den Samen der Religion in die gerührten und vorbereiteten Herzen, und nachdem Anselm abgereist war, versah Juliana auch diesen Dienst, und selbst die leidende Amalie schonte ihre geringen Kräfte nicht, um diese Seelen für den Herrn zu gewinnen.

Kaum zwei Monate waren seit der Landung in England verflossen und schon machte eine große Veränderung unter der Bande sich bemerkbar. Die Zigeuner wurden aufmerksamer, gelehriger, sittiger, ihre Spiele, Tänze und Gesänge nahmen einen andern Charakter an. Peppitta, Joachimo, Pedro, Januaria und einige Andere gewöhnten sich daran, ihr Abendgebet kniend und gemeinschaftlich zu verrichten. — Ein

armes Bauernmädchen, eine Waise, ein einfältiger Laienbruder hatten so Erstaunliches gewirkt! — Der Name des Herrn sei gebenedeit! —

Während Bruder Anselm sich in London aufhielt, wurde die Zahl der in Holy-Head umherirrenden Zigeuner täglich durch neue Ankömmlinge vergrößert. Auf verborgenen Pfaden, nur während der Nacht reisend, alle größern Orte wie auch die Landstraße vermeidend eilten die Zigeuner aus allen Richtungen herbei. Viele kamen aus Schottland, Irland, selbst aus Schweden und Dänemark. Seit etwa sechs Monaten war Bensam todt, und seit dieser Zeit landete kein Schiff in England, das nicht einige Familien von jenem über ganz Europa zerstreuten Volke mitgebracht hätte. Alle eilten zu der nahe bevorstehenden Wahl eines neuen Waïdda oder des Königs dieses heimathlosen Volkes, das sich selbst den Namen „Kinder der Freiheit" gegeben hatte.

Hätte der verstorbene Waïdda Beamte und Unterbeamte gehabt, die Nachricht von seinem Tode hätte nicht pünktlicher durch sie verbreitet werden können, als es ... ich weiß nicht durch wen und weiß nicht durch welche Mittel ... geschehen ist. Fast zu gleicher Zeit erhielten alle Zigeuner, in welchem Lande sie gerade sein mochten, die officielle Kunde von dem Hinscheiden ihres Oberhauptes und die Einladung zur Wahl eines Nachfolgers. Nach unseren Gebräuchen hätten allein die Männer, und auch diese nicht alle, sondern nur die vermögenden, die reichen sich an einem solchen wichtigen Geschäfte betheiligen dürfen. Die Zigeuner jedoch glauben trotz ihrer sittlichen Verkommenheit, daß das Geld nicht Alles vermöge, und daß auch die



Ausführ., Stich u. Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Juliana.

Frauen Kopf und Verstand hätten. Und so befanden sich bei jeder neu ankommenden Truppe ehrwürdige Matronen und junge Mädchen, Jünglinge und Kinder. Sie hatten, um zu dem Sammelplatze in den Haiden von Holy-Head zu gelangen, England in seiner Länge und Breite durchreist, ohne die Landstraßen zu berühren und ohne in Herbergen zu übernachten.

In der größten Lichtung des Waldes von Glemnore, auf dem Gipfel eines nackten Felsens, der sich mitten in der Lichtung erhob, in ziemlicher Entfernung von uralten Tannen umgeben, die einen ungeheuren Kreis bildeten, sollte die Feier der Königswahl stattfinden. Lange Vorbereitungen zu dem Feste wurden begreiflicher Weise nicht getroffen. Die Jünglinge und Kinder reinigten die Lichtung, Gesträuche und Baumwurzeln wurden ausgerissen, damit die Versammlung ohne Hinderniß statthaben könne und in dem Kreise des Volkes, den Greise, Frauen, Jünglinge und Mädchen, Männer in der Blüthe ihrer Kraft und Kinder ohne Unterschied bildeten, keine Lücken entständen. Dieser Kreis ist dreifach und wenn eine Lücke entsteht, so ist dies ein unglückliches Zeichen.

Der Erwählte wird auf den Gipfel des grauen, nackten Felsens gleichsam wie auf einen Thron gesetzt, falls er des Herrscherstabes würdig befunden wird. — Doch wer wird die Kanditaten dieses wilden Königthumes aufrufen? —

Drei Greise, die am Fuße des Felsens sitzen. Sie haben unter allen Stämmen die erfahrensten und fähigsten Männer ausgesucht. Wenn nicht ihr hohes Alter ein Hinderniß wäre, so könnten auch sie nach der Würde eines Waïdda streben, aber eine Nation,

die nirgends Ruhe noch Rast hat, bedarf zum Oberhaupte eines kräftigen, rüstigen, noch in voller Manneskraft stehenden Mannes. Der Waïdda darf nicht auf seinem Bette sterben, und die meisten, welche diese Würde bekleideten, traten ihren Weg zur Ewigkeit von der Höhe des Galgens aus an.

Diejenigen, welche von der Mehrzahl als solche bezeichnet werden, denen es erlaubt ist, nach der höchsten Würde zu streben, treten zu den drei Greisen, die in jeder Art des Lasters erfahren sind, und enthüllen ihnen ihren ganzen Lebenslauf.

Doch, merken wir auf, die Ceremonien beginnen. Sieh dort die jungen Mädchen mit den großen, schwarzen Augen. Ihr langes, aufgelöstes Haar wallt über Schultern und Nacken herab, durch die halbgeöffneten Lippen schimmern Zähne, weiß wie Elfenbein; Hals, Arme und Füße sind unbekleidet. Wie leicht fliegen sie dahin im Tanze, kaum daß sie die purpurnen Haideblümchen mit der Fußspitze berühren! — Hörst Du diese Musik? Ich weiß nicht, ob sie kunstgerecht ist, aber sie macht trunken, sie betäubt, sie reißt den Zuhörer unwillkürlich fort. Zinken, Guitaren, Harfen, Trommeln, Schellen, Waldhörner, kurz alle Arten von Instrumenten sind hier vertreten und bilden eine Musik, die mächtig auf den, der sie hört, einwirkt. — Ein Taumel, oder vielmehr eine Art Wahnsinn ergreift immer mehr Opfer, bis endlich Alle in fieberhafter Bewegung sind. Die Jugend tanzt umher, als hätte ein Wirbelwind sie erfaßt, sie starren den Himmel an und rufen ihm zu, sie singen einzelne Strophen von Liedern, und der Wind trägt ihren Gesang in weite Fernen. Alte Männer und Frauen, die kaum mehr

gehen können, versuchen die Bewegungen der Jüngern nachzumachen, sie schütteln das Haupt und klatschen in die Hände.

Jede Familie hat ihren silbernen Becher, den sie irgendwo gestohlen. Er wird gefüllt und geht von Hand zu Hand, Frauen und Kinder weisen ihn nicht zurück, und doch ist er mit Branntwein gefüllt. Sie sagen:

„Der Zustand vollständiger Trunkenheit ist der Tod der Seele, Halbtrunkenheit aber ist Begeisterung und begeistert muß der Mensch zu jedem wichtigen Geschäfte sein."

Die Tänze haben aufgehört. Eine Zinke, die dem verstorbenen Waïdda angehörte, und die in Zukunft Eigenthum des neu erwählten Waïdda sein wird, wird von einem der drei Greise, die am Fuße des natürlichen Thrones sitzen, einem jungen Manne übergeben, der durch drei weithin schallende Schläge den Anfang der Wahl verkündet. Bei diesem Klange nähern sich die Männer, die sich um die Krone bewerben, den drei Lebensrichtern.

Einer der Thronprätendenten, ein schöner, kräftiger Mann hatte sich nach den Tänzen unter einer gewaltigen Eiche gelagert und wollte sich nun erheben. Seine Frau, die an seiner Seite lag, hielt ihn zurück und fragte mit trauriger Stimme:

„Adonaï, willst Du Waïdda werden?"

„Seit ich zum Selbstbewußtsein gelangte, war das mein Ziel, und Alles, was ich gethan habe, geschah in dieser Absicht."

„Aber man wird Dich über Alles fragen, was Du gethan hast, um beurtheilen zu können, ob Du diese Würde verdienst!"

„Ich weiß es.“

„Und wirst Du Alles sagen?“

„Das ist meine Pflicht, ich werde Nichts verschweigen.“

„Nein, Du wirst Nichts sagen von der Verzweiflung meiner Mutter, Du wirst Nichts sagen von den Verwünschungen, die mein Vater gegen uns beide ausstieß, als er erfuhr, auf welche Weise Du die an Dir ausgeübte Gastfreundschaft mißbrauchtest. Adonaï, Adonaï, ich bitte, ich beschwöre Dich, erzähle Nichts von dem, was sich in meinem elterlichen Hause zugetragen hat!“

Bei diesen Worten war die junge Frau auf die Kniee gesunken und suchte unter Weinen und Seufzen ihren Gatten von seinem Vorhaben abzubringen. In diesem Augenblicke ertönte das zweite Signal. Da stieß Adonaï sein Weib roh von sich und schleuderte die Unglückliche an einen Baumstamm; sie stürzte mit dem Kopfe auf die Spitze eines abgebrochenen Astes... ein Strom von Blut quoll aus der Wunde . . . der Schmerz entlockte ihr einen heftigen Schrei. Adonaï jedoch wollte dies nicht hören; ohne auch nur nach seinem armen Weibe umzusehen, eilte er davon.

Umgeben von dem Heere der Sterne, wie eine Königin inmitten ihres Hofes stand der Mond am Himmel und beleuchtete die Erde mit seinem matten Lichte. Der Mittelpunkt des Kreises, der Felsenthron, war versilbert von dem Lichte dieser Königin der Nacht. — Jetzt sah man von allen Seiten Männer den freien Raum durchschreiten. Es waren die, welche sich dem Urtheile der drei Richter unterwerfen sollten. Tiefes Schweigen lagerte nun auf der eben noch lär-

menden und tobenden Menge; kein Laut, mit Ausnahme des Rauschens des Windes, der mit den Blättern der Bäume spielte, war hörbar.

Als alle Canditaten des Königthumes über die Kinder der Freiheit vor dem Felsen versammelt waren, erhob sich der älteste der Richter und forderte sie auf, Alles zu erzählen, was sie gethan hätten, um sich der Herrschaft würdig zu machen. „Dieses Mal", fuhr der Alte fort, saget die Wahrheit und hütet Euch, zu lügen, denn dort steht das Volk, das Euch gesehen, das Euere Thaten kennt und das Euch zu beurtheilen hat."

Wir wollen die Laster und Schandthaten nicht wieder erzählen, mit denen diese Männer in der schamlosesten Weise prahlten. Einer trat nach dem andern vor die Richter, jeder glaubte, den andern an Schändlichkeit und Verworfenheit zu übertreffen und den Preis für seine Verbrechen davonzutragen. Keiner jedoch vermochte ein Leben voll solcher Falschheit, solcher Betrügerei, Undankbarkeit, Heuchelei und Laster jeder Art zu schildern als Adonaï. Ihm wurde daher das Scepter, ein schwarzer Stab, der seit Bensam's Tode in einer Höhle verborgen war, übergeben.

Sobald die Insignien der Macht und Herrschaft über das gesammte Volk der Zigeuner ihm überreicht waren, brach das Volk in stürmischen Jubel aus. Alle vorhandenen Instrumente erschallten und vollführten einen höllischen Lärm. Raben und Krähen flogen erschreckt davon, alle Bewohner des Waldes, Geflügel und Hochwild erwachte vom Schlafe und floh.

Der Neuerwählte wurde von den Richtern eingeladen, auf einer von Baumzweigen verfertigten und

mit einem braunen Teppiche bedeckten Tragbahre Platz zu nehmen. Da jedoch dieser in der Eile zusammengefügte Tragsessel einen gar zu traurigen Anblick gewährte, zierten die Frauen ihn mit buntfarbigen Bändern und wilden Blumen. Dies war die einfache Ceremonie der Erhebung eines Herrschers über die Zigeuner.

Hätte Adonaï am Fuße des Altares des wahren Gottes eine wirkliche Krone gefunden, er hätte nicht froher und stolzer werden können, als jetzt, da er das Zerrbild eines Königs geworden war. In seiner zügellosen Freiheitsliebe wiederholte er sich selbst häufig:

„Ich brauche nun nicht mehr zu gehorchen, nein, jetzt befehle ich", und dieser Gedanke verlieh seinen Augen einen unheimlichen Glanz; der unbändigste Hochmuth war in seinen Zügen zu erkennen, ein Hochmuth, der nur mit dem des Satans, wenn er den Engeln des Abgrundes gebietet, verglichen werden kann.

Sein Stolz und Uebermuth wuchs noch, als das Volk einen Gesang anstimmte, der bei solchen Gelegenheiten immer gesungen wurde, und den die Zigeuner von ihren Urahnen ererbt hatten und der sich noch auf alle kommenden Geschlechter forterben wird.

„König der Nacht, Sohn der Finsterniß", sangen sie nach ihrer wilden Weise, „Du hast empfangen den schwarzen Stab des Waïdda, und wir, die wir keiner Macht gehorchen, wir gehorchen Dir. König der Nacht, Sohn der Finsterniß, sei listig, klug, verschlagen; nie steh' still auf Deiner Bahn!

Jung bist Du, kräftig, flink, d'rum wählten wir Dich. Ueberliste die, so die Welt in Fesseln schlagen.

Dein Arm ist stark, brich die Ketten der Gefangenen. Deine Seele ist klug, auf! täusche unsere Feinde! König der Nacht, Sohn der Finsterniß, sei listig, klug, verschlagen; nie steh' still auf Deiner Bahn!

Könige sitzen auf ihren Thronen, Richter in ihren Gerichten, Wächter haben sie in ihren Gefängnissen, Henker auf den Blutgerüsten. Sie haben diese Gewalten ersonnen, um sich in Fesseln schlagen zu lassen; aber wir haben Dich gewählt, daß Du uns führest gegen unsere Feinde. König der Nacht, Sohn der Finsterniß, sei listig, klug, verschlagen; nie steh' still auf Deiner Bahn!

Für sie ist der Tag, für uns die Nacht. Die Nacht ist die Mutter großer Dinge. Sie bietet Schutz denen, die nach Freiheit ringen. Freiheit werden wir finden, dann ist auch der Tag für uns. Jetzt seid klug wie Füchse, bald werden wir schrecklich sein wie Löwen! König der Nacht, Sohn der Finsterniß, sei listig, klug, verschlagen; nie steh' still auf Deiner Bahn!

Sobald dieses Lied angestimmt war, setzte der Zug sich in Bewegung. Vorauf zogen die Musiker mit ihren Instrumenten, dann folgten die Mädchen und Kinder, an sie schloß sich ein Trupp Männer in vollster Manneskraft, von denen sechs die Tragbahre mit dem neuen Waïdda trugen. Die ältern Männer und Frauen schlossen den Zug. Ihren Weg erleuchteten sie durch Kienfackeln und Pechkränze, die sie auf langen Stangen trugen und in der Luft umherschwangen.

Als der Zug an einem vom Blitze gespaltenen uralten Baume vorüberzog, bemerkte Adonaï unter demselben eine stöhnende Frau. Plötzlich war seine

Freude erloschen, sein Hochmuth und Stolz gebrochen, sein Herz erstarrte vor Schrecken. Es war Jany, seine Frau, die ihn hatte abhalten wollen, seine und ihre Schande vor dem Volke zu offenbaren, es war die Unglückliche, die er in so roher Weise von sich geworfen und mißhandelt hatte, es war das Weib, das er liebte, obgleich er mehr der Tyrann als der Freund und Gatte der armen Jany war.

„Haltet ein!“ rief er den Trägern zu, „haltet ein!“ Schon hatte seine Stimme einen befehlenden Ton angenommen; seine Unterthanen gehorchten, und mit einem Satze stand Adonaï an der Seite deren, die er mit List und Betrug ihrer Familie geraubt hatte.

Jany hatte so viel Blut verloren, daß sie regungslos und ohne Bewußtsein fast wie eine Leiche dalag. Adonaï hob sie auf und trug sie auf die Tragbahre. Dann schwang auch er sich hinauf und setzte sich neben die Schwerverwundete. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, denn er mußte dreimal die Runde um die Lichtung, in welcher die Wahl stattgefunden hatte, vollenden.

Von diesem Augenblicke an war das ganze Aussehen des Zuges verändert. Der leblose Körper, über den der neue Waïdda sich ängstlich hinbeugte, gab ihm das Ansehen eines Leichenzuges. Die alten Zigeunerinnen steckten bedeutsam die Köpfe zusammen und flüsterten:

„Es ist, als wenn der Tod zu unserm Feste gekommen wäre, Adonaï wird kein Glück haben.“ —

Der Mond sank eben hinter den Horizont hinab, das Heer der Sterne erbleichte, und im Osten dämmerte der Morgen, als die Feier der Erhebung des neuen

Waïdda beendigt war. — Jany hatte nach und nach wieder einiges Leben bekommen, ihr Bewußsein kehrte zurück und sie erinnerte sich alles in dieser für sie schauerlichen Nacht Vorgefallenen. Sie war mit Adonaï allein, der seine Rohheit durch Zärtlichkeit wieder gut zu machen suchte. Ringsum herrschte die tiefste Ruhe. Der Lärm des Festes war verhallt. Die Angehörigen des heimathlosen Volkes waren durch ihre Spiele und Tänze so ermüdet, und hatten sich durch starke Branntweine der Art betäubt, daß sie den Bedürfnissen der Natur nicht länger mehr zu widerstehen vermochten und sich jetzt alle dem erquickenden Schlafe überließen. —

Bruder Anselm war absichtlich vor der Wahl nach London abgereist, um sich der Theilnahme an diesem Akte, zu der man ihn zwingen wollte, zu entziehen. Amalie und Juliana konnten nicht ausweichen. Joachimo und Peppitta sagten zu ihnen:

„Sie kennen jetzt unser Geheimniß, und damit Ihr Einfluß auf dieses unglückliche Volk, mit dem Sie wohl noch eine Zeitlang zusammenleben müssen, sich vermehre, wie Sie dies ja selbst wünschen, ist es durchaus nothwendig, daß Sie bei dem Akte, den sie ihren „großen Tag" nennen, erscheinen." Auch Mab Cunning, die jetzt gerne auf ihre Worte lauschte und Juliana's Lehren mit Herz und Verstand auffaßte, hatte die beiden Mädchen inständig gebeten, sie in den Wald von Glemnore zu begleiten.

Wirklich war das seltsame und wilde Festspiel geeignet, Amalie, die sich noch immer ihrer Eltern wegen abhärmte, etwas zu zerstreuen, und Juliana Gelegenheit zu ernsten und wichtigen Betrachtungen zu geben. Die beiden Freundinnen wurden schmerzlich

ergriffen, als die mit Blut ganz besudelte, von ihrem Gatten bis auf den Tod mißhandelte Jany auf der Tragbahre an ihnen vorübergetragen wurde. Sobald sie wieder nach Hause zurückgekehrt waren, baten sie Mab=Cunning, Jany einzuladen, daß sie öfter zu ihnen kommen und die Abende in ihrer Gesellschaft zubringen solle. Die Einladung hatte, wie wir ahnen, einen doppelten Zweck, nämlich die arme Jany in ihrem Schmerze zu trösten und ihre Seele zu retten.

Mab=Cunning versprach der Bitte zu willfahren und gab nähere Aufschlüsse über Jany.

„Jany", sagte sie, „wird bei uns nur die „schöne Weinende" genannt, denn noch Niemand hat sie, seit sie bei uns ist, auch nur lächeln gesehen. Nach unsern Gesetzen, denn wir haben deren, wie alle übrigen Staaten, muß jedes Glied der Bande sich nützlich machen, muß jedes Glied eine Beschäftigung haben, die Etwas für die gemeinschaftliche Kasse einträgt. Jany hat eine sehr schöne Stimme und ist Meisterin auf mehreren Instrumenten. Der Anführer ihrer Abtheilung hatte ihr nun aufgetragen, auf Messen, Märkten, bei Festen in Städten und Dörfern zu singen. Denn wenn ihre Schönheit und ihr Gesang einen Haufen Menschen um sie geschaart hatte, dann bot sich für die Andern gute Gelegenheit, wahrzusagen, Hoffnung zu verkaufen und Geld zu gewinnen. Die arme Jany aber konnte ihr väterliches Haus und die Art, wie sie demselben entrissen worden, nicht vergessen und brachte es daher nicht fertig, ein Lied vollständig zu singen. Sobald sie zur zweiten Strophe gekommen war, brach aus ihren Augen ein Strom Thränen hervor und erstickte ihre Stimme. Die Folge

war jedesmal, daß Adonaï, ein Jude, sie unbarmherzig schlug und ihr vorwarf, sie esse das Brod der „Kinder der Freiheit", ohne je einen Pfennig zu verdienen. Eines Tages erwiederte Jany ihrem Tyrannen:

„Wohlan denn! Man gebe mir eine Beschäftigung, die meinen Kenntnissen in der Krankenpflege entspricht. Als ganz kleines Kind gieng ich schon mit meiner Mutter auf die Berge und in die Wälder, um heilsame Moose und Schwämme zu suchen; bald streifte ich in Wiesen umher, bald folgte ich dem Laufe der Bäche, um jene unbeachteten aber wohlthätigen Blümchen zu pflücken, welche die Vorsehung überall hervorsprossen läßt, damit Menschen und Thiere an jedem Orte je nach ihrem Bedürfnisse die Heilmittel für ihre Leiden fänden. Man betraue mich mit der Sorge über Kranke und Leidende, und Ihr werdet keine Ursache mehr haben, mir vorzuwerfen, daß ich das harte Brod, wozu Du mich verurtheilt hast, Adonaï, esse, ohne es verdient zu haben.

An demselben Tage wurde dem Opfer des verworfenen Juden der Dienst einer Wärterin in unsern Feldlazarethen übertragen."

„Wenn ich immer unter Euch bleiben müßte," sagte Amalie, „wenn Bruder Anselm von London zurückkäme ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, dann würden ich und Juliana der armen Jany in ihrem Dienste beistehen. O, ich glaube, ich würde eine gute Krankenwärterin sein, denn um mit Andern Mitleid haben zu können, muß man selbst gelitten haben. Der Balsambaum gibt seinen heilsamen Saft nicht eher von sich, als bis das Eisen seine Rinde gespalten hat."

„Sie haben Recht,“ entgegnete Mab. „Wenn Sie das sanfte und lebenswürdige Geschöpf kennen würden, das Adonaï so unmenschlich foltert und quält, so könnte ihere Geschichte Ihnen den Beweis liefern, daß auch sie ein sehr mitleidiges Herz hat, denn an Schmerzen und Leiden jeder Art hat es ihr nicht gefehlt. Zuweilen ist sie genöthigt mit ihrem Amte als Krankenwärterin das einer Wahrsagerin zu verbinden und denen, die in der Gegenwart unglücklich sind, eine glückliche Zukunft zu verheißen, und dann nimmt sie ihre Zuflucht zu ebenso sinnreichen als unschuldigen Mitteln.“

Amalie und Juliana hatten mit großem Interesse der Schilderung zugehört, die Mab-Cunning ihnen von der Krankenwärterin Jany entworfen hatte, und Juliana erklärte nun auch lächelnd:

„Wenn ich unter den Zigeunern leben und sterben soll, dann will ich Jany's Gehülfin werden und mir ihre Methode, den Balsam der Hoffnung in die verwundeten Herzen zu gießen, aneignen.“

Die Hoffnung ist in der That eines der besten Mittel, dessen sich diejenigen bedienen, die sich dem Dienste der Kranken gewidmet haben. Oder ist sie nicht das beste Heilmittel sowohl für die Schmerzen des Körpers als die Leiden der Seele?

Achtes Kapitel.

Der Bote. — Das Lösegeld. — Befreiung. — Das väterliche Haus. — Eine Prophezeihung.

Wie Abbruzzio vermuthet hatte, lebten noch mehrere Verwandten der Familie Mountclare in London, und Bruder Anselm reiste mit der Gewißheit nach London, dort Verwandte Amaliens zu finden. Sein Unternehmen war indessen nicht ohne Schwierigkeiten, die darin bestanden, daß sich diese Verwandten wohl nicht so leicht überreden ließen, ihm die verlangte Summe einzuhändigen. Er mußte ihnen nämlich den Beweis liefern, daß die Tochter des in Calabrien ermordeten Lordes noch lebe, durfte aber, wollte er dem Wortlaute und dem Inhalt des Eides, den er Abbruzzio geleistet hatte, treu bleiben, ihren Aufenthalt nicht eher entdecken, bis er in Besitz des Lösegeldes war. Zudem lag es sehr nahe, daß die Verwandten Amaliens, mit denen er unterhandeln sollte, ihn als Mitschuldigen derer betrachteten, in deren Händen Amalie augenblicklich war, und die die Familie Mountclare beraubt und ermordet hatten. Anselm war also der größten Ge-

fahr, den Behörden als schwerer Verbrecher ausgeliefert zu werden, ausgesetzt.

Alle diese Bedenken vermochten jedoch nicht, den Eifer des guten Mönchs abzukühlen, und in London angekommen wußte er nichts Eiligeres zu thun, als die Verwandten der Familie Mountclare aufzusuchen. Denn obgleich er mit unauflöslichen Fesseln, wie er glaubte, an eine Gesellschaft verbrecherischer Menschen gefesselt war, so hatte er doch seine glühende Nächstenliebe und das brennende Verlangen, nach Kräften das von jenen begangene Unrecht wieder gut zu machen, in seiner Seele bewahrt.

Nach den Erkundigungen, die Anselm eingezogen hatte, wohnte noch ein Oheim Amaliens von mütterlicher Seite, der zugleich ihr Pathe war, in London. Während sich die Familie Mountclare in Frankreich und Italien aufhielt, hatte Sir Thomas häufig Briefe von seiner Nichte erhalten, und Amalie wollte auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ihrem Pathen einige Zeilen zu schreiben. Anselm wollte anfangs gar nicht darauf eingehen, da er glaubte, seinen Eid zu verletzen, gab jedoch endlich nach unter der Bedingung, daß der Brief möglichst kurz gefaßt werde und keinerlei Andeutungen weder von dem Aufenthalte Amaliens, noch von ihrer jetzigen Lebensweise enthalte. Amalie willfahrte seinem Verlangen und schrieb nur diese wenigen Worte:

„Theuerster Oheim!

Von unserer ganzen Familie, die Du vor beinahe drei Jahren von London abreisen sahest, um meiner Gesundheit halber eine wärmere Sonne und ein gesunderes Klima, als unser feuchtes Vaterland zu bieten vermag, aufzusuchen, von dieser zahlreichen Familie, die England so froh und voll der besten Hoffnung damals verließ, ist nur ein einziges Glied übrig geblieben. Es ist Deine Pathe Amalie, wie Du wohl aus der Schrift dieses Briefes erkennen wirst. Aber es ist ihr leider nicht vergönnt, Dir den Ort zu bezeichnen, an dem sie gegenwärtig unter traurigen Verhältnissen lebt, da sie streng überwacht und beaufsichtigt ist.

Der Ueberbringer meines Briefchens ist ein Bruder des Franziskaner-Ordens, dessen Kloster in der Nähe Neapels liegt. Er hat sein Ordenskleid ablegen müssen, um die Reise in die Hauptstadt der drei Königreiche machen zu können. Der fromme Bruder wird Dich von dem einzigen Mittel, das mich Dir und den wenigen mir noch gebliebenen Verwandten zurückgeben kann, in Kenntniß setzen.

Lebe wohl, theuerster Oheim; habe Mitleid mit Deiner unglücklichen Pathe und beeile Dich, den Augenblick herbeizuführen, wo ich Dich als meinen zweiten Vater umarmen kann.

Amalie Mountclare.

Mit diesem Briefe, der ihm als Paß bei Sir Thomas Sydenham dienen sollte, versehen, hatte sich der Mönch auf den Weg nach London gemacht. Um desto freier und ohne Verdacht zu erregen, reisen zu können, hatte Bruder Anselm sich zu seinem größten Bedauern seines langen weißen Bartes entäußern müssen, den die Schärfe des Messers noch nicht berührt hatte, seit Anselm in den Orden des heiligen Franziskus eingetreten war. Noch mehr aber schmerzte es ihn, sein grobes Ordenskleid, den Strick, den er um die Lenden trug, und seine Sandalen ablegen zu müssen, um die Kleidung gewöhnlicher Weltleute anzuziehen. Die Klugheit und die Gesetze des toleranten Englands jedoch geboten ihm eine solche Veränderung.

Als Anselm in London angekommen war, begann er sogleich seine Nachforschung und erfuhr zu seinem Leidwesen, daß Sir Thomas Sydenham gegenwärtig nicht in London sei, sondern sich auf einem seiner Landgüter im Norden Schottlands aufhalte. Der Verwalter des Lord Mountclare nöthigte den Greis, der ihm so wichtige Aufschlüsse über die Tochter seiner frühern Herrschaft gab, einige Tage auszuruhen. Während dieses Aufenthaltes, in den Anselm nur ungern einwilligte, zeigte der Verwalter ihm den Palast der Familie Mountclare in Portland-Place. Als Anselm den Reichthum und die Pracht dieses Hauses sah, trat ihm unwillkürlich das armselige und traurige Leben, das Amalie jetzt führen mußte, die harte Strohmatte, auf der sie schlief, die rauhe Nahrung, die ihr gereicht wurde, die elende Hütte, welche Diejenige bewohnen mußte, der einer der schönsten Paläste Londons gehörte, vor die Seele. Welch' gewaltiger Unterschied zwischen

diesem herrlichen Palaste in Portland-Place und der elenden Hütte Mab-Cunnings!

„Wenn ich glücklich meine Sendung erfülle, wenn die Erbin ihr väterliches Haus wieder beziehen wird, wie wird sie dahin zurückkehren? Werden die Rosen der Jugendfrische auf ihren Wangen blühen? Wird Amalie mit den Zeichen der Heiterkeit und der Gesundheit auf der Stirne, mit dem Lächeln der Freude auf ihren Lippen in ihr Vaterhaus einziehen? — Ach nein! — Der Tod hat bereits seine knöcherne Hand nach ihr ausgestreckt. — Ermüdung, Leiden, Schmerz haben den ohnehin so schwachen Lebensfunken des bleichen, kränklichen Mädchens fast völlig ausgelöscht." —

So dachte der alte Mann, und diese traurigen Betrachtungen preßten ihm Thränen aus. — Er hatte längst gesehen, daß die Lebenstage Amaliens gezählt seien, und mehr als einmal hatte er zu sich selbst gesagt:

„Armes Kind! Kaum wirst Du in das väterliche Haus zurückgekehrt sein, so mußt Du es auch schon wieder verlassen. Aber dann ist es nicht mehr die Hand eines Menschen, die Dich aus demselben vertreibt, sondern die eisige Hand des Todes!"

Da Bruder Anselm in London sein Ziel nicht erreichen konnte, machte er unverdrossen die lange, beschwerliche Reise nach Schottland, um Amaliens Pathen dort aufzusuchen.

Sir Thomas Sydenham hatte einen edlen, gutmüthigen Character. Wie alle Leute dieser Art hielt er Alle, mit denen er verkehrte, für eben so aufrichtig

und ehrlich, als er selbst war, und es war eine große Seltenheit, wenn er Mißtrauen in Jemanden setzte. Für solche offene Naturen ist Vorsicht fast unmöglich, denn es widerstrebt ihrem Gefühle, das Vertrauen, das sie selbst beanspruchen, auch Andern zu versagen.

In seiner Jugend war Sir Thomas häufig das Opfer seines blinden Vertrauens und schlauer Betrüger geworden, aber die Erfahrungen, die er hierdurch sammelte, hatten ihn, wenn auch nicht gerade mißtrauisch, so doch klüger und vorsichtiger gemacht.

Anselm machte von vorneherein einen guten Eindruck auf ihn, und er nahm ihn gastlich auf, bevor er den Brief seiner Nichte gelesen hatte. Schon bald nach jener schrecklichen Nacht im Thale von San-Lorenzo hatte er Nachricht von der Ermordung seiner Schwestern, seines Schwagers und seiner Neffen erhalten. Als der Fremde ihm nun sagte, die Tochter des Lord Mountclare sei nebst einem Mädchen ihres Alters von den Räubern gefangen weggeführt worden, schenkte er den Worten des Greises vollen Glauben, denn diese Angabe stimmte mit allen Nachrichten, die er aus Italien erhalten hatte, überein. Als er nun gar den Brief Amaliens, des Kindes, das er immer wie seine leibliche Tochter geliebt hatte, in seinen Händen hatte, da brach er bei dem Gedanken an die schreckliche Lage, in der sich Amalie befand, in einen Strom von Thränen aus. Entschlossen reichte er Anselm die Hand und sagte:

„Mein ganzes Vermögen wäre ich bereit hinzugeben, um die Waise ihrem Elende zu entreißen, und Sie, ehrwürdiger Bote meiner Nichte, Sie werden nicht lange auf das Lösegeld zu warten haben. Wenn Sie

es erlauben, eile ich mit Ihnen zu meiner Nichte, und wäre sie am Ende der Welt."

Zwei Tage später langte Anselm mit Sir Thomas wieder in London an, und sogleich wurde ihm die Summe von dreißigtausend Ducaten, die Abbruzzio verlangt hatte, eingehändigt.

Anselm hatte in seinem Charakter viel Aehnlichkeit mit Sir Thomas, auch er konnte nicht leicht Jemanden mißtrauen. Gerne hätte er den trefflichen Mann, den er in den wenigen Tagen, die er sich bei ihm aufhielt, schätzen und lieben gelernt hatte, zu der Hütte Mab-Cunnings mitgenommen, ohne zu fürchten, daß er die Anwesenheit so zahlreicher Zigeunerhorden bei den Staatsbehörden angezeigt hätte; aber die Weisungen, die er erhalten, der Eid, den er geleistet, verboten ihm, Jemanden in die Geheimnisse der Zigeuner einzuweihen, und so reiste er allein ab.

Mehrere Monate waren verflossen, seit Anselm die Gegend von Holy-Head verlassen hatte. Die Reise nach London hatte lange gewährt und besonders die Reise nach Schottland hatte ihm viel Zeit geraubt. Um so mehr eilte er, als er der Hütte Mab-Cunnings wieder ansichtig wurde; seinen Schritten gemäß hätte man ihn für einen jungen Mann halten müssen, denn man geht so leicht, wenn man Träger einer Freudenbotschaft ist.

Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, aber noch vergoldeten ihre rosigen Strahlen die ganze Landschaft, noch schimmerten das Felsengestrüppe, die Gipfel der Bäume und die Dächer der Hütten in ihrem Glanze, als Anselm die Schwelle von Mab-Cunnings Hause

überschritt. Amalie lag traurig und schwach auf ihrem elenden Lager.

„Amalie!“ rief der Greis ihr entgegen, „erheben Sie sich, kehren Sie zurück in das Haus Ihrer Väter!“

„Ja, Tochter der Mountclare,“ rief Juliana, die am Krankenbette ihrer Freundin saß, mit Begeisterung aus, „erhebe Dich; Gott und die heilige Jungfrau haben uns befreit. Auf! Laß' uns abreisen!“

Die Kranke machte einen Versuch sich aufzurichten, aber ihre Schwäche war so groß, daß sie wie todt auf ihr Strohkissen zurückfiel.

„Mein Kind!“ sagte Anselm, „danken Sie im Geiste ihrem Gotte, der Sie befreit hat, und bitten Sie ihn um Stärke, die Reise zur Besitzergreifung Ihres Erbes machen zu können.“

„Ja, theuerste Herrin,“ sagte Peppitta, „schöpfen Sie neue Kräfte, ich werde Sie begleiten, wohin Sie auch gehen mögen.“

„Du willst mich also verlassen?“ fragte Joachimo.

„Nein, nein! Du gehst mit uns. Du verlässest diese schlechte Gesellschaft, um zu guten Menschen zu kommen. Wir wollen unsere befreite Gefangene bitten, uns beide in ihren Dienst zu nehmen.“

„Das ist schön! Das ist herrlich!“ sagte Bruder Anselm, seine Hände über sie ausstreckend, „der Segen des allmächtigen Gottes komme über Euch Alle! Wenn Abbruzzio im Besitze des Lösegeldes ist, dann sind meine Verbindlichkeiten gelöst und ich bin frei.

Und wenn der liebe Gott es will, dann komme auch ich zu Euch, um bei Euch zu sterben."

„Nein, nicht um bei uns zu sterben," sagte Amalie mit schwacher Stimme, „sondern um bei uns zu leben. Doch das ist noch nicht Alles, guter Bruder, Ihre erbaulichen Worte und Juliana's Gesänge haben zahlreiche Bekehrungen unter den Zigeunern bewirkt. Wenn ich nun meine Güter in Besitz nehme, so brauche ich Leute, die meine Aecker bebauen und seien Sie versichert, Bruder Anselm, ich werde die Gefährten und Gefährtinnen meiner Unglückstage nicht vergessen."

Einen Augenblick sann sie nach und fuhr dann lächelnd fort:

„Peppitta, Du wirst meine Hausmeisterin werden. Joachimo, der bald Dein Mann sein wird, ist ein tüchtiger Jäger, er wird mein Leibjäger, und Dein Bruder Pedro, der so flink und geschwind ist, wird der Aufseher meines Wildparkes."

„Wer aber, Lady Amalie," fragte Mab-Cunning, „wer wird mir den Schutzengel, der mich den Weg zum Himmel und zu meinen Kindern führt, ersetzen, wenn Sie nicht mehr hier sind? Mein Herz hängt an Ihnen, um der Barmherzigkeit Gottes willen, zerreißen Sie nicht das Band der Freundschaft, das mich an Sie fesselt. O, nehmen Sie mich mit! . . Ich will ja Ihren Gott anbeten, um Barmherzigkeit von ihm zu erlangen!"

„Beruhiget Euch, Mab, ich werde das Band nicht zerreißen, womit das Unglück uns vereinigt hat."

Amalie versuchte aufzustehen, aber ohnmächtig sank sie wieder auf ihr Kissen zurück.

„Mein Kind," sagte Anselm, „das Unglück hat Ihnen die Kraft geraubt, das Glück wird sie Ihnen zurückgeben. Die Lebensart, zu der Sie hier genöthigt waren, hat Ihre Gesundheit aufgerieben, die Bequemlichkeiten, die Sie in Ihrem schönen Hause in London erwarten, werden Sie von jeder Unruhe, von jedem Kummer, von jedem Leiden befreien und ihre Gesundheit wieder herstellen. Ueberlassen Sie sich heute den ganzen Tag der vollständigsten Ruhe, verbannen Sie jeden aufregenden Gedanken aus Ihrem Herzen; schließen Sie Ihre Augen und schlafen Sie, wenn es Ihnen möglich ist. Auch Ihre Dankbarkeit gegen Gott geben Sie nicht in Worten kund, der liebe Gott bedarf der Worte nicht, er kennt ja die geheimsten Gedanken unseres Herzens."

„Ich will Ihre Rathschläge befolgen, ehrwürdiger Bruder," entgegnete Amalie. „Vor wenigen Tagen noch war ich stark genug, mein Unglück zu ertragen, aber jetzt bin ich zu schwach, mein Glück zu tragen."

„Still, still!" sagte Juliana, indem sie ihre weiße Hand auf Amaliens Mund legte. „Ruhe! Du mußt dem guten Bruder Anselm, unserm Befreier gehorchen."

Amalie wünschte jedoch, bevor sie diesen Anordnungen Folgen leistete, mit Bruder Anselm einige Augenblicke allein zu sein. Demgemäß entfernte sich Juliana mit den Uebrigen. Mit einer gewissen Angst fragte Amalie den Bruder, ob er viele Mühe gehabt, Sir Thomas Sydenham zu finden, und ob dieser die Nachricht von ihrem Leben mit Freude aufgenommen habe.

„Meine Tochter," sagte der gute Greis, „die Vorsehung hat Ihnen in ihrer unerforschlichen Weisheit tiefe Wunden geschlagen, indem sie Ihnen Vater und Mutter entriß. Aber sie hat Ihnen in Ihrem Oheim einen zweiten Vater gegeben, der Sie mit Sehnsucht erwartet. Hätte ich ihm erlauben können, mich zu begleiten, so stände er jetzt vor Ihrem Lager, er würde Sie seine Tochter, seine innigstgeliebte Tochter nennen und Sie zärtlich in seine Arme schließen."

„Gott sei Dank!" lispelte die Kranke mit sichtlich erleichtertem Herzen. „Da ich dies weiß, will ich es versuchen, mich durch Schlaf etwas zu stärken. Auf Sie," fuhr sie fort, indem sie Anselm ihre abgezehrte Hand reichte, „auf Sie verlasse ich mich in Betreff der Vorbereitungen zur Reise, zur Rückkehr in das väterliche Haus. — Aber wie traurig, wie öde und leer werde ich Dich finden, Du Haus, in dem ich im Kreise meiner Familie so glückliche Tage verlebtet!"

„Ruhe!" gebot Anselm; „Ruhe und Dankbarkeit gegen Gott!"

Mit diesen Worten verließ auch er das Zimmer.

Juliana besprach sich mit Anselm und Joachimo über die Vorkehrungen zur Abreise, und man kam überein, diese ganz in der Stille zu treffen.

Joachimo, Pedro und Peppitta waren entschlossen, sich von den Zigeunern zu trennen, und dem Versprechen gemäß, das Amalie der Wittwe Bensam's gegeben hatte, konnte man auch sie zur Reisegesellschaft zählen. Anselm übernahm es, in dem nahegelegenen Städtchen den Reisewagen aufzusuchen, den Sir Thomas Sydenham auf seine Bitte dahingeschickt hatte. Joachimo

begleitete ihn, um für sich, für Pedro und die beiden Frauen andere Kleider zu kaufen, da ihre Zigeunertracht wohl schlecht zu der vornehmen Dame, die sie begleiten sollten, gepaßt hätte.

Alles dieses wurde mit solcher Geschicklichkeit vollführt, daß Niemand in der Bande eine Ahnung davon hatte, daß Amalie sie bald verlassen werde. In zwei Tagen war man so weit, daß die folgende Nacht zur Abreise nach London bestimmt werden konnte.

Die Nacht war angebrochen. Kein Mondschein erhellte das Dunkel, kein Stern leuchtete am Himmel, schwarze, drohende Wolken lagerten von einem Ende des Gesichtskreises bis zum andern. Eine Truppe von sieben Personen schritt schweigend und gespensterhaft als wäre sie im Begriffe, ein Verbrechen zu begehen, über die Ebene hin, auf der eine Menge Zigeuner sich niedergelassen hatte, um das Land zu berauben und zu betrügen. Zwei von jenen Personen stützen ein schwaches Mädchen, das nur langsam voranzuschreiten vermag. Es ist Amalie mit ihrer Begleitung. Sie mußten eine Strecke zu Fuß zurücklegen, da sie, um sich nicht zu verrathen, den Wagen nicht bis zur Hütte Mab-Cunnings hatten kommen lassen. Unsere Reisenden schieden jedoch nicht mit gleichen Gefühlen von dieser Gegend.

Während die Meisten von ihnen froh über den eingetretenen Wechsel dahinschritten, wandte sich Mab-Cunning häufig um, um in der Finsterniß das Haus aufzusuchen, das sie so lange bewohnt, um sich im Geiste wieder an die einzelnen Orte der Gegend zu versetzen, die sie so gut kannte. Sie hatte zwar, von einem Strahle der göttlichen Gnade getroffen, den festen

Entschluß gefaßt, sich auf den Pfad der Tugend und Rechtschaffenheit zu begeben, aber sie war durch so alte Bande an das Volk gefesselt, das sie verlassen sollte, daß sie trotz der Freude und des Stolzes, der bei dem Gedanken, eine so vornehme Dame in die Hauptstadt Großbritanniens zu begleiten, ihre Brust schwellte, doch in der Tiefe ihrer Seele großes Leid empfand, besonders da sie die Gräber ihrer Kinder verlassen mußte.

Noch waren die Wanderer nicht gar weit von ihrem Ausgangspunkte entfernt, als sie plötzlich über ihren Häuptern ein Geräusch vernahmen. Es waren die sieben Tauben, welche Mab in ihrer Hütte zurückgelassen hatte. Beim ersten Schimmer des Tages, der sich eben im Osten regte, waren sie erwacht und hatten mit dem ihnen eigenen Instinkte den Weg genommen, auf dem ihre Herrin fortgezogen war.

Als sie sich auf Mab's Schultern niederließen, brach diese in Thränen der Freude aus.

„Arme Seelen meiner Kinder," sagte sie, „Ihr wollt mich also nicht verlassen! . . . In der großen Stadt wäre ich ohne Euch vielleicht häufig ganz allein gewesen. Allein jetzt, da Ihr bei mir seid, werde ich weniger Trauer empfinden, in Euerer Gegenwart werde ich besser zu dem Gotte Amaliens und Juliana's beten können."

Wegen der großen Schwäche Amaliens ging die Reise nur langsam von Statten, und erst nach zwei Tagen langte der Wagen in London an. Häufig beklagte sich die Kranke, daß die Pferde so langsam gingen, da sie den Augenblick kaum erwarten konnte, wo sie ihren Oheim wiedersähe. Dann sagte sie dem

Kutscher wieder, er solle langsamer fahren, denn sie schauderte, wenn sie daran dachte, was sie zu leiden habe, wenn sie die Schwelle des väterlichen Hauses übertrete.

Endlich kam dieser Augenblick.

Wir haben bisher die verschiedensten Erlebnisse Amaliens und Juliana's gesehen. Wir standen neben ihnen, als sie in der kleinen Dorfkirche von Saules beteten; wir reisten mit ihnen von Landais durch Frankreich und Italien; wir freuten uns mit Amalien, als Juliana ihr Gesicht wiedererhielt. Zitternd stiegen wir hinab in das Thal von San-Lorenzo, traurig folgten wir ihnen in die Höhle Abbruzzio's. Von Hoffnung beseelt begleiteten wir sie über das Meer an's Gestade von Holy-Head, wohnten mit ihnen der Wahl des neuen Waïdda im Walde von Glenmore bei. Wir sahen den Retter mit dem längst ersehnten Lösegelde ankommen, hörten seine Tröstungen und Ermuthigungen an und stimmten freudig ein in den Dank, den die beiden der Welt und der Freiheit wiedergegebenen Mädchen Gott darbrachten. Kurz, Freude und Leid, haben wir mit Amalien und Juliana redlich getheilt. Was jedoch Amalie in dem Augenblicke, als sie das leere, verödete Vaterhaus wieder betrat, empfand, das vermögen wir nicht zu begreifen, wir müßten denn selbst einmal in ähnlicher Lage gewesen sein. — Ach! es ist leider nur zu wahr, es gibt mehr Saiten für den Schmerz im menschlichen Herzen, als für die Freude. Einen Augenblick lacht der Mensch, und weint Jahre lang!

Hätte Amalie auch nicht den Tod der theuersten Wesen, die sie auf Erden hatte, zu beklagen gehabt,

sie hätte sich ihres Glückes doch nicht lange erfreuen können. Nicht einmal die zahlreichen Besuche, die zu ihrer Begrüßung herbeieilten, konnte sie empfangen, denn wenige Tage nach ihrer Ankunft sehen wir sie inmitten aller Bequemlichkeit und Erleichterungen, welche die Welt ihr zu bieten vermochten, wieder krank zu Bette liegen. Die berühmtesten Aerzte Londons waren um sie beschäftigt, aber mit all ihrer Kunst vermochten sie keine Besserung herbeizuführen, ja, das Fieber nahm immer mehr überhand. Keiner wußte ein besseres Mittel zu verordnen, als das, welches Bruder Anselm in der Hütte Mab-Cunnings angerathen hatte, die ungestörteste Ruhe.

Doch selten findet der Mensch vollkommene Ruhe, überall gibt es Störungen. Wenn unter dem Dache der Wittwe Bensam's Alle sich bemühten, das größte Schweigen zu beobachten, so traf doch immer irgend ein Lärm das Ohr der Kranken. Bald war es das einförmige Geräusch, das die regelmäßig an das Ufer schlagenden Wellen verursachten, bald war es der Wind, der heftig durch die Bäume rauschte.

Auch in London wurden sogar die ruhigen Stunden der Nacht auf mannigfache Weise gestört. Bald schreckte das Rollen eines Wagens die Schlummernde auf, bald erweckte sie die eherne Stimme der Thurmuhren, welche die Stunden zählen für den armen Handwerker, der die Nacht hindurch arbeiten muß, um das tägliche Brod für die Seinen zu erwerben; für den Gelehrten, der sinnt und schreibt, um die Welt aufzuklären; für das junge Mädchen, das auf Bällen und Festen sein Vergnügen sucht, und für die arme Mutter, die an der Wiege ihres sterbenden Kindes wacht. —

Wenn auch Jedermann der Zutritt zu der Kranken untersagt war, so gab es doch Eine, die nicht von ihrem Bette wich. Wir ahnen es; es war Juliana, die zärtliche Schwester Amaliens, die Hälfte ihrer Seele. Sie wandte kein Auge von der leidenden Freundin ab. Jede Veränderung, deren die Kranke so viele erlitt, und die sich gewöhnlich in ihren Gesichtszügen ausprägten, überwachte Juliana ängstlich und fühlte deren Gegenschlag in ihrem eigenen Herzen.

Das Leben Amaliens war nur mehr ein Schatten. Wenn zuweilen ein Lächeln über ihre bleichen Lippen glitt, so war es traurig wie der Strahl des Mondes, der eine im Sturme geknickte Lilie oder ein Grab beleuchtet. Zuweilen nahmen ihre Züge einen wahrhaft herzzerreißenden Ausdruck an, besonders wenn die feste Hoffnung sie belebte, wieder zu genesen. In solchen Augenblicken, wenn sie großartige Reisepläne machte, oder wenn sie von den Veränderungen sprach, die sie an dem väterlichen Hause vornehmen wolle, wenn sie wieder gesund sei, in solchen Augenblicken mußten sich ihre Pflegerinnen, Juliana und Peppitta häufig von ihr abwenden, damit sie ihre Thränen nicht sähe. — Ach! oft ist es leichter, die Klagen, das Seufzen und Stöhnen der Kranken, als ihre Pläne für die Zukunft zu hören.

Wir erinnern uns noch, mit welchem Entzücken Amalie einige Jahre früher der blinden Organistin des Dorfes Saules zugehört hatte. Nun ließ Juliana ohne Vorwissen der Kranken in einem Nebenzimmer ein Harmonium aufstellen, um die Gedanken ihrer leidenden Freundin von der traurigen Gegenwart abzuziehen und auf die glücklichen Tage vergangener

Zeiten zu lenken. Eines Abends, als Amalie eben etwas eingeschlummert war, verließ sie ganz leise das Krankenzimmer, ungefähr um dieselbe Stunde, in der sie zum ersten Male in der Pfarrkirche von Saules mit der Familie Mountclare zusammengetroffen war, und setzte sich an das Harmonium. Wie sie es früher gewohnt war, so erhob sie auch jetzt ihre Seele zu Gott, bevor sie ihr Spiel begann. Dann ließ sie ihre Finger über die Tasten gleiten und entlockte dem Instrumente so rührende Töne, daß Amalie im Traume die Musik der Engel zu hören glaubte.

„Juliana! Juliana!“ rief die Kranke, als sie aus ihrem süßen Traume erwachte, „komm' Juliana, daß ich Dir danke. O! wie gut bist Du doch, daß Du diese Orgel hast kommen lassen. Du weißt doch immer, was meinem Herzen wohlthut. Ich glaube mich in die kleine Kirche Deines Heimathdorfes zurückversetzt, wo ich Dich zum ersten Male sah, als Du erröthend die Lobsprüche meiner Eltern anhörtest.“

„Theuerste Amalie,“ entgegnete Juliana, „damals konnte ich Dich nicht sehen, aber ich fühlte, daß ich Dich lieben müsse bis zu meinem Tode, und mein Gefühl hat mich nicht getäuscht!“

„Ich weiß es, ich weiß es, gute Juliana. Wir haben beide treu gehalten, was wir uns am Feste des heiligen Ludwig in der Kapelle von Landais gegenseitig gelobt haben. Aber, meine Beste, wirf einen Blick um Dich und sieh, wie das Schicksal, das uns damals so viel Glück versprach, uns so grausam betrogen hat!“

Juliana wußte Nichts zu erwiedern, und beide versanken in Nachdenken. Peppitta sah, daß ihre beiden

Herrinnen sich traurigen Gedanken überlassen wollten. Um dies zu verhindern, setzte sie sich auf den Teppich vor Amaliens Bette, ergriff deren Hand und bedeckte sie mit Küssen. Aus alter Gewohnheit öffnete sie dieselbe und forschte in den Linien dieser abgezehrten und weißen Hand. Die Kranke richtete sich auf und sah ihr eine Weile zu.

„Willst Du mir wahrsagen, Peppitta?" fragte sie lächelnd.

„O Milady, Sie haben es ja nie zugeben wollen, daß ich Ihnen die Zukunft enthülle. Sie haben mich immer mit der Bemerkung zurückgewiesen, man beleidige den lieben Gott, wenn man die Zukunft vorhersage. Und doch hätte ich Ihnen so viel Freude und so viel Glück versprechen können!"

„Wenn ich Dir aber jetzt meine Hand überlasse, Peppitta?"

„Jetzt!" rief die Zigeunerin freudig erregt.

„Ja, jetzt; öffne meine Hand, betrachte sie und studire die Linien. Erinnere Dich Deiner früheren Beschäftigung und, wenn Du kannst . . . so gib mir Hoffnung!"

Peppitta setzte sich auf den Rand des Bettes und forschte aufmerksam in den Linien der Hand, die in den ihrigen bald wie Feuer glühte, bald wieder kalt wurde wie Eis.

Während Peppitta's Augen unverwandt auf den bedeutsamen Zeichen ruhten, waren Amaliens Blicke ängstlich und erwartungsvoll auf das Antlitz der Zigeunerin geheftet, um in diesem ihr Schicksal zu lesen, bevor der Mund der Wahrsagerin es verkünde.

Geraume Zeit herrschte tiefes Schweigen in dem Krankensaale, das Peppitta endlich mit den Worten brach:

„Dieses Kreuz unterhalb des Zeigefingers bedeutet Schmerz und Leiden. Aber," wandte sie sich an Juliana, „betrachten Sie dieses Zeichen, welches über das Sinnbild der Leiden hinweggeht. Wir nennen es die Brücke des Glückes, und es macht das schlimme Zeichen, das darunter liegt, ungültig. — Sehen Sie hier unterhalb des Mittelfingers diese Linien, die einem Sterne ähnlich sind? — Dieser Stern ist nur in der Hand sichtbar, wenn ein günstiges Zeichen am Himmel erscheint. Bitten wir darum den guten Engel der Lady Amalie, daß er uns in einer der nächsten Nächte den Stern sehen lasse, den ich Ihnen vorherverkündige und der nicht ausbleiben wird."

Mit vor Freude und Hoffnung strahlendem Antlitze hörte Amalie der Erklärung der Zigeunerin zu. Sie drückte ihr innig die Hand und sagte:

„Gutes Mädchen, ich danke Dir. Die nächste Nacht will ich aufstehen. Wir beten zu unsern Schutzengeln und suchen dann den Stern auf . . . . Aber, Peppitta, wird Deine Kunst auch den Stern auffinden? Weißt Du denn, in welchem Theile des unermeßlichen Sternenhimmels er glänzt?"

„Ja, er steht in der Nähe des Sternbildes der Jungfrau, des Bildes Derjenigen, zu der Sie so innig und fromm beten, und die Sie auch mich lieben gelehrt haben."

„Du hast also in meiner Hand gelesen und Dich überzeugt, daß ich genesen werde?"

„Ja.“

„Daß ich meine frühere Kraft wieder erlange?“

„Ja.“

„Daß ich wieder reisen kann?“

„Ja.“

„Daß ich nach Landais zurückkehren und Italien wieder sehen kann?“

„Ja, ja, Milady.“

„Dank, Peppitta, Dank! Wenn Alles in Erfüllung geht, was Du mir versprichst, wenn diese Schwäche und Mattigkeit von mir weicht, wenn diese schlaflosen Nächte aufhören, wenn meine Brust nicht mehr enge und beklommen ist, ja, dann reisen wir ab. Ich habe ein Gelübde gemacht und ich werde es erfüllen. Juliana, wir reisen nach Marseille, Peppitta, Joachimo und Pedro werden uns begleiten. In Marseille schiffen wir uns nach Neapel ein. Dann kommen wir wieder nach Calabrien; ich werde die Quelle aufsuchen, die so wohlthuend auf Deine Augen gewirkt hat, und daraus trinken. Und wenn mir der liebe Gott die Kraft verleiht, dann werde ich auch das schauerliche Thal von San-Lorenzo besuchen, und auf derselben Stelle, wo das schreckliche Verbrechen stattfand, ein Kreuz von schwarzem Marmor zum Andenken an die theuern Wesen, die ich so sehr liebe, und die ich jetzt vergebens in diesen verödeten Räumen suche, errichten lassen.“

„O! Das ist ein frommes Vorhaben, Deiner ganz würdig! Daß wir es doch bald ausführen könnten!“

Mit schwerem Herzen sprach Juliana diese Worte, ihre Freundin tröstend. Sie selbst aber wandte ihr Antlitz ab und trocknete eine Thräne. —

In diesem Augenblicke trat Sir Thomas herein. Amalie streckte ihm beide Hände entgegen und rief ihm freudig zu:

„Bester Oheim, ich werde genesen! Peppitta hat es mir eben vorhergesagt. In der Hand, die in der Deinigen ruht, hat sie meine Wiederherstellung gesehen!"

„Kind, das Du bist!" sagte Sir Sydenham mit freundlichem Lächeln, „Du ziehst also noch immer Deine Zigeunerin zu Rathe?"

„Ja, jetzt hat sie mir meine Zukunft enthüllt, und ich wünsche, daß sie in Deiner Gegenwart auch Juliana wahrsage."

„Theuerste Amalie! Es thut mir unendlich leid, Deinen Wunsch nicht erfüllen zu können. Ich kann mich unmöglich entschließen, ein armes Menschenkind wie ich selbst, um meine Zukunft zu befragen."

„Sie haben ganz Recht, Juliana," sagte Sir Thomas, meine Nichte hat schottisches Blut in den Adern und die Schottländer glauben durchgehend an ein zweites Gesicht. Aber Sie sind in Frankreich erzogen worden und können daher unsern Aberglauben nicht theilen . . . und Sie thun wohl daran. Glauben Sie jedoch nicht, daß es nicht zuweilen bevorzugte Wesen gibt, welche die Geheimnisse der Zukunft ergründen können. Gegenwärtig lebt hier in London eine Benediktinerin, die in den schrecklichen Tagen von 1793 in Frankreich ihren Glauben unter den fürchterlichsten Qualen standhaft bekannt hat. Ihr Starkmuth und ihre Ausdauer haben endlich die Henkersknechte überwunden. Sie ward aus der Folterkammer

in den Kerker zurückgebracht, aber durch ein Wunder fielen die Ketten, in die man ihre zarten Glieder geschlagen hatte, ab, sie ging unversehrt und unbemerkt aus dem Kerker und entrann so dem sichern Tode. Jetzt ist sie unter Gebet, Betrachtung und Ausübung guter Werke alt geworden, und mein ehrwürdiger Freund, der Bischof von London, betrachtet sie schon als eine Heilige. Diese Klosterfrau wird vom lieben Gott mancher Offenbarungen gewürdigt."

„O bester Oheim! bringe sie einmal her", bat Amalie, „lade sie ein, noch heute Abend zu mir zu kommen."

„So, Milady! Ich gelte Nichts mehr?" sagte Peppitta mit einem Anfluge von Neid. Sie haben also kein Vertrauen mehr zu mir? Und doch habe ich gut gesehen, als ich in Ihrer Hand Ihre Genesung las, und doch habe ich gut gesehen, daß Sie Ihr Bett bald verlassen werden, und daß wir bald wieder reisen werden!"

„Ich bin ganz Deiner Meinung, Peppitta," sagte Sir Thomas, die Zigeunerin beschwichtigend, „und ich bin ebenso fest überzeugt, wie Du, daß meine Nichte bald gesund sein wird. Aber eine Heilige bringt überall den Segen Gottes mit, wohin sie auch gehen mag. Darum wird Schwester Pauline heute Abend hierher kommen."

„Ja, Sir Thomas," bat nun auch Juliana, „bringen Sie die muthige Ordensschwester her. Ich glaube, daß Gott einem Menschen, der für ihn gelitten hat, die Kraft verleiht, Kranken die Gesundheit wiederzugeben." —

Sir Thomas Sydenham hielt sein Versprechen,

denn am Abende desselben Tages sehen wir Schwester Pauline am Bette seiner Nichte sitzen. Die Qualen jener schrecklichen Tage, die harte Lebensweise und ihre rastlose Thätigkeit in Ausübung der christlichen Liebe hatten ihre Kraft noch nicht vollständig zu brechen vermocht; ihr lebendiger Glaube und ihre brennende Liebe hielten sie aufrecht.

„Ich bin Nichts," sagte sie demüthig, „als eine arme Dienstmagd Gottes, ich bin auch sehr unwissend, nur Eines weiß ich, nämlich den lieben Gott für Diejenigen anzuflehen, die er mit Prüfungen heimsucht. Heute Abend kam ich hierher, um bei Ihnen zu wachen, Milady, und mit Ihnen zu beten. Wir werden unser Abendgebet gemeinschaftlich beten, und dann werden Sie Ihre Freundin und Ihre Dienerin entlassen, damit sie sich einmal ausruhen können; sie haben wohl seit langer Zeit keine ruhige Nacht mehr gehabt. Ich werde über Sie wachen und ich glaube, Sie könnten sich ziemlich auf mich verlassen, denn ich habe schon viele Leidende gesehen und habe gelernt, Kranke zu pflegen."

„Was Sie wünschen, ehrwürdige Schwester, das ist auch mein Wunsch," entgegnete Amalie.

„Ich bin jedoch nicht ganz damit einverstanden," fiel ihr Juliana in's Wort. „Daß ich etwas Ruhe nöthig habe, gestehe ich zu, aber Schwester Pauline wird mir wohl erlauben, hier im Zimmer bleiben zu dürfen."

„Nun, Du weißt, daß ich immer Deinen Wünschen nachgebe, so sei es denn auch jetzt."

Als es elf Uhr schlug, ergriff Schwester Pauline

Juliana's Hand und da sie bemerkte, daß diese glühte, sagte sie leise zu ihr:

„Mein Kind, Sie haben Fieber; wenn Sie nicht selbst krank werden wollen, wenn Sie sich noch länger für Ihre kranke Freundin erhalten wollen, so müssen Sie sich schonen, gehen Sie jetzt zur Ruhe."

Juliana setzte sich in einen Sessel am andern Ende des Zimmers und schlief rasch ein. Schwester Pauline aber erzählte der Kranken auf deren Bitte mit flüsternder Stimme von den Verfolgungen, welche die englischen Benediktinerinnen in Boulogne, deren Kloster Henriette, Königin von England, gegründet hatte, von den Einwohnern jener Stadt zu erdulden hatten.

Die Erzählungen der frommen Schwester hatten einen großen Reiz für Amalie, und sie hätte der Erzählerin bis zum Morgen zugehört. Diese fürchtete jedoch, die Leidende zu sehr aufzuregen; sie ging deshalb rasch über die schrecklichen Scenen ihrer Geschichte weg und erkundigte sich, um Amaliens Gedanken wieder auf eine andere Bahn zu bringen, nach den Schicksalen Juliana's.

Sie erreichte ihre Absicht vollkommen, denn Amalie erzählte ihr mit Begeisterung die Geschichte des armen Landmädchens. Mit unerschöpflichem Redestrom pries sie die Einfachheit, die Frömmigkeit, die geistigen Anlagen und den Muth ihrer Freundin.

„Was Sie mir da erzählen," unterbrach Schwester Pauline sie endlich, „war mir schon vorher, ich weiß aber nicht durch wen, bekannt. Sobald ich sie heute Abend erblickte, sah ich auf ihrer reinen, schönen Stirne ihre erhabene Bestimmung . . . .

Sie schläft . . . . . . lassen Sie mich noch einmal sehen."

Mit leisen Schritten näherte sie sich der Schlafenden und heftete ihre großen Augen, deren Schärfe das Alter nicht geschwächt hatte, auf ihre Züge. Lange stand sie da schweigend und unbeweglich. Plötzlich näherte sie sich Juliana, die in tiefem Schlafe lag, neigte sich über sie und streckte ihre Hand über ihr Haupt aus.

„Ich sehe Etwas auf Deiner Stirn wie Gold," sagte sie in prophetischem Tone, „das wie ein Diadem glänzt . . . . Mein Gott, wie groß ist dieses Mädchen, die Tochter armer Bauersleute geworden! Wer hat sie mit solcher Hoheit, mit solcher Majestät umgeben? — Du bist es, mein Gott, der Du dieses Kind aus der Verborgenheit seines Dorfes hervorgezogen hast. Du hast diesem Kinde, das einstens die Schafe seiner Eltern hütete, das seltenste Geschenk gemacht, Du hast ihm eine wahre Freundin gegeben, und damit ihm Nichts mangele, hast Du es in der Schule der Leiden geprüft.

Dich aber, mein Kind, hat die Last des Unglückes nicht gebeugt, Du hattest Kraft und Muth, das Unglück Deines Nächsten mit Deinem eigenen zu tragen. Als das Auge Deines Leibes erblindet war, suchtest Du Deinen Geist durch Gebet und Nachdenken aufzuklären, und die Kenntnisse, die Du Dir gesammelt hast, hast Du bei andern unglücklichen Geschöpfen, unter denen Du wandeln mußtest, verwerthet. Wenn diese Glücklichen heute den lieben Gott verehren, so haben sie Dir dieses Glück zu verdanken, denn Du hast sie mühsam unterrichtet und ihnen in Allem

die Allmacht, Gerechtigkeit und Güte Gottes gezeigt.

Sieh, dieser selbe Gott hat Großes mit Dir vor! Juliana, Du wirst hoch erhoben werden, wie die Ceder, die auf dem Gipfel des Libanon thront und deren dichtbelaubte Aeste ein schützendes Obdach bilden gegen Sturm und Ungewitter."

Mit großer Spannung folgte Amalie, in ihrem Bette halbaufgerichtet, den Worten der Seherin. Ihr war es klar, daß Schwester Pauline Juliana's Vergangenheit gesehen habe, daß sie auch deren Zukunft kenne. Daher sagte sie, als die Schwester jetzt eine Pause machte, unwillkürlich:

„O, fahren Sie fort, fahren Sie fort!"

„Ja, ich werde fortfahren, denn ganz außerordentliche Dinge schaue ich, hören Sie! — Warum drängen sich all diese Kinder, diese Engel der Erde um die Tochter von Landleuten? Sie kommen zu ihr, wie einstens die Kinder des Volkes Israel zu dem göttlichen Kinderfreunde. Ah! Sieh! Die demüthige Magd Christi spendet ihnen zu gleicher Zeit leibliche uud geistige Nahrung, ihre Hand kleidet sie, und ihre Weisheit leitet sie! . . Ihre Liebe ermuntert sie, ihr Glaube erhebt und erbaut sie, ihre Hoffnung zeigt ihnen jenseits der Wolken ein von Cherubim und Seraphim bewohntes Paradies.

Dann sehe ich ernste Männer, Minister von Königen, ich sehe Könige und Fürsten, die sie um Rath fragen! . . Was haben sie Dich, ein junges und einfaches Landmädchen zu fragen? . ."

Je länger Schwester Pauline sprach, je tiefere Einsicht sie in Juliana's Zukunft gewann, je mehr sich

Juliana's Geschick vor ihrem Blicke enthüllte, desto mehr prägte sich in ihrem Auge, in ihrem Benehmen, in ihrem ganzen Wesen der Ausdruck des Uebermenschlichen aus. Die Reinheit und Heiligkeit ihres Lebens führten sie zuweilen an die Grenzen dieses Lebens und an die Schwelle des Jenseits. Plötzlich wurde sie wieder die demüthige, bescheidene Klosterfrau, die sie vorher war, ähnlich einem jeden Sterblichen, der nicht weiter als in die Gegenwart und Vergangenheit sieht. Als Amalie ihr rief, ihre Hände drückte und sagte: „O! ehrwürdige Schwester, welch' schöne Dinge haben Sie gesehen, und wie schön haben Sie gesprochen!" entgegnete sie:

„Was ich gesehen und gesagt habe, ist schon weit von mir, und ich erinnere mich dessen nicht mehr. Der Herr hebt zuweilen den Schleier der Zukunft vor meinem Blicke, aber bald fällt er wieder, und ich sehe nicht mehr, als andere Menschen."

Neuntes Kapitel.

Die letzte Stunde. — Das Testament.

In den ersten vierzehn Tagen, nachdem Peppitta Amalien Wiedergenesung vorhergekündigt hatte, schien die Kranke wirklich bedeutende Fortschritte in der Besserung zu machen. Sie fühlte sich wieder kräftiger und glaubte ihre Krankheit ganz überwinden zu können. Selbst die Aerzte erstaunten; zwar sprachen sie noch nicht von Hoffnung, aber ihr Blick wurde freier, ihr Benehmen heiterer als früher, und so schienen auch sie an Besserung zu glauben. Sir Thomas Sydenham öffnete sein Vaterherz ganz dem Gefühle der Hoffnung, deren alle Menschen bedürfen, vorzüglich aber diejenigen, welche Bande der Freundschaft oder der Blutsverwandtschaft an das Bett eines Leidenden fesseln.

Während dieser Zeit führte Amaliens Oheim seinen Freund, den Hochwürdigsten Herrn Pointer, Bischof von London, bei der Kranken ein. Der Bischof war ein Mann voll tiefen Glaubens; er zeichnete sich aus durch Frömmigkeit und Kenntnisse, durch Erfahrung und Weisheit, kurz, er war ein Mann nach

dem Herzen Gottes und beliebt bei allen Wohlgesinnten. Trat er in ein Haus, in welchem Kummer und Klagen herrschten, so wurde seine Gegenwart immer zum Segen. Denn in den Verrichtungen seines heiligen Amtes, die ihn so oft in Verbindung mit dem Himmel setzten, hatte er sich eine wunderbare Heiterkeit und Ruhe angeeignet, die von ihm auch auf die Personen überging, mit denen er verkehrte. Seine Gegenwart allein verschaffte den Kranken Erleichterung in ihren Aengsten und flößte den Freunden derselben Muth und Hoffnung ein.

Obgleich der Bischof von London die Einsamkeit, in der allein die Seele sich vervollkommnet, liebte, waren ihm doch die Sitten und Gebräuche der Welt nicht fremd geblieben. Bevor er der Welt entsagte, in der er bis zu seinem sechsunddreißigsten Jahre lebte, hatte er die Vergnügungen, die sie in ihren Festen bietet, kennen und verachten gelernt. Da er er also ihre Leerheit und Nichtigkeit aus eigner Erfahrung kannte, hatte er jetzt das Recht, sich mißbilligend gegen sie auszusprechen. Und er that dies, aber mit Mäßigung, indem er alle, welche diesem eitlen Tand noch nicht abgestorben waren, wie er selbst, mit christlicher Liebe ertrug.

Eine innige Freundschaft verband den ehrwürdigen Prälaten mit Amalien's Oheim, und Sir Thomas hatte ihn schon am zweiten Tage nach der Rückkehr der Waisen in's Vaterhaus gebeten, seine Nichte zu besuchen, aber gehäufte Geschäfte hatten ihn bis jetzt verhindert, dieser Liebespflicht Genüge zu leisten.

Die Diener der Kirche kommen in Folge ihres heiligen Amtes häufig in Berührung mit der leidenden

Menschheit, und hier, am Krankenbette sammeln sie wie die Aerzte viele Erfahrungen mit Bezug auf den Verlauf der Krankheiten. Auf den ersten Blick erkannte der Prälat, daß Amaliens Zustand sehr bedenklich sei, und bald war er auch überzeugt, daß sie nur mehr wenige Tage zu leben habe. Der Aufenthalt in der Höhle Abbruzzio's und in der Hütte Mab-Cunnings hatte ihre Lebenskraft vollständig gebrochen. Und er täuschte sich nicht. Ihre Besserung war nur eine scheinbare. Bald nahm das Uebel, in dem, als wollte es neue Kräfte sammeln, für einige Tage ein Stillstand eingetreten war, wieder in schreckenerregender Weise Ueberhand.

Indessen hatte die Kranke doch Augenblicke, in denen sie weniger litt, und in denen sie die Heiterkeit ihres Geistes wiederfand. Als eines Tages der ehrwürdige Bischof in einer solchen guten Stunde tröstend an ihrer Seite saß, sagte sie mit einem lächelnden Blicke auf ihren Oheim und Juliana:

„Hochwürdigster Herr, ich muß Ihnen bekennen, daß ich mir vor einigen Tagen wahrsagen ließ. Sie wissen, daß ich lange Zeit unter Zigeunern und Wahrsagern leben mußte, und daß ich eine Zigeunerin, die mich während meiner Gefangenschaft pflegte, mit hierhergebracht habe. Um mich nun etwas zu zerstreuen und mich von den traurigen Gedanken, die mich zuweilen überfallen, zu befreien, ließ ich mir von ihr meine Zukunft vorhersagen."

„Das war ein schwerer Fehler, meine Tochter", entgegnete der Prälat mit väterlichem Lächeln, „das müssen Sie mir noch einmal, aber in's Ohr sagen. Denn sehen Sie, mein Kind, die Zukunft erforschen

wollen, das heißt Gott versuchen. Wir dürfen uns nicht an Menschen wenden, um das Schicksal zu erfahren, das der liebe Gott uns bestimmt hat, ein Blinder kann nicht Führer eines andern Blinden sein, und ein Mensch, der vielleicht selbst in einigen Tagen diese Welt verlassen muß, kann uns kein langes Leben versprechen. Gott allein hat unser Leben in seiner Hand, er allein weiß, was für einen Jeden aus uns bestimmt ist. Sie haben also sehr Unrecht gethan, an das Vorherwissen der Zigeuner zu glauben."

„Aber es gibt doch Menschen, welche die Gabe des zweiten Gesichtes haben", bemerkte Sir Thomas. „Können auch diese uns nicht enthüllen, was sie in der Zukunft sehen?"

„Mein Freund, obgleich schottisches Blut in meinen Adern fließt, habe ich doch wenig Glauben an das zweite oder das sogenannte caledonische Gesicht. Ich lasse einem Jeden, was ihm zukommt, dem Menschen ein begrenztes Wissen, Gott ein unbegrenztes. Der Vogel, der im tiefen Thale nistet, und den sein Flug nicht höher trägt, als bis zu den Gipfeln der Bäume, kann unmöglich die weite Aussicht genießen, deren sich der Adler erfreut, wenn er hoch über den Wolken schwebt. Und gesetzt auch, gewisse Menschen besäßen Kenntniß von der Zukunft, wäre es gut, sie darum zu fragen? — Nein, gewiß nicht, denn weder unser Geist, noch unser Herz ist so geschaffen, daß wir ohne Schaden zu nehmen unsere Zukunft kennen könnten."

„Diesen Gedanken", entgegnete Sir Thomas, „hat Frau von Stael ungefähr mit den Worten:

„Wir fangen erst an zu leben, wenn wir den Tod vergessen", wiedergegeben."

„Als Christ, als Priester darf, noch will ich diesen Satz empfehlen. Ja, ich möchte täglich der Jugend, die hoffnungsvoll einem langen Leben entgegensieht, ich möchte dem Alter, das gebeugt unter der Last der Jahre einherschleicht, zurufen: „Lebet heute so, als wenn Ihr morgen sterben solltet. Ich möchte allen Menschen, sowohl dem Glücklichen dieser Welt als auch dem Armen, der vor Kummer sein Brod mit Thränen benetzt, den Tod schildern als einen Boten Gottes, der an unserer Thüre anklopft, wenn wir es am wenigsten erwarten."

Amalien's Antlitz trug den Ausdruck der vollkommensten Ergebung. Dies bemerkte der Prälat und fuhr fort:

„Auch Gesundheit und Leben sind Boten Gottes, wie der, von dem ich soeben gesprochen habe. Auch sie werden uns zu Theil, wenn wir es am wenigsten erwarten. Dann fassen diese beiden Abgesandten des lieben Gottes die schwache, hinfällige Creatur gleichsam bei der Hand, unterstützen sie auf ihrem Wege und geben ihr nach und nach die verlornen Kräfte wieder zurück."

Durch solche Gespräche hielt der ehrwürdige Bischof die Hoffnung in Amalien's Herzen wach, zugleich aber verstand er es, der armen Kranken vollständige Ergebung in den Willen Gottes einzuflößen, denn er, der den Balsam der Hoffnung in das wunde Herz träufelte, hatte selbst jegliche Hoffnung auf Wiederherstellung aufgegeben. Er theilte Sir Thomas seine Befürchtungen mit, und da dieser ganz derselben Ansicht war, wurde beschlossen, der Kranken am folgenden Tage die heiligen Sterbesakramente zu reichen.

Schon seit langer Zeit hatte Juliana wahrgenommen, daß ihre Freundin immer mehr abnehme und mit immer rascheren Schritten dem Grabe zueile. Dennoch war es ihr, als hätte sie noch nie Gefahr in dem Zustande Amaliens geahnt, als Sir Thomas ihr nun bedeutete, sie solle Alles zu einem würdigen Empfange dessen, der gesagt hat:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben", vorbereiten. Amalie hatte mehr Fassung, als sie.

„Juliana", sagte die Kranke im Laufe des Tages, „heute ist ein wichtiger Tag für mich; ich muß meine Seele wohl vorbereiten auf den Akt der Ergebung, des Glaubens, der Anbetung und der Liebe, denn morgen, wenn die Sonne aufgeht, wird auch mir eine Sonne erscheinen, mein Heiland wird zu mir kommen. Bringe mich darum heute wieder in Verbindung mit den Engeln. Unter Deinen Händen klingt die Orgel wie eine Stimme vom Himmel, laß mich sie heute recht viel hören. — Geh' mit Peppitta in's Treibhaus und wähle dort die schönsten und wohlriechendsten Blumen aus, um das Zimmer zu zieren. Sage der Dienerschaft, sie solle auf der Treppe und durch die Säle bis zu meinem Zimmer Spaliere bilden, als wäre es mein Hochzeitstag. In dem Zimmer meines Vaters wirst Du zwei alterthümliche Räucherpfannen finden, bringe sie hierher und lege morgen Weihrauch hinein, damit dieser Wohlgeruch sich mit dem der Blumen vereinige."

Als Juliana ihre Freundin so gefaßt und ruhig sah, gewann auch sie ihre Fassung bald wieder, und mit der größten Ruhe vollzog sie die ihr ertheilten Aufträge. Unter einem Bilde der schmerzhaften Mutter-

gottes wurde ein einfacher Altar, jedoch bedeckt mit einem kostbaren Altartuche, errichtet, denn der Bischof hatte versprochen, hier die heilige Messe zu lesen.

Gegen Abend kam auch Schwester Pauline. Sie und die beiden Freundinnen brachten den größten Theil der Nacht in glühendem Gebete zu, denn Juliana wollte am Bette ihrer kranken Freundin die heilige Kommunion empfangen. Zuweilen gab Amalie Juliana ein Zeichen, und diese, die den Wunsch der Kranken erkannte, begab sich dann in das anstoßende Zimmer und setzte sich an's Melodium. Um jedoch Niemanden im Schlafe zu stören, spielte sie so leise, als nur möglich, und dieser Umstand machte ihr Spiel besonders rührend. Amalie empfand den Vorgeschmack der himmlischen Gesänge, in die sie bald selbst einstimmen sollte.

Endlich brach der Morgen an, der Morgen des Tages, dessen Ende Lady Amalie Mountclare nicht mehr sehen sollte! Noch einmal hatte Amalie das Glück, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, noch einmal das Glück, den Heiland unter der Gestalt des Brodes zu genießen. In heiliger Ruhe lag sie den ganzen Tag mit auf der Brust gefalteten Händen auf ihrem Bette, versunken in die Betrachtung der großen Gnade, die ihr am Morgen zu Theil geworden.

Gegen fünf Uhr des Abends fing sie an, unzusammenhängende Worte zu stammeln. Dann gab sie Juliana durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie noch einmal die Musik zu hören wünsche, die ihre Seele immer mit Gott vereinigt hatte. Juliana wollte sich entfernen, aber die Kranke winkte ihr zu bleiben. „Hier . . .“ sagte sie mit schwacher Stimme, „gehe

nicht fort von mir . . . ich will Dich hören und zugleich sehen . . . immer! . . . immer!“

Das Harmonium wurde in das Sterbezimmer gebracht, und Juliana begann zu spielen. Noch nie hatte sie mit so viel Gefühl, noch nie mit solcher Wahrheit gespielt. Sie spielte eine Trauermelodie; jeder Ton glich einem Gebete, einem Seufzer, einer Thräne!

Der Bischof, Sir Thomas, Schwester Pauline, Joachimo, Petro, Peppitta und die ganze Dienerschaft waren um das Bett der Sterbenden versammelt, um ihr die letzte Stunde durch Gebet zu erleichtern. Plötzlich richtete sich Amalie im Bette auf und rief:

„Juliana! Komme, reiche mir Deine Hand! . . .“

Juliana ergriff ihre Hand; ach! sie war kalt wie Marmor!

„Verlaß mich nicht! . . .“ fuhr Amalie fort, „wir wollen zusammen reisen . . . Ich sehe sie da oben . . . sie rufen uns beide . . . O, mein Gott, wie matt ist der Glanz der irdischen Sonne . . . und wie elend ist die Wohnung, die Du dem Menschen hienieden angewiesen hast . . . wie schön sind dagegen Deine Wohnungen, die ich jetzt sehe . . . und in welch' wunderbarem Glanze strahlen sie! . . . Herr! Herr! . . . gib mir Flügel, daß ich zu Dir eile! . .“

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes ziehe hin christliche Seele,“ begann der Bischof, alle Anwesenden sanken auf die Kniee und beteten still das Sterbegebet der Kirche mit. Sie thaten ihrem Herzen Gewalt an und unterdrückten ihre Thränen und Seufzer.

Tiefe Stille herrschte, nur eine ernste, feierliche Stimme ließ sich vernehmen, es war die des Bischofs,

der die Sterbegebete verrichtete. Zuweilen antwortete ihm eine sanfte, helle Stimme, es war die Amaliens! Bald sollte diese Stimme im Schweigen des Grabes verstummen, wenn sie jetzt noch einen Laut hervorbrachte, so geschah dies nur, um mit dem kleinen Samuel zu sprechen: „Herr, hier bin ich!"

Die letzte Oelung war der Sterbenden ertheilt, die Sterbegebete vollendet. Amalie lag unbeweglich da. Ihr schönes Antlitz glich ganz dem, das ein berühmter Künstler dem Bilde „der schlafenden Unschuld" gegeben hatte. Juliana beugte sich häufig über ihren Mund, um sich zu überzeugen, daß sie noch athme, und Sir Thomas untersuchte mehrmals das Herz, ob es noch nicht aufgehört habe zu schlagen. Die Anwesenden hatten sich erhoben und richteten mit angehaltenem Athem den Blick auf das Auge der Hinscheidenden, ob es sich nicht noch einmal öffne, um sie anzublicken.

Kein Laut war zu hören, alle Anwesenden standen stumm und schweigend um das Bett umher; als hätte der Tod schon seinen Einzug gehalten. Juliana hatte noch immer die Hand ihrer Freundin in der ihrigen; bleich, unbeweglich stand sie an dem Bette wie eine Statue von weißem Marmor, ein wahres Bild des Schmerzes.

„Auf! . . . Auf!" rief plötzlich die Sterbende. Noch einmal richtete sie sich auf, wandte ihren Kopf nach Juliana und sagte:

„Schwester, verlaß mich nicht . . . folge mir . . . Siehst Du sie denn nicht? . . . Sie erwarten uns, . . . sie rufen uns . . . Komm' Juliana, komm'." Ihre Stimme ward immer schwächer. „O, mein

Gott!" hauchte sie kaum vernehmbar, „Gott meines Vaters ... Gott meiner Mutter ... habe Erbarmen mit mir! ... Heilige Jungfrau, Mutter Gottes, bitte für mich! ... Wache über Juliana ... nimm sie unter Deinen mächtigen Schutz! ...

Mit diesen Worten sank sie in die Kissen zurück und hauchte ihre schöne Seele aus in die Hände ihres Schöpfers.

Doch vielleicht zögerte ihr Geist, der während achtzehn Jahren einen hinfälligen Körper beseelt hatte, vielleicht zögerte er noch wie eine Taube, die der unermeßliche Raum, der sich plötzlich vor ihren Augen öffnet, erschreckt, seinen letzten Flug zu unternehmen. Vielleicht schwebte dieser furchtsame Geist noch einige Augenblicke in dem Sterbezimmer unter denen umher, die für ihn beteten.

O, wenn dem so gewesen wäre, wenn dem entflohenen Geiste Amalien's ein Blick in das Herz Juliana's gegönnt gewesen wäre, welchen Schmerz hätte er dort erblickt! Noch nie hat wohl die Freundschaft bitterere, aufrichtigere Thränen geweint! —

Weiße Vorhänge, besäet mit silbernen Sternchen, wallen um ein prachtvolles Paradebett. Sie bedecken die entseelte Hülle der entschlafenen Amalie Mountclare. Ein jungfräulicher Leichnam liegt vor uns. Die Gesichtszüge sind noch immer schön, nicht im geringsten entstellt. Ein Kranz von weißen Rosen ist um die Schläfen der Leiche gewunden, die farblosen Hände sind auf der Brust gefaltet. Am Fuße des Bettes steht ein mit blendendweißer Leinwand bedeckter Tisch, auf dem sechs Kerzen, um ein silbernes Kruzifix aufgestellt, Tag und Nacht brennen.

Zwölf Tage blieb die Leiche auf diese Weise ausgesetzt. Fortwährend war das Zimmer mit andächtigen Betern angefüllt, die entweder mit der Familie Mountclare gut befreundet gewesen waren, oder von derselben viele Wohlthaten empfangen hatten.

Am dreizehnten Tage nach dem Hinscheiden der tief betrauerten Amalie ließ Sir Thomas die theueren Ueberreste seiner Nichte, des letzten Gliedes der altadligen Familie Mountclare, nach Walburg-Castle, dem Stammschlosse der Familie, wo sich auch die Familiengruft befand, bringen. Als der Sarg, bedeckt mit einem Grabtuche von weißem Atlas und mit Rosenblättern bestreut, über die Schwelle des Hauses hinausgetragen wurde, da war es, als wenn Amalie jetzt eben erst sterbe. Alle, welche der Leiche das Geleite gaben, brachen in noch stärkeres Schluchzen, in noch heftigeres Weinen aus, als zwölf Tage vorher, da Amaliens jungfräuliche Seele ihren gebrechlichen Körper verlassen hatte, um zu Gott zurückzukehren.

Wir können uns leicht denken, daß Juliana nicht in London blieb, während der Leichenwagen, in dem ihre geliebte Freundin der Grabesruhe entgegenfuhr, den Weg nach Walburg-Castle nahm. Sie bestieg mit Sir Thomas einen Wagen und folgte der Leiche bis zu der alten Kirche, welche die Vorfahren des Lord Mountclare in der Nähe des Schlosses erbaut hatten. Die Reise währte zwei Tage. Während dieser langen Fahrt sprachen Sir Thomas und Juliana, wenn sie nicht, in Erinnerungen vertieft, gänzlich schwiegen, nur von der Sanftmuth, der Güte, der Anmuth und Liebe derer, die wie ein schöner Gottesengel auf dieser Erde gewandelt war.

Es ist ein großer Trost für diejenigen, die einen Verstorbenen beweinen, wenn sie sich viel Gutes von dem zu erzählen wissen, den der Tod ihnen geraubt hat. Wenn man jedoch in der Nähe eines Sarges nichts Gutes zu erzählen weiß, dann flößt der Sarg Furcht ein.

In kurzer Entfernung vom Schlosse liegt in dem Dorfe Bury die Kirche, in der die Grabstätte der Familie Mountclare sich befand. Lange Jahre hatten die Katholiken die heiligen Geheimnisse ihrer Religion in der uralten Kirche gefeiert, aber schon seit zwei Jahrhunderten diente sie den Protestanten zu ihren religiösen Versammlungen. In einem Seitenschiffe befand sich der Eingang zu der Begräbnißstätte. Diese selbst bestand aus einem prachtvoll ausgezierten Gewölbe, zu dem eine hohe Treppe hinabführte. Den Boden deckten schwarze und weiße Marmorplatten, über denen sich eine Reihe Grabdenkmäler von rothem Granit erhob. Es waren Ritter in liegender Stellung mit vollständiger Rüstung, den Helm auf dem Haupte, die mit eisernen Handschuhen bekleideten Hände über der geharnischten Brust gefaltet. Stellte die Statue einen Ritter dar, der in der Schlacht gefallen war, so ruhte sein Fuß auf einem Löwen, dagegen setzten solche, die eine Krankheit unter dem väterlichen Dache hinweggerafft hatte, den Fuß auf einen Hebebaum. Häufig sah man auch eine zartere Gestalt neben der des rauhen Kriegsmannes ruhen, es war seine Gattin, die der Tod wieder mit ihm vereinigt hatte.

Mitten unter diesen Grabmälern sah man eine schwere eiserne Fallthüre, die in ein noch tieferes Gewölbe hinabführte. Hier war die eigentliche Begräb-

nißstätte. Ganze Reihen bleierner Särge waren nebeneinander aufgestellt, und ein solcher war auch schon bereit, den Sarg von Eichenholz, in dem Amaliens sterbliche Hülle ruhte, in sich aufzunehmen.

Früh am Morgen des Tages nach der Ankunft im Schlosse hatte sich das Landvolk der ganzen Umgegend, herbeigerufen durch den Schall des Grabgeläutes, im Schloßhofe versammelt, um der Leiche das Geleite in die Kirche von Bury zu geben. Denn Amalie war von Allen geliebt und verehrt; hatten ja Alle das junge Mädchen so häufig an der Hand ihrer Mutter in die Hütten der Armen und Kranken eilen sehen, überall Trost spendend, überall leibliche und geistige Hülfe bringend. —

Drei Monate nach diesem Tage ließ sich Juliana bewegen, für einige Tage sich von dem theuern Orte zu trennen und nach London zurückzukehren, obgleich dadurch die alten Wunden ihres Herzens von neuem aufgerissen wurden. Sir Thomas nämlich, der eine fast väterliche Zuneigung für die Adoptivschwester seiner Nichte empfand, bestand auf dieser Reise, da er überzeugt war, daß Amalie ein Testament zu Gunsten Juliana's gemacht habe, das man in dem Zimmer, wo sie ihren letzten Hauch ausgeathmet hatte, finden müsse.

Einige Tage nach ihrer Ankunft in London wurden auf Sir Thomas Ersuchen die Siegel gelöst, und man fand in einem Schreibpulte unter dem Bildnisse der Lady Mountclare einen großen Bogen feines Papier, sorgfältig in einen Umschlag gehüllt und mit drei großen Siegeln, dem Wappen der Familie Mountclare versehen. Die Siegel wurden von Sir Thomas Sydenham, Oheim und Vormund der Verstorbenen, im

Beisein eines Notars und mehrerer Zeugen erbrochen, und der letzte Wille der Lady Amalie Mountclare laut vorgelesen.

In diesem Schreiben, das kurz nach der Rückkehr in's Vaterhaus abgefaßt war, erklärte Lady Amalie Adelheid Mountclare, daß sie aus Freundschaft und Dankbarkeit ihrer geliebten Adoptivschwester, Juliana Genovefa Garnier die Hälfte ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens schenke und vermache. Die andere Hälfte falle ihrem Oheim, Sir Thomas Sydenham zu.

Die Gültigkeit des von einem minderjährigen Mädchen abgefaßten Testamentes hätte vielleicht beanstandet werden können. Aber außer Sir Thomas Sydenham war kein rechtmäßiger Erbe vorhanden, und das Testament war so ganz nach dessen Wunsche, daß er sich so fort beeilte, den letzten Willen seiner Nichte und geliebten Pathe genau auszuführen, und bald sehen wir Juliana, die wir zuerst als ein armes Mädchen in dem Dorfe Saules getroffen haben, die aber später die Freundin Amaliens und gleichsam eine zweite Tochter des Lord Mountclare geworden war, im Besitze eines Vermögens, das ihr ein jährliches Einkommen von fünf tausend Pfund Sterling abwarf. Sogleich aber sehen wir sie auch in die Hütten der Armen eilen, welche ihre Freundin früher unterstützt hatte. Diese Armen hatten schon gefürchtet, ihre Wohlthäterin ganz verloren zu haben, aber Juliana versicherte sie, daß Amaliens Tod durchaus Nichts geändert habe; die Verstorbene habe große Summen für sie ausgeworfen, und es werde ihnen in Zukunft gegeben, was sie auch früher erhalten hätten.

Nachdem Juliana diese Pflicht der christlichen Nächstenliebe erfüllt hatte, reiste sie wieder nach Walburg-Castle zurück und nahm dieses Mal das Harmonium mit, das ihr Amalie zum Geschenk gemacht. Das Instrument wurde in der Gruft der Kirche von Bury ungefähr über dem Orte aufgestellt, wo Amalien's Leiche der Auferstehung alles Fleisches entgegenharrt. Von nun an konnte man täglich das Rauschen der Orgeltöne aus der Tiefe der Gruft hören, sie klangen ernst, feierlich, traurig, denn Juliana spielte mit Vorliebe jene Akkorde, durch die sie ihre Freundin auf dem Sterbebette zu dem ernsten, wichtigen Schritte in die Ewigkeit vorbereitet hatte.

So verfloß ein ganzes Jahr, während dessen Juliana nicht von dem Grabe der lieben Schwester wich. Eines Tages waren Briefe aus Frankreich angekommen, und unter diesen war einer, dessen Adresse von der Hand des Pfarrers von Saules herrührte. Juliana erbrach ihn hastig und las:

Meine Tochter!

Wir haben mit Dir und der edlen Lady Amalie geweint und gebetet, als wir erfuhren, mit welchen schrecklichen Schlägen der Tod die Famile Mountclare heimgesucht hat. Als wir nun auch kürzlich Nachricht über den Tod der guten Amalie von Dir erhielten, da stieg ich in meinen Wagen, eilte durch die ganze Pfarrei und verkündete meinen Pfarrkindern, daß das fromme und liebreiche Fräulein, das sie vor nicht gar langer Zeit noch auf dem Schlosse Landais gesehen hätten, nach vielen und schweren Prüfungen von der Vaterhand Gottes von dieser

Erde hinweggenommen und im Himmel mit ihrer so grausam ermordeten Familie vereinigt worden sei.

Dem allgemeinen Schmerze, den Dein Brief, in welchem Du uns den Tod Deiner Adoptivschwester meldest, erregte, hat sich jedoch eine kleine Freude beigesellt. Du bist jetzt reich, mein Kind; ich freue mich darüber unserer Armen und Deiner Eltern wegen, die schon anfangen alt zu werden. Meine liebe Juliana, das Glück will Dir wohl, aber Du hast es verdient, denn schon in Deiner frühesten Jugend habe ich unter Deiner Bauernkleidung ein edles und wohlthätiges Herz erkannt. O, wenn Du wüßtest, wie sehr die Bewohner unseres kleinen Dorfes Dich noch lieben! Der Tag, an welchem Du heimkehren wirst . . . Doch, kehre noch nicht zurück, verlasse Deine Schwester noch nicht, die in der Kirche von Bury ruht . . . Wie schade ist es doch, daß dieses Gotteshaus in die Hände der Protestanten gefallen ist! Wenn ich daran denke, dann bedauere ich sehr, daß die irdischen Ueberreste Deiner Wohlthäterin nicht in unserer bescheidenen Kirche ruhen. Hier Juliana, könnten wir gemeinschaftlich an ihrem Grabe beten, hier könntest Du täglich das schöne Requiem für sie singen.

Man sagt, das Schloß Landais solle mit allen Grundstücken verkauft werden. Gebe der liebe Gott, daß die Familie, die sich in Besitz desselben setzen wird, gläubig, fromm und wohlthätig sei, wie es die Grafen von Mareuil während mehrerer Jahrhunderte und die Familie Mountclare während mehrerer Monate gewesen sind. Es bedarf nur einiger guten Werke, um sich ein gutes Andenken

für immer zu hinterlassen. So haben Lord und Lady Mountclare mit ihren Kindern nur ein halbes Jahr in unserer Mitte verweilt, aber ihr Andenken lebt in unsern dankbaren Herzen immer fort.

Die diesherige Erndte war für Deine guten Eltern wie für das ganze Dorf sehr günstig. Wir hatten weder Krankheiten, noch Seuchen, noch irgend eine andere Plage. Auch keine Ueberschwemmungen noch Stürme haben stattgefunden. Das Auge des Herrn hat sich nicht von uns abgewandt, und auch die Speicher der Aermsten sind in diesem Jahre nicht ganz leer.

Wir haben aber auch Hoffnung, daß das nächste Jahr uns Glück bringen werde, denn wir erwarten dann Deine Ankunft in der Heimath. Ich weiß, Juliana, Du gehörst nicht zu Denen, die vor ihren Eltern erröthen, welche unter einem ärmlichen Strohdache wohnen und noch selbst hinter dem Pfluge hergehen müssen.

Meine Schwester umarmt Dich mit mütterlicher Liebe, wie sie Dich während der Zeit Deiner Blindheit gepflegt hat. Ich, Dein alter Freund, ich bete immer zum lieben Gott, daß er mein Alter aufrecht halten möge, damit ich noch einmal meine Orgel unter den Gewölben unserer alten Kirche von Deiner Hand spielen höre.

Ich muß Dir noch sagen, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ich ein Te Deum componire. Es wird bei einer bestimmten Veranlassung, die Du wohl kennst, gesungen werden.

Lebe wohl theuere Juliana.

Dein Pfarrer und Freund

Johann Baptist Clemenceau.

Zehntes Kapitel.

Vorbereitungen zur Heimkehr. — Naya und Jany.

Wenn wir in den Tagen der Trauer Geschäftsbriefe oder solche, die nur von Freude zu erzählen wissen, erhalten, so stören sie uns und machen uns mißmuthig, denn sie stören unsern Schmerz. Wenn jedoch ein Freund sich ganz in unsere Lage versetzt, mit uns von Denen spricht, die wir eben verloren haben, die wir betrauern, wenn er sie mit uns betrauert, mit uns ihr Andenken ehren will, dann stehen diese Briefe in vollkommenem Einklange mit unsern Gedanken und Gefühlen, und diese Briefe könnten wir hundertmal wiederlesen.

Das Schreiben ihres guten Pfarrers hatte Juliana viel Stoff zum Nachdenken gegeben. Jedes Mal, wenn sie in den schattigen Alleen des Parkes von Walbury-Castle umherwandelte, so oft sie zur Grabstätte ihrer Freundin ging, immer kam ihr der Gedanke wieder:

„Ja, ich wünschte auch, daß Amalie ihren großen Schlaf nicht in dieser protestantischen Kirche schlafe,

sie läge viel besser in der Kapelle zu Landais oder in der Kirche unseres Dorfes . . . Wenn sie dort wäre, so wäre auch ich dort. Ja, meine theuere Amalie, Du allein hältst mich noch von dem Dorfe, wo ich das Licht der Welt erblickte, fern, fern von meinen guten Eltern, die das Alter bald empfinden, wie der gute Pfarrer sagt. Amalie, ich will zu Deinem Grabe gehen und dort beten. Und wenn mein Gebet vollendet ist, wenn ich Dich recht inständig werde gebeten haben, mir zu antworten, dann werde ich mein Ohr an das Schloß der Fallthüre legen, ich werde die Stimme hören, die aus Deinem traurigen Aufenthalte zu mir dringen wird, und werde der Eingebung Folge leisten, die mir von Dir zu Theil wird."

Sogleich führte sie aus, was sie sich eben vorgenommen hatte. Sie trat in die Kirche von Bury, als die Sonne gerade hinter die Berge hinabsank. Es mochte ihr etwas unheimlich sein, zu dieser Stunde, die man weder Tag noch Nacht nennen konnte, in dem Halbdunkel der uralten Kirche mit den Todten allein zu sein, denn mit beklommenem Herzen betrat sie die Todtengruft. Um ihre Seele zu Gott zu erheben, und das irdische Leben zu vergessen, setzte sie sich an das Harmonium und überließ sich ihren Gefühlen. Wie schade, daß nur das Schweigen der Nacht sie hörte, denn ihr Spiel war wirklich erhaben! — Während ihre Finger dem leblosen Instrumente so rührende Töne entlockte, während abwechselnd sanfte und mächtige, ergreifende Akkorde die Räume der Kirche erfüllten, betete sie . . . Plötzlich erhob sie sich und kniete auf der Fallthüre, die sie von dem Sarge der geliebten Freundin trennte, nieder. Sie beugte sich bis zur Erde

und rief dreimal durch die Ritzen hinab: „Amalie! Amalie! Amalie!" Dann drückte sie ihr Ohr auf das Schlüsselloch und horchte.

Das Schweigen allein antwortete ihr, aber es gibt auch ein Schweigen, das beredtsam ist, und aus der Tiefe des Grabes glaubte sie Amalien's Stimme zu vernehmen, glaubte deutlich die Worte zu hören:

„Juliana, Du siehst, daß mein Schlaf tief ist; Du weißt, daß ich Deiner Hülfe, Deines Beistandes für meinen schwachen Leib nicht mehr bedarf. Der Sarg ist ein Ruhebett, in dem es keine Leiden mehr gibt. Aber in Deiner Heimath, in dem Dorfe Saules erwarten Dich Deine Eltern, die Schwäche des Alters wird ihnen fühlbar, Deine Pflicht ist es, dorthin zurückzukehren . . . Geh', Juliana, gehe hin in Frieden, ich fürchte nicht, daß Du mich vergessen werdest, ich weiß, daß Du zurückkehren wirst."

Es war fast Nacht, als Juliana die Kirche verließ. Langsam folgte sie dem Wege, der zum Schlosse führte. Am Firmament wurde ein Stern nach dem andern sichtbar, das Laub der Bäume rauschte im Abendwinde, aber weder das Schimmern der Sterne noch das Rauschen der Bäume vermochte das junge Mädchen, das in Nachdenken versunken seinen Weg ging, in seinen Gedanken zu stören. Immer glaubte Juliana die Worte zu hören, die sie aus der Tiefe des Grabes vernommen hatte:

„Du siehst, Juliana, daß mein Schlaf tief ist; Du weißt, daß ich Deiner Hülfe, Deines Beistandes für meinen schwachen Leib nicht mehr bedarf. Der Sarg ist ein Ruhebett, in dem es keine Leiden mehr

gibt. Aber in Deiner Heimath, in dem Dorfe Saules erwarten Dich Deine Eltern, die Schwäche des Alters wird ihnen fühlbar, Deine Pflicht ist es, zu ihnen zurückzukehren."

Der Gedanke an ihre Pflicht verließ sie nicht mehr. Sie theilte Sir Thomas ihr Vorhaben, nach Frankreich zurückzukehren, mit, denn ihr Entschluß war gefaßt. Sir Thomas billigte denselben und sagte:

„Mein Kind, mit einer Seele, wie die Ihrige ist man unglücklich, man fühlt sich immerfort gefoltert und gequält, wenn man das nicht thut, was als Pflicht erscheint. Reisen Sie also, reisen Sie glücklich! Aber vorher schwören Sie mir hier vor dem Bilde meiner Schwester" — mit diesen Worten zeigte er auf das Bildniß der Lady Mountclare, Amaliens Mutter —, „daß wir uns künftiges Jahr am Gedächtnißtage des Todes Amaliens hier wieder treffen werden, um gemeinsam an ihrem Grabe zu beten."

„Ich verspreche es Ihnen," entgegnete Juliana. „Und Sie, versprechen Sie mir, wenn Ihre Aerzte Ihnen Ihrer Gesundheit halber, die der Kummer und der Schmerz der letzten Zeit untergraben haben, ein milderes Klima anrathen, versprechen Sie mir, dann nach Frankreich zu kommen und sich in der Nähe meines Heimathdorfes niederzulassen."

„Ich gebe Ihnen dies Versprechen," sagte Sir Thomas, indem er Juliana's Hand väterlich drückte.

Schon am folgenden Tage war Juliana's Entschluß unter der ganzen Dienerschaft bekannt. Eine große Unruhe ergriff ihre Gefährten aus der Zeit, die sie unter der Horde Abbruzzio's und in der Gesellschaft

von Zigeunern zugebracht hatte. Jeder fragte sich besorgt:

„Wird sie mich mitnehmen?"

Besonders Joachimo und Peppitta fürchteten, ihre Herrin, so nannten sie dieselbe seit dem Tode Amaliens nicht begleiten zu dürfen.

Juliana, die Tochter eines armen Landmannes, hatte sich bald an die Sitten der vornehmen Welt, in der sie sich bewegte, gewöhnt, und ohne lange zu fragen, traf sie ihre Anordnungen so gut, daß Niemand Einsprache zu erheben wagte. Zu Mab-Cunning sagte sie:

„Ich habe auf dem Landgute an der Grenze von Schottland, das Lady Amalie mir vermacht hat, eine Verwalterin nöthig und bedarf zu diesem Zwecke einer ergebenen Frau. Pedro wird Euch hinbringen und für Euere Einrichtung Sorge tragen. Dann wird er zu Sir Thomas Sydenham zurückkehren, der ihn als Kammerdiener bei sich zu haben wünscht. Ich habe Euch, gute Mab, so inbrünstig an dem Schmerzenslager unserer theueren Amalie beten sehen, daß ich die beste Hoffnung für Euch habe. Ihr werdet an Euerm Bestimmungsorte einen alten, heiligmäßigen Priester finden, der Euch vollends in allen Lehren unserer heiligen Religion unterrichten wird. Seine Herzensgüte wird nicht von Euch fordern, daß Ihr Euch von den Tauben, die Ihr als die Wächter der Seelen Euerer Kinder verehrt, trennen sollt.

Was Dich angeht, Peppitta, so fühle ich das Bedürfniß, Dich immer in meiner Nähe zu behalten, denn nie werde ich jene Höhle in Italien vergessen, die der Bande Abbruzzio's als Schlupfwinkel diente. Du

warst die Erste, die sich gut, mitleidig gegen die arme Waise benahm. Wenn ich tausend Jahre lebte, nie würde ich Deine Sorgfalt und Dein Mitleid gegen meine arme Freundin vergessen.

Da Peppitta mit mir geht, dürft Ihr wohl nicht zurückbleiben, Joachimo. Euch beauftrage ich, alle nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen. In acht Tagen werden wir abreisen. In London müssen wir uns der Einkäufe wegen, die ich dort zu machen habe, eine Woche aufhalten, von da fahren wir nach Dover, das ist der kürzeste Weg nach Frankreich."

Joachimo und Peppitta stammelten einige unzusammenhängende Worte, die Juliana nicht verstehen konnte, aber sie bemerkte mit Rührung ihre Freude, ihr Glück und ihr Entzücken. Beide fielen vor ihr auf die Knie. Die Zigeunerin bedeckte ihre Hand mit Küssen und mit Thränen der Freude, während Joachimo gar nicht wußte, wie er der verehrten Herrin seinen Dank bezeigen sollte. Pedro hingegen stand unbeweglich bei der Wittwe des früheren Waïdda; die Thränen, die aus seinen großen, dunklen Augen perlten, waren keine der Freude, er trennte sich so ungern von der freundlichen Herrin.

Der folgende Montag war zur Abreise bestimmt. Sir Thomas Sydenham hatte seine Freunde und Nachbarn wissen lassen, daß sein Gast, die anmuthige Französin, ihn verlasse, um nach Frankreich zurückzukehren. Auf dem Schlosse kam daher Besuch auf Besuch an. Jedermann wollte Juliana vor ihrer Abreise noch einmal sehen, denn die Anmuth ihres Geistes, die Milde ihres Charakters, der Zauber, der ihre ganze Person umgab, hatte alle Herzen gefangen und entzückt.

Nicht nur die Freunde von Sir Thomas liebten und verehrten Juliana, sondern weit mehr noch seine Dienerschaft und seine Pächter, war sie doch immer so freundlich und gut gegen Alle, und wußte sie immer einen guten Rath für den Bedrängten, hatte sie ja immer Trost für den Traurigen, Hülfe für den Armen. Der Sonntag verging daher ruhig, ja fast traurig auf dem Schlosse, denn Alle fühlten den herben Verlust, den sie erleiden sollten. Am Abend trennte man sich frühzeitig unter dem Vorwande, daß man am folgenden Morgen früh aufstehen müsse. Anstatt sich jedoch in ihr Zimmer zu begeben, ging Juliana in Begleitung von Peppitta, Mab, Joachimo und Pedro unbemerkt in die Kirche von Bury, um noch einmal an dem Grabe der gemeinsamen Wohlthäterin zu beten und ihr Lebewohl zu sagen. Schweigend und ohne das geringste Geräusch zu machen, kehrten sie in das Schloß zurück, aber ein Beobachter hätte tiefe Spuren von Thränen auf ihren Wangen bemerken können.

Am folgenden Morgen hielt gegen neun Uhr ein großer Reisewagen auf dem Perron des Schlosses. Juliana, immer noch in Trauerkleidern, gestützt auf den Arm von Sir Thomas, nahm Abschied von der Dienerschaft, der sie, bevor sie ihr Zimmer verließ, reichliche Geschenke durch die Hand Peppitta's gemacht hatte. Als Juliana in den Wagen stieg, sagte Sir Thomas mit einer Thräne im Auge, die er sich vergeblich zu unterdrücken bemühte:

„Ich sage Ihnen nicht Lebewohl, denn ich hoffe, Sie bald wiederzusehen. Ich will alle Angelegenheiten meiner Nichte in Ordnung bringen und Ihre Güter

sicher stellen, und dann komme ich, um unter dem schönen Himmel Frankreichs meine Wohnung aufzuschlagen. — Juliana, der allmächtige Gott sei allezeit und überall mit Ihnen, er begleite und segne jeden Ihrer Schritte. Und wenn Sie glauben, daß das Alter ein Recht habe, die Jugend zu segnen, so empfangen Sie den Segen eines Greises, der Sie liebt wie seine eigene Tochter."

Die Wagenthüre war noch offen. Juliana kniete also im Wagen nieder um den Segen des Greises zu empfangen. — Sir Thomas gab dem Postillon ein Zeichen, und in raschem Laufe flog der Wagen davon. Peppitta hatte im Innern an der Seite ihrer Herrin Platz genommen, Joachimo saß auf dem Vordersitze bei dem Postillon.

Obgleich die Reise den schönsten Theil Englands berührte, bemerkte Juliana doch Nichts von all diesen Schönheiten, denn ihre Gedanken weilten in Frankreich, in der theuern Heimath. Beinahe vier Jahre waren verflossen, seit sie von dem Dorfe, wo sie geboren war, Abschied genommen hatte. Jetzt harrten ihrer die geliebten Eltern, der ehrwürdige Pastor, der ihre Kindheit geleitet, die Freunde, mit denen sie sich in unschuldigen Kinderspielen ergötzt, so viele alte Bekannten. Diese Alle sollte sie wiedersehen, sollte ihnen Allen, sollte dem ganzen Dorfe, ja der ganzen Umgegend Glück und Freude bringen! O, dieser Gedanke war beseligend für ihr Herz, und mit Ungeduld sah sie dem Augenblicke entgegen, wo sich ihre Wünsche verwirklichen sollten. Dann rief sie wohl Joachimo zu:

„Sage doch dem Postillon, daß er rascher fahren solle."

Und zu Peppitta gewandt, sagte sie:

„Wie lang wird mir noch der Aufenthalt in London werden! Ich würde gerade durchfahren, aber Sir Thomas verlangt, daß ich seine Geschäftsleute besuchen solle, mit denen ich, wie er sagt, selbst in Verbindung treten müsse, um einen Theil der Güter, die mir unsere Wohlthäterin hinterlassen hat, in Geld umzusetzen.

Peppitta, ich muß Dir ein wichtiges Vorhaben anvertrauen, ein Vorhaben, das mir schon seit vielen Nächten die Ruhe raubte, das mir das Herz so gewaltig pochen macht, daß ich zuweilen meine, die Brust müsse mir zerspringen. Ich beabsichtige, das Schloß und die Güter von Landais anzukaufen. Peppitta, Du kennst mich, Du weißt, daß ich dieses nicht aus Eitelkeit thue, nicht um die große Dame zu spielen, nicht um mich als reich gewordenen Emporkömmling zu zeigen . . . nein, ich will meinen guten Eltern ein stilles Ruheplätzchen für ihr Alter verschaffen. Ich will Ihnen sagen:

‚Hier ruhet aus von Eueren Mühsalen. Wenn die Unthätigkeit Dich langweilen sollte, lieber Vater, so beaufsichtige die Knechte und Arbeiter, die Deine Aecker pflügen und bebauen. Dein sind alle diese Güter, denn Deine Tochter hat sie gekauft.‘

Und zu dem Herrn Pastor werde ich sagen:

‚Hier haben Sie Geld für Ihre Kirche . . . hier haben Sie noch mehr für Ihre Armen. Zieren Sie, schmücken Sie die Altäre des Herrn. Für die Alten und Schwachen, für Die, welche mit Kummer und Thränen ihr Bischen Brod essen, wollen wir eine

Zufluchtsstätte bauen, wo sie vor Hunger und Elend gesichert sind.'

So, Peppitta, so will ich Allen Glück und Freude bringen.

Joachimo, Joachimo! Es geht so langsam, sage doch dem Postillon, er solle die Pferde besser antreiben! —

Ja, ich will Allen Glück und Freude bringen; für mich habe ich mir eine Beschäftigung ausersehen, der ich den Rest meines Lebens widmen will.

Sieh', Peppitta, wenn es mir gelingt, Etwas auszurichten, etwas Gutes zu thun, die Thränen der Armen zu trocknen, so kommt das daher, daß man meine Seele schon in frühester Kindheit mit Liebe zum lieben Gott und zum Nächsten erfüllt hat. Diese Liebe will ich auch Andere lehren, und, sei es zu Landais oder an einem andern Orte, kleine Kinder um mich sammeln; ich will ihnen zeigen, wo und wie sie Gutes wirken sollen, will ihnen den Himmel zeigen, wo der liebe Gott ihnen den Lohn für das, was sie an Unglücklichen thun, aufbewahrt. Denn der Heiland selbst hat ja gesagt:

,Wer einem von diesen Geringsten nur einen Becher kalten Wassers zu trinken reicht im Namen eines Jüngers, wahrlich, ich sage Euch, er wird seinen Lohn nicht verlieren.'

Erinnere Dich, Peppitta, was die Worte des Bruders Anselm gewirkt haben. Versetze Dich noch einmal auf das Schiff, das uns von den Küsten Calabriens nach England gebracht hat. Denke an unsere Unterweisungen, an unsere Gesänge, hatten sie nicht

die beste Wirkung auf Dich, auf Joachimo, auf Pedro und so viele Andere von der zügellosen Bande? Je mehr ich nachdenke, desto mehr komme ich zu der Ueberzeugung, daß Derjenige, dem der liebe Gott Einsicht und Geschick zum Unterrichten verliehen hat, seine Gaben nicht für sich allein behalten darf. Es ist ein Darlehen, das er von der göttlichen Fürsehung erhalten, um es an Andere auszutheilen. Geizig und strafbar wäre Derjenige, der seinen Mitmenschen von dem, was er vom Schöpfer empfangen hat, nicht mittheilen wollte."

„Ich bin zwar noch sehr unwissend," erwiederte Peppitta, „aber ich werde Sie nach Kräften unterstützen, denn ich habe weder den Bruder Anselm, noch unsere Seereise, weder Ihre schönen Lieder, noch das rührende Beispiel der engelgleichen Amalie vergessen. Wenn Sie mich nicht geeignet halten, bei den kleinen Kindern in der Schule thätig zu sein, so verwenden Sie mich in Ihrem Hospitale zur Pflege der Kranken. Ich brenne, wie Sie, gütigste Herrin, vor Verlangen, bald nach Frankreich zu kommen."

„Man sagt, Paris sei sehr schön, und es sei viel Merkwürdiges dort zu sehen, aber ich denke wahrlich mehr an Saules als an Paris und seine Wunderwerke."

Unter solchen Gesprächen verging den Reisenden die Zeit doch ziemlich rasch. Am folgenden Tage gegen zwei Uhr Nachmittags hielt der Wagen vor dem Hause, das die jetzt ganz ausgestorbene Familie Mountclare so viele Jahre hindurch bewohnt hatte. Sir Thomas hatte es in Bereitschaft setzen lassen, Juliana nebst

ihrer Begleitung für die Dauer ihres Aufenthaltes in London aufzunehmen. Ein von dem Zimmer, in dem Amalie gestorben war, ziemlich entlegenes Gemach war für Juliana eingerichtet und ein daran anstoßendes für Peppitta.

Die ersten Tage mußte Juliana auf ihre Geschäfte verwenden, aber sie konnte denselben keinen Geschmack abgewinnen, denn für einen poetischen, schwunghaften Geist wie den ihrigen war es nicht leicht, sich in solche trockne Dinge, die dem Geiste keine Nahrung geben, zu finden. Da sie acht Tage vor sich hatte, gewann sie Zeit genug, die Merkwürdigkeiten Londons, die sie früher nicht gesehen hatte, weil sie ihre kranke Freundin nicht verlassen wollte, zu besuchen.

Eines Tages fuhr sie mit Peppitta den Ufern der Serpentine entlang, als sie eine Menge Menschen, Männer wie Frauen bemerkte, die einen großen und dichten Kreis um eine junge Frau mit einigen Kindern bildeten, welche allerlei Kunststückchen auf einem quer über den Weg gespannten Seile ausführten. Das Schauspiel hatte keine Reize für Juliana; Peppitta jedoch konnte sich nicht enthalten und sagte daher zu ihrer Herrin:

„Es ist eine Zigeunerin, eine Tochter der Freiheit; lassen Sie uns einige Augenblicke zusehen.“

Juliana, immer gütig und gefällig, gab ihrem Wunsche nach und trat mit ihr zu der Menge. Peppitta wußte sich geschickt durch die Menge hindurchzubohren und stand endlich mit ihrer Herrin in der ersten Reihe. Kaum hatte sie einen Blick auf die junge Frau geworfen, so erkannte sie dieselbe und flüsterte Juliana in's Ohr:

„Ich kenne sie, sie war bei uns in der Haide von Holy-Head. Es ist Naya, die Schwester Adonaï's."

„Adonaï! Peppitta, Du erinnerst mich an Jany. Höre, ich gehe zu unserm Wagen zurück und erwarte Dich in kurzer Entfernung. Suche mit der Tänzerin zu sprechen und frage sie, ob ihre arme Schwägerin noch lebe. Trage ihr auf, wenn diese vielleicht auch in London ist, sie zu mir zu schicken. Jany ist auch eine von Denen, die ich nicht vergessen kann; ich habe sie so viel und mit so großer Ergebung leiden sehen."

Peppitta war ganz entzückt. Mit Ungeduld erwartete sie das Ende des Schauspiels, um ihre ehemalige Gefährtin anzureden.

Naya theilte ihr mit, daß Jany mit ihr nach London gekommen sei, daß sie aber krank und leidend in einem elenden Hause der Vorstadt Southwark liege.

„Naya, gib mir ihre Adresse, und ich versichere Dir, daß Deiner Schwägerin morgen geholfen sein wird."

„Du hast also Dein Glück gemacht, Peppitta? Wie schön und gut bist Du gekleidet! Hast Du etwa einen großen Herrn geheirathet?"

„Nein, nein, mein Verhältniß zu Joachimo hat sich durchaus nicht geändert."

„Dann ist Joachimo ein Millionär geworden?"

„Nein, er ist Diener bei einer reichen Herrschaft, und ich diene in demselben Hause."

„Wie ist denn das gekommen?"

„Wir sind zu einem Engel gekommen, zu einem

Engel, den Du wohl kennst, Naya, da er mit uns in dem Walde von Glenmore war und in dem Hause der Wittwe Bensam's wohnte."

„Ah! Das ist die bleiche Engländerin, die so schwach war, daß Ihr sie immer in die Sonne führen mußtet, um sie etwas zu erwärmen?"

„Nein, die ist im Himmel . . . Der liebe Gott hat sie zu sich genommen."

„Dann ist es doch sicher ihre Freundin, die so schön sang und uns immer von dem guten Gott erzählte?"

„Ja, Naya, diese ist es. Sie ist sehr reich geworden und findet ihr einziges Glück darin, Armen von ihrem Reichthume mitzutheilen. Morgen gegen zehn Uhr wird sie selbst bei Jany sein, davon bin ich fest überzeugt und ich versichere Dir, daß Jany in Zukunft keinen Mangel mehr leiden wird."

Auf diese Versicherung hin erklärte die Gauklerin Peppitta die Wohnung ihrer Schwägerin, rollte ihr Seil zusammen, indem sie die kleinen Springer herbeirief, und sagte zu Peppitta:

„Lebe wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen, bis morgen früh!"

Peppitta beeilte sich, zum Wagen zurückzukommen und dies um so mehr, als sie wußte, daß sie ihrer Herrin eine große Freunde machen würde, wenn sie ihr die Wohnung einer Trostbedürftigen bezeichnen könnte, besonders aber jetzt, da es sich um Jany handelte, für die Juliana ein so großes Interesse an Tag legte.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Juliana dankte ihr mit den Worten:

„Als Du mich in den Haufen, der die Tänzerin umstand, hineinzogest, ließ ich es geschehen, um Deine Neugierde zu befriedigen; jetzt bin ich glücklich, daß ich Deiner Laune nachgegeben habe. Morgen werden wir frühzeitig bei Jany sein."

Gegen neun Uhr des folgenden Morgens hielt Juliana's Wagen vor einem elenden Hause in der Margarethen-Straße. Es war die Wohnung der unglücklichen Frau des Waïdda, die Wohnung Derjenigen, die man einst als „Königin der Kinder der Freiheit" begrüßt hatte.

„Welch' ein Palast für unsere Königin!" sagte Peppitta. „Sehen Sie, was für eine Treppe!"

„Tändle nicht lange, sondern laß uns hinaufgehen," mahnte Juliana; „dies ist nur Armuth, aber oben finden wir Leiden und Unglück. Also nur rasch hinauf!"

Ein in Lumpen gekleidetes Kind führte sie bis auf den dritten Stock und zeigte auf eine Thüre, die voll Ritzen und Löcher war. Peppitta öffnete, doch welch' ein Anblick! — Auf einem elenden Lager, das aus einem zerfetzten Strohsacke, aus dem überall das Stroh heraushing, und einem ähnlichen Kissen bestand, lag eine bleiche, abgezehrte Gestalt, ein Bild wahren Jammers. Es war die arme Jany.

„Ah!" rief sie der eintretenden Juliana entgegen, „ah! Sie sind der Engel, der, wie Naya mir gestern Abend erzählte, heute zu mir kommen soll!"

„Ihr irrt Euch, Jany, die, welche zu Euch kommt, um Euch Trost zu bringen, ist nur ein schwaches Mädchen, das fast eben so viel gelitten hat, als Ihr. Nach vielen harten Prüfungen hat Gott sie

reich gemacht, um Denen zu helfen, die es nicht sind."

Mit diesen Worten setzte sich Juliana auf einen alten, zerbrochenen Stuhl, der neben dem Lager der Kranken stand, und ergriff die Hand derselben.

„Jany, Ihr habt ein heftiges Fieber."

„Ja, schon seit drei Tagen und drei Nächten hält es mich an dieses Bett gefesselt."

„Ihr müßt dieses Zimmer verlassen und zu mir kommen, hier könnt Ihr nicht gesund werden, es sieht hier zu elend aus."

„O, Er ist noch viel schlimmer daran als ich, Er ist noch viel mehr zu beklagen!"

„Wo ist er denn?" fragte Juliana, denn sie verstand, daß die Arme von Adonaï spreche.

„In Newgate*) . . . man hat ihn in eines der Gefängnisse geworfen, das Niemand verläßt, außer um das Schaffot zu besteigen."

„Es wurde also ein hartes Urtheil gegen ihn erlassen?"

„Das Todesurtheil . . . und heute noch will ich mich an den Weg stellen, den der König und die Königin kommen, wenn sie zu dem Pferderennen in Hyde-Park fahren . . . Wenn sie den Wagen verlassen, dann will ich mich ihnen zu Füßen werfen und rufen: ‚Gnade! Gnade! . . . . nur eine Umwandlung der Strafe!‘ "

„Aber Ihr seid nicht im Stande, von Euerem Bette aufzustehen, Ihr seid zu schwach."

---

*) Gefängniß für die zum Tode Verurtheilten.

„O, man hat immer genug Kräfte, um das Leben seines Mannes zu erbitten. Wird die Bitte erhört, so macht die Freude die arme Frau gesund, wird sie abgeschlagen, so tödtet die Verzweiflung und die Schwäche sie, und sie preist den Augenblick, der ihr den Tod gibt."

„Jany, Ihr habt eingesehen, was Euere Pflicht ist, ich will Euch nach Kräften behülflich sein. Ich eile sogleich zu Lady Jorningham, einer nahen Verwandten des Lord-Kanzlers, die ich bei Sir Thomas kennen gelernt habe. Während ich mit ihr die Schritte berathe, die bei dem Lord-Kanzler zu thun sind, lasse ich Euch Peppitta hier, sie wird Euch beim Ankleiden behülflich sein."

„Beim Ankleiden! Ich habe keine Kleider als die, welche ich gegenwärtig trage."

„In einer Stunde wird mein Wagen Euch abholen. Ich schicke Euch Trauerkleider, ziehet diese an und vergeßt ja nicht den Schleier, den Bittstellerinnen zu tragen pflegen. Wenn ich von dem Lord-Kanzler zurückkomme, führe ich Euch an den Weg, auf dem Ihre Majestäten vorbeikommen. Wir werden immer noch früh genug da sein, daß Ihr Euer Gesuch vorbringen könnt."

„Bestes Fräulein, schon in dem Walde von Glenmore haben Sie mir Trost gespendet, aber der, den Sie mir heute bringen, übertrifft alles Andere, Sie geben mir ja Hoffnung, meinen unglücklichen Mann zu retten. Gott segne Sie, Gott, der versprochen hat, das Flehen der Unglücklichen zu hören und die Leidenden und Weinenden zu erhören. Ach! das Verdienst, das Leiden und Thränen uns erwerben, wird mir schon

seit drei Jahren zu Theil, seit dem Tage, da die sanfte schmeichlerische Stimme Adonaï's mich aus dem Hause meiner Eltern lockte! . ."

„Später, Jany, sprechen wir von Euerem Unglücke und über das, was Ihr in Zukunft zu thun habt. Heute müssen wir handeln und wir haben keinen Augenblick zu verlieren. — Ich eile zu Lady Jorningham. Du, Peppitta, bleibst hier und hilfst hier, was und wo Du kannst, in zwei Stunden hoffe ich Euch beide in meinem Hause zu finden."

Als Jany mit ihrer Gefährtin aus dem Walde von Glenmore allein war, sagte sie:

„O, Peppitta, welchen Engel hast Du gefunden!"

„Ja, ein wahrer Schutzengel ist sie. Wie Du sie jetzt gesehen hast, so ist sie immer. Sie denkt an Nichts, als Gutes zu thun, sie athmet, sie lebt nur für das Gute. Aber Du, arme Jany, Du hast wohl viel gelitten, seit wir Euch verlassen haben?"

„Mehr als je! Der Titel, die Macht des Waïdda hatten seinen Wahnwitz auf die Spitze getrieben . . . Ich galt Nichts mehr bei ihm, ich war seine niedrigste Sclavin. Vor dem, was er seine Erhebung nannte, hörte er mich wenigstens immer an, wenn ich mit Bitten und Flehen in ihn drang, sein Versprechen, sich einem ehrbaren Berufe zu widmen, endlich zu erfüllen; er hatte mir dies so fest und heilig versprochen. Aber seit der schwarze Herrscherstab in seine Hände niedergelegt war, durfte ich kein bittendes Wort mehr an ihn richten . . . Er antwortete mir nicht allein mit rauhen Worten, sondern mit der rohesten Behandlung und das auch, wenn ich ihm nicht den geringsten An-

laß gegeben hatte . . . Da, Peppitta, blieb mir gar keine Hoffnung mehr, ihn jemals von seinem unordentlichen Leben, von seinen Räubereien und sonstigen Freveln abzubringen, keine Hoffnung blieb mir, ihn wie den verlornen Sohn, von dem die heilige Schrift erzählt, zu Gott zurückkehren zu sehen, und als er einst zu einem Handstreiche, der einige Meilen weit von dem Walde von Glenmore entfernt ausgeführt werden sollte, mit einem Theile der Bande ausgezogen war, da sagte ich zur mir selbst:

‚Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater zurückkehren.‘

Gestärkt und gekräftigt durch die Gnade von oben verließ ich den Wald und schlug den Weg nach dem Städtchen Clithero ein, wo meine Eltern wohnten. Ich hatte einige Stücke Geld mitgenommen, wofür ich mir in einem Hause, von dem aus ich noch die Bäume des Waldes sehen konnte, eine Bauerntracht kaufte. Als ich die Zigeunerkleidung abgelegt hatte, da konnte ich wieder freier athmen. So oft ich einen Reisenden auf dem Wege sah, fing ich an zu zittern, da ich fürchtete, es könne einer von der Bande sein, der mich erkenne und zu meinem Tyrannen zurückführe.

Ich wußte, daß meine Eltern mich beklagt, aber nicht verflucht hatten, als sie an dem Morgen, wo Adonaï mich aus dem Haus, wo meine Wiege gestanden, verlockte, erwacht waren und mich nicht mehr unter ihrem Dache gefunden hatten. Sie hatten viel geweint, und besonders meine Mutter glaubte aus Gram zu sterben. Um mir Muth zu machen und nicht auf meinem Wege zu erliegen, denn meine Reise dauerte drei lange Tage, sagte ich oft zu mir selbst:

„Als Christ, als Priester darf, noch will ich diesen Satz empfehlen. Ja, ich möchte täglich der Jugend, die hoffnungsvoll einem langen Leben entgegensieht, ich möchte dem Alter, das gebeugt unter der Last der Jahre einherschleicht, zurufen: „Lebet heute so, als wenn Ihr morgen sterben solltet. Ich möchte allen Menschen, sowohl dem Glücklichen dieser Welt als auch dem Armen, der vor Kummer sein Brod mit Thränen benetzt, den Tod schildern als einen Boten Gottes, der an unserer Thüre anklopft, wenn wir es am wenigsten erwarten."

Amalien's Antlitz trug den Ausdruck der vollkommensten Ergebung. Dies bemerkte der Prälat und fuhr fort:

„Auch Gesundheit und Leben sind Boten Gottes, wie der, von dem ich soeben gesprochen habe. Auch sie werden uns zu Theil, wenn wir es am wenigsten erwarten. Dann fassen diese beiden Abgesandten des lieben Gottes die schwache, hinfällige Creatur gleichsam bei der Hand, unterstützen sie auf ihrem Wege und geben ihr nach und nach die verlornen Kräfte wieder zurück."

Durch solche Gespräche hielt der ehrwürdige Bischof die Hoffnung in Amalien's Herzen wach, zugleich aber verstand er es, der armen Kranken vollständige Ergebung in den Willen Gottes einzuflößen, denn er, der den Balsam der Hoffnung in das wunde Herz träufelte, hatte selbst jegliche Hoffnung auf Wiederherstellung aufgegeben. Er theilte Sir Thomas seine Befürchtungen mit, und da dieser ganz derselben Ansicht war, wurde beschlossen, der Kranken am folgenden Tage die heiligen Sterbesakramente zu reichen.

Schon seit langer Zeit hatte Juliana wahrgenommen, daß ihre Freundin immer mehr abnehme und mit immer rascheren Schritten dem Grabe zueile. Dennoch war es ihr, als hätte sie noch nie Gefahr in dem Zustande Amaliens geahnt, als Sir Thomas ihr nun bedeutete, sie solle Alles zu einem würdigen Empfange dessen, der gesagt hat:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben", vorbereiten. Amalie hatte mehr Fassung, als sie.

„Juliana", sagte die Kranke im Laufe des Tages, „heute ist ein wichtiger Tag für mich; ich muß meine Seele wohl vorbereiten auf den Akt der Ergebung, des Glaubens, der Anbetung und der Liebe, denn morgen, wenn die Sonne aufgeht, wird auch mir eine Sonne erscheinen, mein Heiland wird zu mir kommen. Bringe mich darum heute wieder in Verbindung mit den Engeln. Unter Deinen Händen klingt die Orgel wie eine Stimme vom Himmel, laß mich sie heute recht viel hören. — Geh' mit Peppitta in's Treibhaus und wähle dort die schönsten und wohlriechendsten Blumen aus, um das Zimmer zu zieren. Sage der Dienerschaft, sie solle auf der Treppe und durch die Säle bis zu meinem Zimmer Spaliere bilden, als wäre es mein Hochzeitstag. In dem Zimmer meines Vaters wirst Du zwei alterthümliche Räucherpfannen finden, bringe sie hierher und lege morgen Weihrauch hinein, damit dieser Wohlgeruch sich mit dem der Blumen vereinige."

Als Juliana ihre Freundin so gefaßt und ruhig sah, gewann auch sie ihre Fassung bald wieder, und mit der größten Ruhe vollzog sie die ihr ertheilten Aufträge. Unter einem Bilde der schmerzhaften Mutter-

gottes wurde ein einfacher Altar, jedoch bedeckt mit einem kostbaren Altartuche, errichtet, denn der Bischof hatte versprochen, hier die heilige Messe zu lesen.

Gegen Abend kam auch Schwester Pauline. Sie und die beiden Freundinnen brachten den größten Theil der Nacht in glühendem Gebete zu, denn Juliana wollte am Bette ihrer kranken Freundin die heilige Kommunion empfangen. Zuweilen gab Amalie Juliana ein Zeichen, und diese, die den Wunsch der Kranken erkannte, begab sich dann in das anstoßende Zimmer und setzte sich an's Melodium. Um jedoch Niemanden im Schlafe zu stören, spielte sie so leise, als nur möglich, und dieser Umstand machte ihr Spiel besonders rührend. Amalie empfand den Vorgeschmack der himmlischen Gesänge, in die sie bald selbst einstimmen sollte.

Endlich brach der Morgen an, der Morgen des Tages, dessen Ende Lady Amalie Mountclare nicht mehr sehen sollte! Noch einmal hatte Amalie das Glück, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, noch einmal das Glück, den Heiland unter der Gestalt des Brodes zu genießen. In heiliger Ruhe lag sie den ganzen Tag mit auf der Brust gefalteten Händen auf ihrem Bette, versunken in die Betrachtung der großen Gnade, die ihr am Morgen zu Theil geworden.

Gegen fünf Uhr des Abends fing sie an, unzusammenhängende Worte zu stammeln. Dann gab sie Juliana durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie noch einmal die Musik zu hören wünsche, die ihre Seele immer mit Gott vereinigt hatte. Juliana wollte sich entfernen, aber die Kranke winkte ihr zu bleiben. „Hier . . .“ sagte sie mit schwacher Stimme, „gehe

nicht fort von mir . . . ich will Dich hören und zugleich sehen . . . immer! . . . immer!“

Das Harmonium wurde in das Sterbezimmer gebracht, und Juliana begann zu spielen. Noch nie hatte sie mit so viel Gefühl, noch nie mit solcher Wahrheit gespielt. Sie spielte eine Trauermelodie; jeder Ton glich einem Gebete, einem Seufzer, einer Thräne!

Der Bischof, Sir Thomas, Schwester Pauline, Joachimo, Petro, Peppitta und die ganze Dienerschaft waren um das Bett der Sterbenden versammelt, um ihr die letzte Stunde durch Gebet zu erleichtern. Plötzlich richtete sich Amalie im Bette auf und rief:

„Juliana! Komme, reiche mir Deine Hand! . . .“

Juliana ergriff ihre Hand; ach! sie war kalt wie Marmor!

„Verlaß mich nicht! . . .“ fuhr Amalie fort, „wir wollen zusammen reisen . . . Ich sehe sie da oben . . . sie rufen uns beide . . . O, mein Gott, wie matt ist der Glanz der irdischen Sonne . . . und wie elend ist die Wohnung, die Du dem Menschen hienieden angewiesen hast . . . wie schön sind dagegen Deine Wohnungen, die ich jetzt sehe . . . und in welch' wunderbarem Glanze strahlen sie! . . . Herr! Herr! . . . gib mir Flügel, daß ich zu Dir eile! . .“

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes ziehe hin christliche Seele,“ begann der Bischof, alle Anwesenden sanken auf die Kniee und beteten still das Sterbegebet der Kirche mit. Sie thaten ihrem Herzen Gewalt an und unterdrückten ihre Thränen und Seufzer.

Tiefe Stille herrschte, nur eine ernste, feierliche Stimme ließ sich vernehmen, es war die des Bischofs,

der die Sterbegebete verrichtete. Zuweilen antwortete ihm eine sanfte, helle Stimme, es war die Amaliens! Bald sollte diese Stimme im Schweigen des Grabes verstummen, wenn sie jetzt noch einen Laut hervorbrachte, so geschah dies nur, um mit dem kleinen Samuel zu sprechen: „Herr, hier bin ich!"

Die letzte Oelung war der Sterbenden ertheilt, die Sterbegebete vollendet. Amalie lag unbeweglich da. Ihr schönes Antlitz glich ganz dem, das ein berühmter Künstler dem Bilde „der schlafenden Unschuld" gegeben hatte. Juliana beugte sich häufig über ihren Mund, um sich zu überzeugen, daß sie noch athme, und Sir Thomas untersuchte mehrmals das Herz, ob es noch nicht aufgehört habe zu schlagen. Die Anwesenden hatten sich erhoben und richteten mit angehaltenem Athem den Blick auf das Auge der Hinscheidenden, ob es sich nicht noch einmal öffne, um sie anzublicken.

Kein Laut war zu hören, alle Anwesenden standen stumm und schweigend um das Bett umher; als hätte der Tod schon seinen Einzug gehalten. Juliana hatte noch immer die Hand ihrer Freundin in der ihrigen; bleich, unbeweglich stand sie an dem Bette wie eine Statue von weißem Marmor, ein wahres Bild des Schmerzes.

„Auf! . . . Auf!" rief plötzlich die Sterbende. Noch einmal richtete sie sich auf, wandte ihren Kopf nach Juliana und sagte:

„Schwester, verlaß mich nicht . . . folge mir . . . Siehst Du sie denn nicht? . . . Sie erwarten uns, . . . sie rufen uns . . . Komm' Juliana, komm'." Ihre Stimme ward immer schwächer. „O, mein

Gott!" hauchte sie kaum vernehmbar, „Gott meines Vaters . . . Gott meiner Mutter . . . habe Erbarmen mit mir! . . . Heilige Jungfrau, Mutter Gottes, bitte für mich! . . . Wache über Juliana . . . nimm sie unter Deinen mächtigen Schutz! . . .

Mit diesen Worten sank sie in die Kissen zurück und hauchte ihre schöne Seele aus in die Hände ihres Schöpfers.

Doch vielleicht zögerte ihr Geist, der während achtzehn Jahren einen hinfälligen Körper beseelt hatte, vielleicht zögerte er noch wie eine Taube, die der unermeßliche Raum, der sich plötzlich vor ihren Augen öffnet, erschreckt, seinen letzten Flug zu unternehmen. Vielleicht schwebte dieser furchtsame Geist noch einige Augenblicke in dem Sterbezimmer unter denen umher, die für ihn beteten.

O, wenn dem so gewesen wäre, wenn dem entflohenen Geiste Amalien's ein Blick in das Herz Juliana's gegönnt gewesen wäre, welchen Schmerz hätte er dort erblickt! Noch nie hat wohl die Freundschaft bitterere, aufrichtigere Thränen geweint! —

Weiße Vorhänge, besäet mit silbernen Sternchen, wallen um ein prachtvolles Paradebett. Sie bedecken die entseelte Hülle der entschlafenen Amalie Mountclare. Ein jungfräulicher Leichnam liegt vor uns. Die Gesichtszüge sind noch immer schön, nicht im geringsten entstellt. Ein Kranz von weißen Rosen ist um die Schläfen der Leiche gewunden, die farblosen Hände sind auf der Brust gefaltet. Am Fuße des Bettes steht ein mit blendendweißer Leinwand bedeckter Tisch, auf dem sechs Kerzen, um ein silbernes Kruzifix aufgestellt, Tag und Nacht brennen.

Zwölf Tage blieb die Leiche auf diese Weise ausgesetzt. Fortwährend war das Zimmer mit andächtigen Betern angefüllt, die entweder mit der Familie Mountclare gut befreundet gewesen waren, oder von derselben viele Wohlthaten empfangen hatten.

Am dreizehnten Tage nach dem Hinscheiden der tief betrauerten Amalie ließ Sir Thomas die theueren Ueberreste seiner Nichte, des letzten Gliedes der altadligen Familie Mountclare, nach Walburg-Castle, dem Stammschlosse der Familie, wo sich auch die Familiengruft befand, bringen. Als der Sarg, bedeckt mit einem Grabtuche von weißem Atlas und mit Rosenblättern bestreut, über die Schwelle des Hauses hinausgetragen wurde, da war es, als wenn Amalie jetzt eben erst sterbe. Alle, welche der Leiche das Geleite gaben, brachen in noch stärkeres Schluchzen, in noch heftigeres Weinen aus, als zwölf Tage vorher, da Amaliens jungfräuliche Seele ihren gebrechlichen Körper verlassen hatte, um zu Gott zurückzukehren.

Wir können uns leicht denken, daß Juliana nicht in London blieb, während der Leichenwagen, in dem ihre geliebte Freundin der Grabesruhe entgegenfuhr, den Weg nach Walburg-Castle nahm. Sie bestieg mit Sir Thomas einen Wagen und folgte der Leiche bis zu der alten Kirche, welche die Vorfahren des Lord Mountclare in der Nähe des Schlosses erbaut hatten. Die Reise währte zwei Tage. Während dieser langen Fahrt sprachen Sir Thomas und Juliana, wenn sie nicht, in Erinnerungen vertieft, gänzlich schwiegen, nur von der Sanftmuth, der Güte, der Anmuth und Liebe derer, die wie ein schöner Gottesengel auf dieser Erde gewandelt war.

Es ist ein großer Trost für diejenigen, die einen Verstorbenen beweinen, wenn sie sich viel Gutes von dem zu erzählen wissen, den der Tod ihnen geraubt hat. Wenn man jedoch in der Nähe eines Sarges nichts Gutes zu erzählen weiß, dann flößt der Sarg Furcht ein.

In kurzer Entfernung vom Schlosse liegt in dem Dorfe Bury die Kirche, in der die Grabstätte der Familie Mountclare sich befand. Lange Jahre hatten die Katholiken die heiligen Geheimnisse ihrer Religion in der uralten Kirche gefeiert, aber schon seit zwei Jahrhunderten diente sie den Protestanten zu ihren religiösen Versammlungen. In einem Seitenschiffe befand sich der Eingang zu der Begräbnißstätte. Diese selbst bestand aus einem prachtvoll ausgezierten Gewölbe, zu dem eine hohe Treppe hinabführte. Den Boden deckten schwarze und weiße Marmorplatten, über denen sich eine Reihe Grabdenkmäler von rothem Granit erhob. Es waren Ritter in liegender Stellung mit vollständiger Rüstung, den Helm auf dem Haupte, die mit eisernen Handschuhen bekleideten Hände über der geharnischten Brust gefaltet. Stellte die Statue einen Ritter dar, der in der Schlacht gefallen war, so ruhte sein Fuß auf einem Löwen, dagegen setzten solche, die eine Krankheit unter dem väterlichen Dache hinweggerafft hatte, den Fuß auf einen Hebebaum. Häufig sah man auch eine zartere Gestalt neben der des rauhen Kriegsmannes ruhen, es war seine Gattin, die der Tod wieder mit ihm vereinigt hatte.

Mitten unter diesen Grabmälern sah man eine schwere eiserne Fallthüre, die in ein noch tieferes Gewölbe hinabführte. Hier war die eigentliche Begräb-

nißstätte. Ganze Reihen bleierner Särge waren nebeneinander aufgestellt, und ein solcher war auch schon bereit, den Sarg von Eichenholz, in dem Amaliens sterbliche Hülle ruhte, in sich aufzunehmen.

Früh am Morgen des Tages nach der Ankunft im Schlosse hatte sich das Landvolk der ganzen Umgegend, herbeigerufen durch den Schall des Grabgeläutes, im Schloßhofe versammelt, um der Leiche das Geleite in die Kirche von Bury zu geben. Denn Amalie war von Allen geliebt und verehrt; hatten ja Alle das junge Mädchen so häufig an der Hand ihrer Mutter in die Hütten der Armen und Kranken eilen sehen, überall Trost spendend, überall leibliche und geistige Hülfe bringend. —

Drei Monate nach diesem Tage ließ sich Juliana bewegen, für einige Tage sich von dem theuern Orte zu trennen und nach London zurückzukehren, obgleich dadurch die alten Wunden ihres Herzens von neuem aufgerissen wurden. Sir Thomas nämlich, der eine fast väterliche Zuneigung für die Adoptivschwester seiner Nichte empfand, bestand auf dieser Reise, da er überzeugt war, daß Amalie ein Testament zu Gunsten Juliana's gemacht habe, das man in dem Zimmer, wo sie ihren letzten Hauch ausgeathmet hatte, finden müsse.

Einige Tage nach ihrer Ankunft in London wurden auf Sir Thomas Ersuchen die Siegel gelöst, und man fand in einem Schreibpulte unter dem Bildnisse der Lady Mountclare einen großen Bogen feines Papier, sorgfältig in einen Umschlag gehüllt und mit drei großen Siegeln, dem Wappen der Familie Mountclare versehen. Die Siegel wurden von Sir Thomas Sydenham, Oheim und Vormund der Verstorbenen, im

Beisein eines Notars und mehrerer Zeugen erbrochen, und der letzte Wille der Lady Amalie Mountclare laut vorgelesen.

In diesem Schreiben, das kurz nach der Rückkehr in's Vaterhaus abgefaßt war, erklärte Lady Amalie Adelheid Mountclare, daß sie aus Freundschaft und Dankbarkeit ihrer geliebten Adoptivschwester, Juliana Genovefa Garnier die Hälfte ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens schenke und vermache. Die andere Hälfte falle ihrem Oheim, Sir Thomas Sydenham zu.

Die Gültigkeit des von einem minderjährigen Mädchen abgefaßten Testamentes hätte vielleicht beanstandet werden können. Aber außer Sir Thomas Sydenham war kein rechtmäßiger Erbe vorhanden, und das Testament war so ganz nach dessen Wunsche, daß er sich so fort beeilte, den letzten Willen seiner Nichte und geliebten Pathe genau auszuführen, und bald sehen wir Juliana, die wir zuerst als ein armes Mädchen in dem Dorfe Saules getroffen haben, die aber später die Freundin Amaliens und gleichsam eine zweite Tochter des Lord Mountclare geworden war, im Besitze eines Vermögens, das ihr ein jährliches Einkommen von fünf tausend Pfund Sterling abwarf. Sogleich aber sehen wir sie auch in die Hütten der Armen eilen, welche ihre Freundin früher unterstützt hatte. Diese Armen hatten schon gefürchtet, ihre Wohlthäterin ganz verloren zu haben, aber Juliana versicherte sie, daß Amaliens Tod durchaus Nichts geändert habe; die Verstorbene habe große Summen für sie ausgeworfen, und es werde ihnen in Zukunft gegeben, was sie auch früher erhalten hätten.

Nachdem Juliana diese Pflicht der christlichen Nächstenliebe erfüllt hatte, reiste sie wieder nach Walburg-Castle zurück und nahm dieses Mal das Harmonium mit, das ihr Amalie zum Geschenk gemacht. Das Instrument wurde in der Gruft der Kirche von Bury ungefähr über dem Orte aufgestellt, wo Amalien's Leiche der Auferstehung alles Fleisches entgegenharrt. Von nun an konnte man täglich das Rauschen der Orgeltöne aus der Tiefe der Gruft hören, sie klangen ernst, feierlich, traurig, denn Juliana spielte mit Vorliebe jene Akkorde, durch die sie ihre Freundin auf dem Sterbebette zu dem ernsten, wichtigen Schritte in die Ewigkeit vorbereitet hatte.

So verfloß ein ganzes Jahr, während dessen Juliana nicht von dem Grabe der lieben Schwester wich. Eines Tages waren Briefe aus Frankreich angekommen, und unter diesen war einer, dessen Adresse von der Hand des Pfarrers von Saules herrührte. Juliana erbrach ihn hastig und las:

Meine Tochter!

Wir haben mit Dir und der edlen Lady Amalie geweint und gebetet, als wir erfuhren, mit welchen schrecklichen Schlägen der Tod die Familie Mountclare heimgesucht hat. Als wir nun auch kürzlich Nachricht über den Tod der guten Amalie von Dir erhielten, da stieg ich in meinen Wagen, eilte durch die ganze Pfarrei und verkündete meinen Pfarrkindern, daß das fromme und liebreiche Fräulein, das sie vor nicht gar langer Zeit noch auf dem Schlosse Landais gesehen hätten, nach vielen und schweren Prüfungen von der Vaterhand Gottes von dieser

Erde hinweggenommen und im Himmel mit ihrer so grausam ermordeten Familie vereinigt worden sei.

Dem allgemeinen Schmerze, den Dein Brief, in welchem Du uns den Tod Deiner Adoptivschwester meldest, erregte, hat sich jedoch eine kleine Freude beigesellt. Du bist jetzt reich, mein Kind; ich freue mich darüber unserer Armen und Deiner Eltern wegen, die schon anfangen alt zu werden. Meine liebe Juliana, das Glück will Dir wohl, aber Du hast es verdient, denn schon in Deiner frühesten Jugend habe ich unter Deiner Bauernkleidung ein edles und wohlthätiges Herz erkannt. O, wenn Du wüßtest, wie sehr die Bewohner unseres kleinen Dorfes Dich noch lieben! Der Tag, an welchem Du heimkehren wirst ... Doch, kehre noch nicht zurück, verlasse Deine Schwester noch nicht, die in der Kirche von Bury ruht ... Wie schade ist es doch, daß dieses Gotteshaus in die Hände der Protestanten gefallen ist! Wenn ich daran denke, dann bedauere ich sehr, daß die irdischen Ueberreste Deiner Wohlthäterin nicht in unserer bescheidenen Kirche ruhen. Hier Juliana, könnten wir gemeinschaftlich an ihrem Grabe beten, hier könntest Du täglich das schöne Requiem für sie singen.

Man sagt, das Schloß Landais solle mit allen Grundstücken verkauft werden. Gebe der liebe Gott, daß die Familie, die sich in Besitz desselben setzen wird, gläubig, fromm und wohlthätig sei, wie es die Grafen von Mareuil während mehrerer Jahrhunderte und die Familie Mountclare während mehrerer Monate gewesen sind. Es bedarf nur einiger guten Werke, um sich ein gutes Andenken

für immer zu hinterlassen. So haben Lord und Lady Mountclare mit ihren Kindern nur ein halbes Jahr in unserer Mitte verweilt, aber ihr Andenken lebt in unsern dankbaren Herzen immer fort.

Die diesherige Erndte war für Deine guten Eltern wie für das ganze Dorf sehr günstig. Wir hatten weder Krankheiten, noch Seuchen, noch irgend eine andere Plage. Auch keine Ueberschwemmungen noch Stürme haben stattgefunden. Das Auge des Herrn hat sich nicht von uns abgewandt, und auch die Speicher der Aermsten sind in diesem Jahre nicht ganz leer.

Wir haben aber auch Hoffnung, daß das nächste Jahr uns Glück bringen werde, denn wir erwarten dann Deine Ankunft in der Heimath. Ich weiß, Juliana, Du gehörst nicht zu Denen, die vor ihren Eltern erröthen, welche unter einem ärmlichen Strohdache wohnen und noch selbst hinter dem Pfluge hergehen müssen.

Meine Schwester umarmt Dich mit mütterlicher Liebe, wie sie Dich während der Zeit Deiner Blindheit gepflegt hat. Ich, Dein alter Freund, ich bete immer zum lieben Gott, daß er mein Alter aufrecht halten möge, damit ich noch einmal meine Orgel unter den Gewölben unserer alten Kirche von Deiner Hand spielen höre.

Ich muß Dir noch sagen, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ich ein Te Deum componire. Es wird bei einer bestimmten Veranlassung, die Du wohl kennst, gesungen werden.

Lebe wohl theuere Juliana.

Dein Pfarrer und Freund

Johann Baptist Clemenceau.

Zehntes Kapitel.

Vorbereitungen zur Heimkehr. — Naya und Jany.

Wenn wir in den Tagen der Trauer Geschäftsbriefe oder solche, die nur von Freude zu erzählen wissen, erhalten, so stören sie uns und machen uns mißmuthig, denn sie stören unsern Schmerz. Wenn jedoch ein Freund sich ganz in unsere Lage versetzt, mit uns von Denen spricht, die wir eben verloren haben, die wir betrauern, wenn er sie mit uns betrauert, mit uns ihr Andenken ehren will, dann stehen diese Briefe in vollkommenem Einklange mit unsern Gedanken und Gefühlen, und diese Briefe könnten wir hundertmal wiederlesen.

Das Schreiben ihres guten Pfarrers hatte Juliana viel Stoff zum Nachdenken gegeben. Jedes Mal, wenn sie in den schattigen Alleen des Parkes von Walbury-Castle umherwandelte, so oft sie zur Grabstätte ihrer Freundin ging, immer kam ihr der Gedanke wieder:

„Ja, ich wünschte auch, daß Amalie ihren großen Schlaf nicht in dieser protestantischen Kirche schlafe,

sie läge viel besser in der Kapelle zu Landais oder in der Kirche unseres Dorfes . . . Wenn sie dort wäre, so wäre auch ich dort. Ja, meine theuere Amalie, Du allein hältst mich noch von dem Dorfe, wo ich das Licht der Welt erblickte, fern, fern von meinen guten Eltern, die das Alter bald empfinden, wie der gute Pfarrer sagt. Amalie, ich will zu Deinem Grabe gehen und dort beten. Und wenn mein Gebet vollendet ist, wenn ich Dich recht inständig werde gebeten haben, mir zu antworten, dann werde ich mein Ohr an das Schloß der Fallthüre legen, ich werde die Stimme hören, die aus Deinem traurigen Aufenthalte zu mir dringen wird, und werde der Eingebung Folge leisten, die mir von Dir zu Theil wird."

Sogleich führte sie aus, was sie sich eben vorgenommen hatte. Sie trat in die Kirche von Bury, als die Sonne gerade hinter die Berge hinabsank. Es mochte ihr etwas unheimlich sein, zu dieser Stunde, die man weder Tag noch Nacht nennen konnte, in dem Halbdunkel der uralten Kirche mit den Todten allein zu sein, denn mit beklommenem Herzen betrat sie die Todtengruft. Um ihre Seele zu Gott zu erheben, und das irdische Leben zu vergessen, setzte sie sich an das Harmonium und überließ sich ihren Gefühlen. Wie schade, daß nur das Schweigen der Nacht sie hörte, denn ihr Spiel war wirklich erhaben! — Während ihre Finger dem leblosen Instrumente so rührende Töne entlockte, während abwechselnd sanfte und mächtige, ergreifende Akkorde die Räume der Kirche erfüllten, betete sie . . . Plötzlich erhob sie sich und kniete auf der Fallthüre, die sie von dem Sarge der geliebten Freundin trennte, nieder. Sie beugte sich bis zur Erde

und rief dreimal durch die Ritzen hinab: „Amalie! Amalie! Amalie!" Dann drückte sie ihr Ohr auf das Schlüsselloch und horchte.

Das Schweigen allein antwortete ihr, aber es gibt auch ein Schweigen, das beredtsam ist, und aus der Tiefe des Grabes glaubte sie Amalien's Stimme zu vernehmen, glaubte deutlich die Worte zu hören:

„Juliana, Du siehst, daß mein Schlaf tief ist; Du weißt, daß ich Deiner Hülfe, Deines Beistandes für meinen schwachen Leib nicht mehr bedarf. Der Sarg ist ein Ruhebett, in dem es keine Leiden mehr gibt. Aber in Deiner Heimath, in dem Dorfe Saules erwarten Dich Deine Eltern, die Schwäche des Alters wird ihnen fühlbar, Deine Pflicht ist es, dorthin zurückzukehren . . . Geh', Juliana, gehe hin in Frieden, ich fürchte nicht, daß Du mich vergessen werdest, ich weiß, daß Du zurückkehren wirst."

Es war fast Nacht, als Juliana die Kirche verließ. Langsam folgte sie dem Wege, der zum Schlosse führte. Am Firmament wurde ein Stern nach dem andern sichtbar, das Laub der Bäume rauschte im Abendwinde, aber weder das Schimmern der Sterne noch das Rauschen der Bäume vermochte das junge Mädchen, das in Nachdenken versunken seinen Weg ging, in seinen Gedanken zu stören. Immer glaubte Juliana die Worte zu hören, die sie aus der Tiefe des Grabes vernommen hatte:

„Du siehst, Juliana, daß mein Schlaf tief ist; Du weißt, daß ich Deiner Hülfe, Deines Beistandes für meinen schwachen Leib nicht mehr bedarf. Der Sarg ist ein Ruhebett, in dem es keine Leiden mehr

gibt. Aber in Deiner Heimath, in dem Dorfe Saules erwarten Dich Deine Eltern, die Schwäche des Alters wird ihnen fühlbar, Deine Pflicht ist es, zu ihnen zurückzukehren."

Der Gedanke an ihre Pflicht verließ sie nicht mehr. Sie theilte Sir Thomas ihr Vorhaben, nach Frankreich zurückzukehren, mit, denn ihr Entschluß war gefaßt. Sir Thomas billigte denselben und sagte:

„Mein Kind, mit einer Seele, wie die Ihrige ist man unglücklich, man fühlt sich immerfort gefoltert und gequält, wenn man das nicht thut, was als Pflicht erscheint. Reisen Sie also, reisen Sie glücklich! Aber vorher schwören Sie mir hier vor dem Bilde meiner Schwester" — mit diesen Worten zeigte er auf das Bildniß der Lady Mountclare, Amaliens Mutter —, „daß wir uns künftiges Jahr am Gedächtnißtage des Todes Amaliens hier wieder treffen werden, um gemeinsam an ihrem Grabe zu beten."

„Ich verspreche es Ihnen," entgegnete Juliana. „Und Sie, versprechen Sie mir, wenn Ihre Aerzte Ihnen Ihrer Gesundheit halber, die der Kummer und der Schmerz der letzten Zeit untergraben haben, ein milderes Klima anrathen, versprechen Sie mir, dann nach Frankreich zu kommen und sich in der Nähe meines Heimathdorfes niederzulassen."

„Ich gebe Ihnen dies Versprechen," sagte Sir Thomas, indem er Juliana's Hand väterlich drückte.

Schon am folgenden Tage war Juliana's Entschluß unter der ganzen Dienerschaft bekannt. Eine große Unruhe ergriff ihre Gefährten aus der Zeit, die sie unter der Horde Abbruzzio's und in der Gesellschaft

von Zigeunern zugebracht hatte. Jeder fragte sich besorgt:

„Wird sie mich mitnehmen?"

Besonders Joachimo und Peppitta fürchteten, ihre Herrin, so nannten sie dieselbe seit dem Tode Amaliens nicht begleiten zu dürfen.

Juliana, die Tochter eines armen Landmannes, hatte sich bald an die Sitten der vornehmen Welt, in der sie sich bewegte, gewöhnt, und ohne lange zu fragen, traf sie ihre Anordnungen so gut, daß Niemand Einsprache zu erheben wagte. Zu Mab-Cunning sagte sie:

„Ich habe auf dem Landgute an der Grenze von Schottland, das Lady Amalie mir vermacht hat, eine Verwalterin nöthig und bedarf zu diesem Zwecke einer ergebenen Frau. Pedro wird Euch hinbringen und für Euere Einrichtung Sorge tragen. Dann wird er zu Sir Thomas Sydenham zurückkehren, der ihn als Kammerdiener bei sich zu haben wünscht. Ich habe Euch, gute Mab, so inbrünstig an dem Schmerzenslager unserer theueren Amalie beten sehen, daß ich die beste Hoffnung für Euch habe. Ihr werdet an Euerm Bestimmungsorte einen alten, heiligmäßigen Priester finden, der Euch vollends in allen Lehren unserer heiligen Religion unterrichten wird. Seine Herzensgüte wird nicht von Euch fordern, daß Ihr Euch von den Tauben, die Ihr als die Wächter der Seelen Euerer Kinder verehrt, trennen sollt.

Was Dich angeht, Peppitta, so fühle ich das Bedürfniß, Dich immer in meiner Nähe zu behalten, denn nie werde ich jene Höhle in Italien vergessen, die der Bande Abbruzzio's als Schlupfwinkel diente. Du

warst die Erste, die sich gut, mitleidig gegen die arme Waise benahm. Wenn ich tausend Jahre lebte, nie würde ich Deine Sorgfalt und Dein Mitleid gegen meine arme Freundin vergessen.

Da Peppitta mit mir geht, dürft Ihr wohl nicht zurückbleiben, Joachimo. Euch beauftrage ich, alle nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen. In acht Tagen werden wir abreisen. In London müssen wir uns der Einkäufe wegen, die ich dort zu machen habe, eine Woche aufhalten, von da fahren wir nach Dover, das ist der kürzeste Weg nach Frankreich."

Joachimo und Peppitta stammelten einige unzusammenhängende Worte, die Juliana nicht verstehen konnte, aber sie bemerkte mit Rührung ihre Freude, ihr Glück und ihr Entzücken. Beide fielen vor ihr auf die Knie. Die Zigeunerin bedeckte ihre Hand mit Küssen und mit Thränen der Freude, während Joachimo gar nicht wußte, wie er der verehrten Herrin seinen Dank bezeigen sollte. Pedro hingegen stand unbeweglich bei der Wittwe des früheren Waïdda; die Thränen, die aus seinen großen, dunklen Augen perlten, waren keine der Freude, er trennte sich so ungern von der freundlichen Herrin.

Der folgende Montag war zur Abreise bestimmt. Sir Thomas Sydenham hatte seine Freunde und Nachbarn wissen lassen, daß sein Gast, die anmuthige Französin, ihn verlasse, um nach Frankreich zurückzukehren. Auf dem Schlosse kam daher Besuch auf Besuch an. Jedermann wollte Juliana vor ihrer Abreise noch einmal sehen, denn die Anmuth ihres Geistes, die Milde ihres Charakters, der Zauber, der ihre ganze Person umgab, hatte alle Herzen gefangen und entzückt.

Nicht nur die Freunde von Sir Thomas liebten und verehrten Juliana, sondern weit mehr noch seine Dienerschaft und seine Pächter, war sie doch immer so freundlich und gut gegen Alle, und wußte sie immer einen guten Rath für den Bedrängten, hatte sie ja immer Trost für den Traurigen, Hülfe für den Armen. Der Sonntag verging daher ruhig, ja fast traurig auf dem Schlosse, denn Alle fühlten den herben Verlust, den sie erleiden sollten. Am Abend trennte man sich frühzeitig unter dem Vorwande, daß man am folgenden Morgen früh aufstehen müsse. Anstatt sich jedoch in ihr Zimmer zu begeben, ging Juliana in Begleitung von Peppitta, Mab, Joachimo und Pedro unbemerkt in die Kirche von Bury, um noch einmal an dem Grabe der gemeinsamen Wohlthäterin zu beten und ihr Lebewohl zu sagen. Schweigend und ohne das geringste Geräusch zu machen, kehrten sie in das Schloß zurück, aber ein Beobachter hätte tiefe Spuren von Thränen auf ihren Wangen bemerken können.

Am folgenden Morgen hielt gegen neun Uhr ein großer Reisewagen auf dem Perron des Schlosses. Juliana, immer noch in Trauerkleidern, gestützt auf den Arm von Sir Thomas, nahm Abschied von der Dienerschaft, der sie, bevor sie ihr Zimmer verließ, reichliche Geschenke durch die Hand Peppitta's gemacht hatte. Als Juliana in den Wagen stieg, sagte Sir Thomas mit einer Thräne im Auge, die er sich vergeblich zu unterdrücken bemühte:

„Ich sage Ihnen nicht Lebewohl, denn ich hoffe, Sie bald wiederzusehen. Ich will alle Angelegenheiten meiner Nichte in Ordnung bringen und Ihre Güter

sicher stellen, und dann komme ich, um unter dem schönen Himmel Frankreichs meine Wohnung aufzuschlagen. — Juliana, der allmächtige Gott sei allezeit und überall mit Ihnen, er begleite und segne jeden Ihrer Schritte. Und wenn Sie glauben, daß das Alter ein Recht habe, die Jugend zu segnen, so empfangen Sie den Segen eines Greises, der Sie liebt wie seine eigene Tochter."

Die Wagenthüre war noch offen. Juliana kniete also im Wagen nieder um den Segen des Greises zu empfangen. — Sir Thomas gab dem Postillon ein Zeichen, und in raschem Laufe flog der Wagen davon. Peppitta hatte im Innern an der Seite ihrer Herrin Platz genommen, Joachimo saß auf dem Vordersitze bei dem Postillon.

Obgleich die Reise den schönsten Theil Englands berührte, bemerkte Juliana doch Nichts von all diesen Schönheiten, denn ihre Gedanken weilten in Frankreich, in der theuern Heimath. Beinahe vier Jahre waren verflossen, seit sie von dem Dorfe, wo sie geboren war, Abschied genommen hatte. Jetzt harrten ihrer die geliebten Eltern, der ehrwürdige Pastor, der ihre Kindheit geleitet, die Freunde, mit denen sie sich in unschuldigen Kinderspielen ergötzt, so viele alte Bekannten. Diese Alle sollte sie wiedersehen, sollte ihnen Allen, sollte dem ganzen Dorfe, ja der ganzen Umgegend Glück und Freude bringen! O, dieser Gedanke war beseligend für ihr Herz, und mit Ungeduld sah sie dem Augenblicke entgegen, wo sich ihre Wünsche verwirklichen sollten. Dann rief sie wohl Joachimo zu:

„Sage doch dem Postillon, daß er rascher fahren solle."

Und zu Peppitta gewandt, sagte sie:

„Wie lang wird mir noch der Aufenthalt in London werden! Ich würde gerade durchfahren, aber Sir Thomas verlangt, daß ich seine Geschäftsleute besuchen solle, mit denen ich, wie er sagt, selbst in Verbindung treten müsse, um einen Theil der Güter, die mir unsere Wohlthäterin hinterlassen hat, in Geld umzusetzen.

Peppitta, ich muß Dir ein wichtiges Vorhaben anvertrauen, ein Vorhaben, das mir schon seit vielen Nächten die Ruhe raubte, das mir das Herz so gewaltig pochen macht, daß ich zuweilen meine, die Brust müsse mir zerspringen. Ich beabsichtige, das Schloß und die Güter von Landais anzukaufen. Peppitta, Du kennst mich, Du weißt, daß ich dieses nicht aus Eitelkeit thue, nicht um die große Dame zu spielen, nicht um mich als reich gewordenen Emporkömmling zu zeigen . . . nein, ich will meinen guten Eltern ein stilles Ruheplätzchen für ihr Alter verschaffen. Ich will Ihnen sagen:

‚Hier ruhet aus von Eueren Mühsalen. Wenn die Unthätigkeit Dich langweilen sollte, lieber Vater, so beaufsichtige die Knechte und Arbeiter, die Deine Aecker pflügen und bebauen. Dein sind alle diese Güter, denn Deine Tochter hat sie gekauft.‘

Und zu dem Herrn Pastor werde ich sagen:

‚Hier haben Sie Geld für Ihre Kirche . . . hier haben Sie noch mehr für Ihre Armen. Zieren Sie, schmücken Sie die Altäre des Herrn. Für die Alten und Schwachen, für Die, welche mit Kummer und Thränen ihr Bischen Brod essen, wollen wir eine

Zufluchtsstätte bauen, wo sie vor Hunger und Elend gesichert sind.'

So, Peppitta, so will ich Allen Glück und Freude bringen.

Joachimo, Joachimo! Es geht so langsam, sage doch dem Postillon, er solle die Pferde besser antreiben! —

Ja, ich will Allen Glück und Freude bringen; für mich habe ich mir eine Beschäftigung auserſehen, der ich den Rest meines Lebens widmen will.

Sieh', Peppitta, wenn es mir gelingt, Etwas auszurichten, etwas Gutes zu thun, die Thränen der Armen zu trocknen, so kommt das daher, daß man meine Seele schon in frühester Kindheit mit Liebe zum lieben Gott und zum Nächsten erfüllt hat. Diese Liebe will ich auch Andere lehren, und, sei es zu Landais oder an einem andern Orte, kleine Kinder um mich sammeln; ich will ihnen zeigen, wo und wie sie Gutes wirken sollen, will ihnen den Himmel zeigen, wo der liebe Gott ihnen den Lohn für das, was sie an Unglücklichen thun, aufbewahrt. Denn der Heiland selbst hat ja gesagt:

,Wer einem vou diesen Geringsten nur einen Becher kalten Wassers zu trinken reicht im Namen eines Jüngers, wahrlich, ich sage Euch, er wird seinen Lohn nicht verlieren.'

Erinnere Dich, Peppitta, was die Worte des Bruders Anselm gewirkt haben. Versetze Dich noch einmal auf das Schiff, das uns von den Küsten Calabriens nach England gebracht hat. Denke an unsere Unterweisungen, an unsere Gesänge, hatten sie nicht

die beste Wirkung auf Dich, auf Joachimo, auf Pedro und so viele Andere von der zügellosen Bande? Je mehr ich nachdenke, desto mehr komme ich zu der Ueberzeugung, daß Derjenige, dem der liebe Gott Einsicht und Geschick zum Unterrichten verliehen hat, seine Gaben nicht für sich allein behalten darf. Es ist ein Darlehen, das er von der göttlichen Fürsehung erhalten, um es an Andere auszutheilen. Geizig und strafbar wäre Derjenige, der seinen Mitmenschen von dem, was er vom Schöpfer empfangen hat, nicht mittheilen wollte."

„Ich bin zwar noch sehr unwissend," erwiederte Peppitta, „aber ich werde Sie nach Kräften unterstützen, denn ich habe weder den Bruder Anselm, noch unsere Seereise, weder Ihre schönen Lieder, noch das rührende Beispiel der engelgleichen Amalie vergessen. Wenn Sie mich nicht geeignet halten, bei den kleinen Kindern in der Schule thätig zu sein, so verwenden Sie mich in Ihrem Hospitale zur Pflege der Kranken. Ich brenne, wie Sie, gütigste Herrin, vor Verlangen, bald nach Frankreich zu kommen."

„Man sagt, Paris sei sehr schön, und es sei viel Merkwürdiges dort zu sehen, aber ich denke wahrlich mehr an Saules als an Paris und seine Wunderwerke."

Unter solchen Gesprächen verging den Reisenden die Zeit doch ziemlich rasch. Am folgenden Tage gegen zwei Uhr Nachmittags hielt der Wagen vor dem Hause, das die jetzt ganz ausgestorbene Familie Mountclare so viele Jahre hindurch bewohnt hatte. Sir Thomas hatte es in Bereitschaft setzen lassen, Juliana nebst

ihrer Begleitung für die Dauer ihres Aufenthaltes in London aufzunehmen. Ein von dem Zimmer, in dem Amalie gestorben war, ziemlich entlegenes Gemach war für Juliana eingerichtet und ein daran anstoßendes für Peppitta.

Die ersten Tage mußte Juliana auf ihre Geschäfte verwenden, aber sie konnte denselben keinen Geschmack abgewinnen, denn für einen poetischen, schwunghaften Geist wie den ihrigen war es nicht leicht, sich in solche trockne Dinge, die dem Geiste keine Nahrung geben, zu finden. Da sie acht Tage vor sich hatte, gewann sie Zeit genug, die Merkwürdigkeiten Londons, die sie früher nicht gesehen hatte, weil sie ihre kranke Freundin nicht verlassen wollte, zu besuchen.

Eines Tages fuhr sie mit Peppitta den Ufern der Serpentine entlang, als sie eine Menge Menschen, Männer wie Frauen bemerkte, die einen großen und dichten Kreis um eine junge Frau mit einigen Kindern bildeten, welche allerlei Kunststückchen auf einem quer über den Weg gespannten Seile ausführten. Das Schauspiel hatte keine Reize für Juliana; Peppitta jedoch konnte sich nicht enthalten und sagte daher zu ihrer Herrin:

„Es ist eine Zigeunerin, eine Tochter der Freiheit; lassen Sie uns einige Augenblicke zusehen.“

Juliana, immer gütig und gefällig, gab ihrem Wunsche nach und trat mit ihr zu der Menge. Peppitta wußte sich geschickt durch die Menge hindurchzubohren und stand endlich mit ihrer Herrin in der ersten Reihe. Kaum hatte sie einen Blick auf die junge Frau geworfen, so erkannte sie dieselbe und flüsterte Juliana in's Ohr:

„Ich kenne sie, sie war bei uns in der Haide von Holy-Head. Es ist Naya, die Schwester Adonaï's."

„Adonaï! Peppitta, Du erinnerst mich an Jany. Höre, ich gehe zu unserm Wagen zurück und erwarte Dich in kurzer Entfernung. Suche mit der Tänzerin zu sprechen und frage sie, ob ihre arme Schwägerin noch lebe. Trage ihr auf, wenn diese vielleicht auch in London ist, sie zu mir zu schicken. Jany ist auch eine von Denen, die ich nicht vergessen kann; ich habe sie so viel und mit so großer Ergebung leiden sehen."

Peppitta war ganz entzückt. Mit Ungeduld erwartete sie das Ende des Schauspiels, um ihre ehemalige Gefährtin anzureden.

Naya theilte ihr mit, daß Jany mit ihr nach London gekommen sei, daß sie aber krank und leidend in einem elenden Hause der Vorstadt Southwark liege.

„Naya, gib mir ihre Adresse, und ich versichere Dir, daß Deiner Schwägerin morgen geholfen sein wird."

„Du hast also Dein Glück gemacht, Peppitta? Wie schön und gut bist Du gekleidet! Hast Du etwa einen großen Herrn geheirathet?"

„Nein, nein, mein Verhältniß zu Joachimo hat sich durchaus nicht geändert."

„Dann ist Joachimo ein Millionär geworden?"

„Nein, er ist Diener bei einer reichen Herrschaft, und ich diene in demselben Hause."

„Wie ist denn das gekommen?"

„Wir sind zu einem Engel gekommen, zu einem

Engel, den Du wohl kennst, Naya, da er mit uns in dem Walde von Glenmore war und in dem Hause der Wittwe Bensam's wohnte."

„Ah! Das ist die bleiche Engländerin, die so schwach war, daß Ihr sie immer in die Sonne führen mußtet, um sie etwas zu erwärmen?"

„Nein, die ist im Himmel . . . Der liebe Gott hat sie zu sich genommen."

„Dann ist es doch sicher ihre Freundin, die so schön sang und uns immer von dem guten Gott erzählte?"

„Ja, Naya, diese ist es. Sie ist sehr reich geworden und findet ihr einziges Glück darin, Armen von ihrem Reichthume mitzutheilen. Morgen gegen zehn Uhr wird sie selbst bei Jany sein, davon bin ich fest überzeugt und ich versichere Dir, daß Jany in Zukunft keinen Mangel mehr leiden wird."

Auf diese Versicherung hin erklärte die Gauklerin Peppitta die Wohnung ihrer Schwägerin, rollte ihr Seil zusammen, indem sie die kleinen Springer herbeirief, und sagte zu Peppitta:

„Lebe wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen, bis morgen früh!"

Peppitta beeilte sich, zum Wagen zurückzukommen und dies um so mehr, als sie wußte, daß sie ihrer Herrin eine große Freunde machen würde, wenn sie ihr die Wohnung einer Trostbedürftigen bezeichnen könnte, besonders aber jetzt, da es sich um Jany handelte, für die Juliana ein so großes Interesse an Tag legte.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Juliana dankte ihr mit den Worten:

„Als Du mich in den Haufen, der die Tänzerin umstand, hineinzogest, ließ ich es geschehen, um Deine Neugierde zu befriedigen; jetzt bin ich glücklich, daß ich Deiner Laune nachgegeben habe. Morgen werden wir frühzeitig bei Jany sein."

Gegen neun Uhr des folgenden Morgens hielt Juliana's Wagen vor einem elenden Hause in der Margarethen-Straße. Es war die Wohnung der unglücklichen Frau des Waïdda, die Wohnung Derjenigen, die man einst als „Königin der Kinder der Freiheit" begrüßt hatte.

„Welch' ein Palast für unsere Königin!" sagte Peppitta. „Sehen Sie, was für eine Treppe!"

„Tändle nicht lange, sondern laß uns hinaufgehen," mahnte Juliana; „dies ist nur Armuth, aber oben finden wir Leiden und Unglück. Also nur rasch hinauf!"

Ein in Lumpen gekleidetes Kind führte sie bis auf den dritten Stock und zeigte auf eine Thüre, die voll Ritzen und Löcher war. Peppitta öffnete, doch welch' ein Anblick! — Auf einem elenden Lager, das aus einem zerfetzten Strohsacke, aus dem überall das Stroh heraushing, und einem ähnlichen Kissen bestand, lag eine bleiche, abgezehrte Gestalt, ein Bild wahren Jammers. Es war die arme Jany.

„Ah!" rief sie der eintretenden Juliana entgegen, „ah! Sie sind der Engel, der, wie Naya mir gestern Abend erzählte, heute zu mir kommen soll!"

„Ihr irrt Euch, Jany, die, welche zu Euch kommt, um Euch Trost zu bringen, ist nur ein schwaches Mädchen, das fast eben so viel gelitten hat, als Ihr. Nach vielen harten Prüfungen hat Gott sie

reich gemacht, um Denen zu helfen, die es nicht sind."

Mit diesen Worten setzte sich Juliana auf einen alten, zerbrochenen Stuhl, der neben dem Lager der Kranken stand, und ergriff die Hand derselben.

„Jany, Ihr habt ein heftiges Fieber."

„Ja, schon seit drei Tagen und drei Nächten hält es mich an dieses Bett gefesselt."

„Ihr müßt dieses Zimmer verlassen und zu mir kommen, hier könnt Ihr nicht gesund werden, es sieht hier zu elend aus."

„O, Er ist noch viel schlimmer daran als ich, Er ist noch viel mehr zu beklagen!"

„Wo ist er denn?" fragte Juliana, denn sie verstand, daß die Arme von Adonaï spreche.

„In Newgate *) . . . man hat ihn in eines der Gefängnisse geworfen, das Niemand verläßt, außer um das Schaffot zu besteigen."

„Es wurde also ein hartes Urtheil gegen ihn erlassen?"

„Das Todesurtheil . . . und heute noch will ich mich an den Weg stellen, den der König und die Königin kommen, wenn sie zu dem Pferderennen in Hyde-Park fahren . . . Wenn sie den Wagen verlassen, dann will ich mich ihnen zu Füßen werfen und rufen: ‚Gnade! Gnade! . . . . nur eine Umwandlung der Strafe!‘ "

„Aber Ihr seid nicht im Stande, von Euerem Bette aufzustehen, Ihr seid zu schwach."

---

*) Gefängniß für die zum Tode Verurtheilten.

„O, man hat immer genug Kräfte, um das Leben seines Mannes zu erbitten. Wird die Bitte erhört, so macht die Freude die arme Frau gesund, wird sie abgeschlagen, so tödtet die Verzweiflung und die Schwäche sie, und sie preist den Augenblick, der ihr den Tod gibt.“

„Jany, Ihr habt eingesehen, was Euere Pflicht ist, ich will Euch nach Kräften behülflich sein. Ich eile sogleich zu Lady Jorningham, einer nahen Verwandten des Lord-Kanzlers, die ich bei Sir Thomas kennen gelernt habe. Während ich mit ihr die Schritte berathe, die bei dem Lord-Kanzler zu thun sind, lasse ich Euch Peppitta hier, sie wird Euch beim Ankleiden behülflich sein.“

„Beim Ankleiden! Ich habe keine Kleider als die, welche ich gegenwärtig trage.“

„In einer Stunde wird mein Wagen Euch abholen. Ich schicke Euch Trauerkleider, ziehet diese an und vergeßt ja nicht den Schleier, den Bittstellerinnen zu tragen pflegen. Wenn ich von dem Lord-Kanzler zurückkomme, führe ich Euch an den Weg, auf dem Ihre Majestäten vorbeikommen. Wir werden immer noch früh genug da sein, daß Ihr Euer Gesuch vorbringen könnt.“

„Bestes Fräulein, schon in dem Walde von Glenmore haben Sie mir Trost gespendet, aber der, den Sie mir heute bringen, übertrifft alles Andere, Sie geben mir ja Hoffnung, meinen unglücklichen Mann zu retten. Gott segne Sie, Gott, der versprochen hat, das Flehen der Unglücklichen zu hören und die Leidenden und Weinenden zu erhören. Ach! das Verdienst, das Leiden und Thränen uns erwerben, wird mir schon

seit drei Jahren zu Theil, seit dem Tage, da die sanfte schmeichlerische Stimme Adonaï's mich aus dem Hause meiner Eltern lockte! . ."

„Später, Jany, sprechen wir von Euerem Unglücke und über das, was Ihr in Zukunft zu thun habt. Heute müssen wir handeln und wir haben keinen Augenblick zu verlieren. — Ich eile zu Lady Forningham. Du, Peppitta, bleibst hier und hilfst hier, was und wo Du kannst, in zwei Stunden hoffe ich Euch beide in meinem Hause zu finden."

Als Jany mit ihrer Gefährtin aus dem Walde von Glenmore allein war, sagte sie:

„O, Peppitta, welchen Engel hast Du gefunden!"

„Ja, ein wahrer Schutzengel ist sie. Wie Du sie jetzt gesehen hast, so ist sie immer. Sie denkt an Nichts, als Gutes zu thun, sie athmet, sie lebt nur für das Gute. Aber Du, arme Jany, Du hast wohl viel gelitten, seit wir Euch verlassen haben?"

„Mehr als je! Der Titel, die Macht des Waïdda hatten seinen Wahnwitz auf die Spitze getrieben . . . Ich galt Nichts mehr bei ihm, ich war seine niedrigste Sclavin. Vor dem, was er seine Erhebung nannte, hörte er mich wenigstens immer an, wenn ich mit Bitten und Flehen in ihn drang, sein Versprechen, sich einem ehrbaren Berufe zu widmen, endlich zu erfüllen; er hatte mir dies so fest und heilig versprochen. Aber seit der schwarze Herrscherstab in seine Hände niedergelegt war, durfte ich kein bittendes Wort mehr an ihn richten . . . Er antwortete mir nicht allein mit rauhen Worten, sondern mit der rohesten Behandlung und das auch, wenn ich ihm nicht den geringsten An-

laß gegeben hatte . . . Da, Peppitta, blieb mir gar keine Hoffnung mehr, ihn jemals von seinem unordentlichen Leben, von seinen Räubereien und sonstigen Freveln abzubringen, keine Hoffnung blieb mir, ihn wie den verlornen Sohn, von dem die heilige Schrift erzählt, zu Gott zurückkehren zu sehen, und als er einst zu einem Handstreiche, der einige Meilen weit von dem Walde von Glenmore entfernt ausgeführt werden sollte, mit einem Theile der Bande ausgezogen war, da sagte ich zur mir selbst:

‚Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater zurückkehren.'

Gestärkt und gekräftigt durch die Gnade von oben verließ ich den Wald und schlug den Weg nach dem Städtchen Clithero ein, wo meine Eltern wohnten. Ich hatte einige Stücke Geld mitgenommen, wofür ich mir in einem Hause, von dem aus ich noch die Bäume des Waldes sehen konnte, eine Bauerntracht kaufte. Als ich die Zigeunerkleidung abgelegt hatte, da konnte ich wieder freier athmen. So oft ich einen Reisenden auf dem Wege sah, fing ich an zu zittern, da ich fürchtete, es könne einer von der Bande sein, der mich erkenne und zu meinem Tyrannen zurückführe.

Ich wußte, daß meine Eltern mich beklagt, aber nicht verflucht hatten, als sie an dem Morgen, wo Adonaï mich aus dem Haus, wo meine Wiege gestanden, verlockte, erwacht waren und mich nicht mehr unter ihrem Dache gefunden hatten. Sie hatten viel geweint, und besonders meine Mutter glaubte aus Gram zu sterben. Um mir Muth zu machen und nicht auf meinem Wege zu erliegen, denn meine Reise dauerte drei lange Tage, sagte ich oft zu mir selbst:

‚Da sie mir nicht geflucht haben, so werden sie mir verzeihen.‘

Und, Peppitta, ich täuschte mich nicht. Als ich über die Schwelle ihres Hauses trat, da hörte ich einen lauten Schrei, es war ein Schrei der Freude, der mir zugleich Verzeihung versprach. Ich war auf meine Kniee gesunken, aber beide, mein Vater sowohl als meine Mutter, stürzten auf mich zu, hoben mich vom Boden auf und drückten mich an die Brust. Ueber meine Wangen rollten ihre Thränen, und die meinigen vermischten sich mit den ihrigen.

‚Verzeihet mir, theuerste Eltern, verzeihet mir!‘ rief ich und erhielt zur Antwort:

‚Jany, unser Kind, wir haben Dich immer geliebt.‘

Kein hartes Wort, kein Vorwurf kam über ihre Lippen. Meiner Mutter hatte ich erzählt, was ich gelitten, und sie, die gute, hatte nur eine Sorge, mich zu pflegen und mir alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, damit ich nicht mehr leiden solle.

Ich war also aus der Hölle in das Paradies gekommen. Unter dem Dache, wo ich das Licht der Welt erblickt, lernte ich mich wieder selbst achten, und wenn ich an das unstäte Leben, das ich mit Adonaï geführt, dachte, so kam mir diese Erinnerung vor wie ein wüster Traum. Diese Erholung nach so vielen ausgestandenen Mühen, diese Ruhe nach so vielen selbstverschuldeten Leiden währte mehrere Monate . . . . Ich hatte dem lieben Gott so viel zu danken, daß ich jeden Morgen zur Kirche ging. Als ich eines Morgens aus der heiligen Messe nach Hause ging, vernahm ich einen ungewöhnlichen Lärm in der Stadt. Kinder, Frauen,

Männer strömten aus den Häusern und eilten dem Wege zu, der von dem Berge Pendel-Hill nach Clithero führt. In der Ferne sah ich über den Köpfen Bajonette in der Sonne glänzen. Ich folgte der allgemeinen Strömung und erkannte bald die Ursache des Lärmes. Eine Menge Wagen wurde daher transportirt, auf denen nothdürftig in Lumpen gekleidete Männer und Frauen saßen. Es waren Zigeuner, und unter ihnen bemerkte ich Adonaï. Dieser Anblick durchbohrte mir das Herz, ich glaubte sterben zu müssen.

Die Wagen waren längst vorbei, die Gefangenen längst im Gefängnisse, als ich noch immer unbeweglich an dem Orte stand, wo ich ihn gesehen. Endlich kam ich wieder zum Bewußtsein und eilte zu meinen Eltern.

‚Vater,‘ stammelte ich, ‚ich bitte Dich, laß den Priester kommen, der unser Aller geistlicher Führer ist und den ich wie Ihr verehre.‘

Als der Geistliche ankam, erzählte ich meinen Eltern in seiner Gegenwart, daß ich unter den Gefangenen den Mann erkannt habe, der mich aus ihrem Hause entführt und mir ihre Liebe entzogen habe. Mehrmals wiederholte ich ihnen, daß Adonaï auf meine Bitten noch am Tage meiner Flucht einen jungen Priester aus dem Collegium zu Stony-Hurst herbeigerufen habe, der ihn taufte und in Gegenwart von zwei Zeugen den Segen über unsere eheliche Verbindung sprach.

‚Also, unglückliches Kind,‘ schrie mein Vater, ‚also bist Du das Weib dieses Räubers?‘

‚Ja, Vater, vor Gott und den Menschen.‘

‚Wehe! wehe!‘ rief meine arme Mutter.

‚Der liebe Gott schickt nie Unglück ohne Absicht. Jany, was willst Du jetzt thun?‘ fragte der Priester.

‚Mein Vater, ich werde meine Pflicht erfüllen. Beten Sie für mich, daß Gott mir Stärke verleihe.‘

Und zu meinen Eltern gewandt, sagte ich:

‚Damit ich Euerer und der Verzeihung, die Ihr mir gewährtet, würdiger werde, erlaubet mir, daß ich mit dem hochwürdigen Herrn hier in's Gefängniß gehe.‘

‚Und was willst Du denn bei jenem Menschen machen?‘ fragte mein Vater unwillig.

‚Ich will ihm sagen, daß Reue die Unschuld des Menschen wiederherstellt, und daß er seine Verbrechen bereuen müsse.‘

‚Mein Kind, Deine Worte werden Nichts über ein Gewissen, wie das Adonaï's vermögen.‘

‚Lassen wir das dahingestellt sein,‘ ermahnte der Priester, ‚halten Sie Ihre Tochter nicht von dem Schritte ab, den sie thun will. Gott selbst hat ihr diesen Gedanken eingeflößt, lassen Sie sie also gewähren, ich will sie begleiten.‘

Geführt von dem ehrwürdigen Manne, erhielt ich leicht Zutritt zu den Gefangenen. Ich fand Adonaï gefesselt an Händen und Füßen auf einem Haufen Stroh liegen.

Als er mich sah, richtete er sich auf und rief mir entgegen:

‚Jany, kommst Du, um mich zu retten?‘

‚Ich will Alles thun, was ich vermag, um Dir Deine Freiheit wieder zu verschaffen.'

‚Sage lieber, Dich am Leben zu erhalten, denn der Henker hat bereits seine Hände gegen mich ausgestreckt.'

‚Adonaï! Adonaï!'

‚Ja, Du hast Recht, Adonaï, den Waïdda, zu beklagen, denn seine Herrschaft hat nicht lange gewährt. Als Du mich verlassen hattest, eilte ich mit Riesenschritten auf unserm Wege voran, und diese Hände waren zuerst schön roth gefärbt vom Blute der Leute des Königs, bevor sie in diese harten Fesseln gezwängt wurden.'

Bei diesen Worten erhob Adonaï seine Hände und schüttelte seine Ketten. Dieses Gerassel war fürchterlich für mich.

‚Bereuen Sie die Mordthaten, welche Sie begangen haben,' sagte der Geistliche, ‚und rühmen Sie sich nicht des vergossenen Blutes. Ich verspreche Ihnen, daß ich Ihre Frau unterstützen werde, wohin sie sich auch wenden mag, um Ihre Begnadigung zu erwirken.'

‚So brauchen Sie nur nach London zu reisen, denn ich und meine Gefährten sind bestimmt, am Balkone von Newgate zu baumeln und den Londonern ein Schauspiel zu gewähren, das sie jedem andern vorziehen.'

Kaum hatte er dies gesagt, als zwei Schergen erschienen, die ihn vor den Sheriff der Grafschaft führen sollten.

‚Nach London also! Dort, Jany, wird Dein Mann Dir das letzte Lebewohl vom Galgen zuwinken."

Mit diesen Worten reichte er mir die Hand; ich ergriff sie und sagte:

‚Adonaï, ich werde nach London kommen.‘

Seit diesem Augenblicke habe ich ihn nicht wieder gesehen, aber ich glaube, was mir Naya und noch einige andere Zigeuner gesagt haben, die Regierung sei entschlossen, dem Unwesen der Zigeuner, die in ganzen Schaaren England, Schottland und Irland durchschwärmen, ein Ende zu machen. Laß uns daher keinen Augenblick mehr verlieren, Peppitta, zu Deiner Herrin zu kommen, die Gott mir zu Hülfe gesandt hat.“ —

S. 216.



Ausführ, Stich u. Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Juliana.

Eilftes Kapitel.

Die Begnadigung. — Empfang in der Heimath.

Am folgenden Morgen las man im Morning-Chronicle:

„Gestern Nachmittag gegen drei Uhr, in dem Augenblicke, da Ihre Majestäten, der König und die Königin, in einem offenen Wagen in Hyde-Park anlangten, stellte sich Corner, der Direktor der römischen Rennbahn vor, um mit mehrern Reitern den königlichen Wagen zu der Estrade zu geleiten, auf welcher Ihre Majestäten, sowie die Prinzen und Prinzessinnen während des Pferderennens Platz nehmen sollten. Es waren mehrere noch halbwilde Pferde aus der Berberei angekommen, die durch die Bahn dahinjagen, fast ohne den Boden zu berühren, und die sich von keinem Groom oder Jockey überflügeln lassen und daher regelmäßig den Preis davon tragen.

Dieses für London ganz neue Schauspiel hatte eine unbeheuere Menge Menschen dahingezogen.

Als die königliche Familie den Wagen verlassen hatte und eben auf die Estrade hinaufsteigen wollte, drängte sich eine junge Frau in schwarzer Kleidung,

das Gesicht mit einem langen Trauerschleier verhüllt, durch das Volk, sank vor dem Könige und der Königin mit dem Ausrufe:

„Gnade! Gnade für meinen unglücklichen Mann!" auf die Kniee. Der herzzerreißende Ruf der weinenden Frau, deren Schönheit durch die Spuren von Leiden und Thränen nicht gänzlich vernichtet worden war, machte einen tiefen Eindruck auf das Volk und, wir erzählen dies mit Freude, auf die hohen Personen, zu welchen die Unglückliche ihre Arme bittend emporgehoben hatte. Die Königin beugte sich gütig zu der Bittenden hinab und nahm die Bittschrift mit den Worten in Empfang:

„Beruhigen Sie sich, meine Beste, der König und ich wollen thun, was wir können, um Ihren Mann zu retten."

Die Königin hatte diese Worte so laut gesprochen, daß die Umherstehenden sie deutlich vernehmen konnten. Ein donnerndes Hurrah erfüllte die Lüfte und bekundete den Dank des Volkes für diesen Akt der Gnade.

Als die Majestäten nach St. Thomas zurückkehrten, ließen sie sogleich den Lord-Kanzler kommen und besprachen sich mit ihm über die Gnade, die jene Frau, deren offenbarer Schmerz sie lebhaft gerührt hatte, von ihnen erbeten hatte.

Der Lord-Kanzler that seinem guten Herzen Gewalt an, da er Gerechtigkeit fordern zu müssen glaubte. Ehrerbietigst stellte er dem Könige vor, daß zahlreiche Zigeunerbanden seine Reiche überschwemmten und das Land durch räuberische Anfälle verheerten und unsicher machten. Ein Beispiel strenger Strafe scheine ihm nothwendig und heilsam.

„Milord", erwiederte ihm die Königin, „ich bitte Sie um ein Geschenk für meinen Geburtstag; Sie wissen, daß dieser morgen gefeiert wird, und als Ehrengeschenk erbitte ich mir von Ihnen das Leben dieses Mannes."

„Milord", fügt eder König bei, „ein Geburtstags-Geschenk darf man nicht verweigern."

„Majestät, es geschehe nach Ihrem Wunsche. Heute Abend werde ich Ihre Majestät zwar nicht die gänzliche Begnadigung Adonaï's, des Oberhauptes oder Waïdda's der Zigeuner, sondern nur die Milderung der Todesstrafe in lebenslängliche Deportation nach einer Ihrer Inseln zur Unterschrift vorlegen."

„Danke schön!" sagte die Königin, indem sie dem Kanzler die Hand zum Kusse reichte."

Der Morning-Chronicle fügte noch hinzu:

„Man versichert, daß eine junge Dame aus Frankreich, die eben im Begriffe ist, in ihr Vaterland zurückzukehren, ihre Bitten mit jenen der Frau des Oberhauptes der Zigeuner, die seit geraumer Zeit so viele Verbrechen besonders in der Provinz Wales begehen, vereinigt habe. Diese Dame wurde lange Zeit mit der Tochter des Lord Mountclare in Italien von dem Räuberhauptmann Abbruzzio gefangen gehalten und erst nach vielen Leiden gegen ein schweres Lösegeld freigegeben. Es scheint, daß sie in England ein gutes Andenken von sich hinterlassen wollte, selbst unter denen, die einst ihre Verfolger waren."

Wir müssen gestehen, die Handlungsweise Juliana's war eine gute Weise, einem Lande, das sie gastlich aufgenommen hatte, Lebewohl zu sagen. Mit zufriedenem Herzen und froh über das glückliche Resul-

tat ihrer Bemühungen bestieg sie das Paquetboot, das regelmäßig zwischen Dover und Calais fährt.

Jany hatte sie auf das Schiff begleitet. Demüthig und bescheiden sagte sie beim Abschiede:

„Ich reise mit dem Manne, dessen Leben Sie gerettet haben, verehrteste Wohlthäterin, in die Verbannung. Ich habe einen wichtigen Grund, mich nicht von ihm zu trennen, es ist die Ueberzeugung, daß es ein Band zwischen den Menschen gibt, das selbst das Verbrechen nicht zu lösen vermag. Aber ich habe auch meine Absichten dabei. Ich habe Sie häufig in den Abendstunden bei Mab-Cunning über das Glück sprechen hören, das Licht des Glaubens in ungläubigen Herzen zu entzünden und den Samen des Guten in gottlose Herzen zu säen, und mein Herz fühlte sich ergriffen von dem Feuer der christlichen Liebe, das von dem Ihrigen ausströmte. Auch ich wünsche die Gott lieben zu lehren, die ihn nicht kennen, die seine Gebote nicht halten. Ich will daher, zwar als ein armer und schwacher Apostel, den wilden Völkern der fernen Insel, auf die wir verbannt werden, das Evangelium verkünden.

„Die Mission, die Ihr Euch selbst auferlegt, wird Euch großen Trost in Euerm Unglücke gewähren", entgegnete Juliana. „Gott möge Euch die Kraft verleihen, Euer frommes Vorhaben auszuführen und zuerst den unglücklichen Adonaï und seine Gefährten zu ihm zu bekehren." —

Ein günstiger Wind wehte, und in zwei Stunden sahen unsere Reisenden die Thürme von Calais in den Strahlen der Sonne erglänzen. Bald stiegen sie an's Land. — Doch, wir wollen uns mit den Einzelheiten der Reise nicht lange aufhalten.

Bevor Juliana mit der Familie Mountclare nach Italien gereist war, war sie auch nach Paris gekommen. Aber sie hatte damals Nichts von dieser großen Stadt sehen können, da sie blind war. Vergebens hatten ihre edlen Beschützer sie zu den berühmtesten Augenärzten von Paris geführt. Alle hatten ihr Hoffnung auf Wiederherstellung gemacht, aber keiner hatte sie wirklich heilen können. Sie verweilte darum einige Tage in dieser Weltstadt, von der sie viel gehört hatte, beschränkte ihre Besuche jedoch auf die größten Merkwürdigkeiten.

Diese flößten ihr bei ihrem guten Geschmack und ihrem gebildeten Geiste zwar viel Interesse ein, aber sie konnte sie doch nicht ohne einige Gewissensbisse bewundern. Der Anblick der altehrwürdigen Kathedrale von Notre-Dame fesselte sie, aber gerade dadurch wurde sie abgehalten, so frühe, als sie sollte, das stille Kirchlein, das ihr alter Pastor so sehr liebte, zu betreten. Der Louvre und die Tuilerien waren gewiß schön, aber erwarteten nicht die theuern Eltern sie im väterlichen Hause?

Gequält von diesen Gedanken blieb sie nur halb so lange in Paris, als sie anfangs vorgehabt hatte. Doch hütete sie sich wohl, Peppitta und Joachimo in dieser Angelegenheit zu Rathe zu ziehen, denn diese konnten sich in der großen Stadt nicht satt sehen und nannten sie nur die Stadt der Freuden und der Wunder. —

Schon sah sie durch das Laub der Bäume das Kreuz und den vergoldeten Hahn des heimathlichen Kirchthurms glänzen. Schon konnte sie über hochstämmige Tannen hinaus die Thürme des Schlosses

erkennen, wo sie einst mit Amalien, damals ihre Jugendgespielin, später ihre Wohlthäterin, trotz ihrer Blindheit glückliche und frohe Tage verlebt hatte.

Je näher sie der Heimath kam, je eher sie dachte, ihre Lieben zu überraschen, desto beklommener wurde es ihr um's Herz, die Freude drohte sie zu überwältigen.

„Ich habe so viele Leiden erduldet", sagte sie zu Peppitta, „so viel Elend ertragen; ich sah das Blut meiner Wohlthäter in dem Thale von San-Lorenzo fließen, sah meine Amalie, die Hälfte meiner Seele, sterben, ohne daß mir das Herz brach, und jetzt fühle ich mich so schwach, daß ich dem Glücke zu erliegen fürchte, dem ich entgegeneile."

Peppitta hörte ihr gleichgültig zu und schien sehr zerstreut zu sein. Doch wir können uns dies leicht erklären, Peppitta hatte ein Geheimniß ihrer Herrin verrathen. Von Paris aus hatte sie dem Pfarrer von Saules schreiben lassen, da sie dies selbst nicht konnte, und hatte ihm genau den Tag bezeichnet, an welchem ihre Herrin in der Heimath eintreffe.

Während sich nun Juliana über ihre große Freude aussprach, sah Peppitta fortwährend zu dem Wagenfenster hinaus, ob sie noch Niemanden sähe, der dem Wagen entgegenkomme.

Bis zu einiger Entfernung von dem Dorfe führte der Weg durch eine ziemlich flache Ebene, die einen sehr einförmigen Anblick darbot. Die Fluren waren zwar üppig, die Felder fruchtbar, die Erndte ergiebig. Aber wie der Reichthum nicht immer Freude macht, so war es auch mit dieser Gegend; sie hatte nichts Anziehendes für den Reisenden, weil nichts Malerisches.

Noch einige Schritte, und die Landschaft ist plötzlich verändert; der Weg steigt, jedoch fast unmerklich. Jetzt ist der Wagen auf der Höhe angekommen und eine neue Welt öffnete sich vor dem erstaunten Blicke. Selten trifft das Auge auf goldgelbe Getreidefelder, sondern fast nur auf grüne Wiesen; keine Obstbäume bieten dem Wanderer ihre süßen Früchte zur Labung an, sondern Weidenbäume mit silberfarbigem Laube und hohe Pappeln folgen dem Laufe des Baches und bezeichnen seine Richtung durch die Wiesen. Mitten aus diesen grünen Gefilden erheben sich etwa hundert Häuser, alle weiß getüncht und mit Strohdächern versehen. Ueber sie ragt ein Kirchthurm in altem Stile, ganz grau von Alter, empor. In Allem dem war nichts Großartiges zu sehen und dennoch war es schön, für Juliana wenigstens. Wenn man sie in Italien und in England an Orte geführt hatte, die wegen der wunderschönen Aussicht, welche man dort genoß, von Touristen stark besucht wurden, bewunderte sie wohl die schöne Aussicht wie Jedermann, in ihrem Innern jedoch dachte sie:

„Mir gefällt der Anblick meines lieben Dörfchens Saules noch viel besser."

„Ah! Sehen Sie dort, man kommt Ihnen entgegen!" Mit diesen Worten weckte Peppitta ihre Herrin plötzlich aus ihren Träumereien.

„Mir entgegen! Wer sollte denn von meiner Ankunft wissen."

„Ja, sehen Sie selbst, daß ich mich nicht irre. Eine ganze Menge Leute kommt auf uns zu. Und sehen Sie nicht das wogende Banner zwischen dem Gesträuche?"

„O, mein Gott! Mein Gott! — Laß den Wagen halten, sage Joachimo, daß ich aussteigen will.“

Der Calabrier sprang flink von seinem Sitze, öffnete den Schlag und hob seine Herrin heraus.

„Beste Herrin, schon oben von der Höhe bemerkte ich, daß das ganze Dorf in Bewegung ist, man kommt Ihnen entgegen.“

Flink wie ein Reh eilt Juliana von dannen und sie wäre noch rascher gelaufen, hätte nicht das heftige Pochen des Herzens ihr den Athem benommen. Sie hatte trotz des Thränenflors, der ihr Auge trübte, in der Ferne drei Personen erkannt, die den übrigen vorangeeilt waren, es waren zwei Männer und eine Frau.

Diese Frau, nein, sie konnte sich nicht täuschen, es war ihre Mutter! Und die beiden Männer waren ihr Vater und der gute Pfarrer. Immer kürzer wird der Zwischenraum, der sie noch von jenen trennt, jetzt, jetzt hat sie sie erreicht . . . .

Noch ganz außer sich vor Glück und Wonne, sah Juliana, als sie einmal um sich blickte, am Fuße des großen steinernen Kreuzes, das an dem Kreuzwege stand, eine uralte Frau auf einem Sessel sitzen. Um dieselbe her waren etwa zwanzig Knaben und Mädchen gruppirt, die Alle, eines wie das andere gekleidet waren. Der größte Knabe, ein hübscher, munterer Bursche von etwa zwölf Jahren trug eine Fahne von schwarzer, rother und weißer Seide. In der Mitte dieses Banners prangten in Goldschmuck zwei große Buchstaben, ein A und ein M. Die alte Frau war Mutter Getrud, die Juliana einst aus ihrem brennenden Häuschen hatte holen wollen, bei welcher Gelegen-

heit sie sich ihre Blindheit zugezogen hatte. Gott hatte die alte, jetzt fast neunzigjährige Frau am Leben erhalten, damit sie ihre Lebensretterin noch einmal sähe.

Die Kinder, die sie umgaben, waren Waisenkinder aus der Pfarrei oder Kinder der Allerbedürftigsten. Schon bald nach der Eröffnung des Testamentes hatte Juliana dem Pfarrer, ihrem zweiten Vater, eine bedeutende Summe Geld geschickt und ihm geschrieben:

„Sammeln Sie arme Kinder um sich und sorgen Sie für sie im Namen des Engels, der vor Kurzem die Erde verlassen hat, um in den Himmel zurückzukehren."

Die Farben im Wappen der Mountclare waren schwarz, roth und weiß. Aus diesen Farben hatte der Pfarrer die Fahne, welche die durch Amaliens Geld unterstützten Kinder trugen, zusammensetzen lassen und in die Mitte die Anfangsbuchstaben von Amaliens Namen eingefügt, damit sowohl die Kinder als die ganze Gemeinde immerfort an ihre Wohlthäterin erinnert würden, denn die Fahne wurde bei festlichen Gelegenheiten der Schaar der Waisen immer vorangetragen.

Man sieht, dieser Pfarrer eines kleinen Dorfes, das wie verloren in einem Winkel der Erde liegt, verstand sich besser auf die Anordnung eines Festes, als Viele, deren einziges Geschäft hierin besteht. In seiner Einfachheit ging er von dem Grundsatze aus, man müsse, um die Menschen wirklich zu erfreuen, auch für andere Dinge sorgen als Flitterwerk, Böllerschüsse und Musik. Seiner Ansicht nach durfte das Herz bei einem Feste nicht zu kurz kommen. Daher hatte er Nichts

vergessen, was Derjenigen, der zu Ehren das Fest veranstaltet war, Freude machen konnte.

Joachimo und Peppitta hatten ihre Herrin in dem Hause des Lord Mountclare in London gesehen, sie hatten sie in Walbury-Castle gesehen, wo man ihr mit der größten Aufmerksamkeit begegnet war. Dort hatten sie ihr würdevolles und zartes Benehmen bewundert, aber noch nie hatten sie dieselbe so anmuthig, so überströmend von Güte, so überglücklich gesehen als seit der Ankunft bei ihren Eltern und dem verehrten Pfarrer. Eine der schönsten Freuden des Lebens ist, die geliebt zu sehen, die wir selbst lieben, und an welchem Orte der Erde hätte Juliana mehr verehrt, aufrichtiger geliebt werden können, als in ihrem Heimathdorfe!

Natürlich wollte Juliana auf dem Hofe ihres Vaters einkehren, aber der Pfarrer war so lange in ihre Eltern gedrungen, bis sie endlich einwilligten, daß Juliana in dem Pfarrhause wohnen sollte, wo sie ja auch während der Zeit der Blindheit gewohnt hatte. Als daher die Neuangekommene den Arm ihrer Mutter ergriff und den Weg nach dem Vaterhause einschlagen wollte, hielt die Schwester des Pfarrers sie zurück mit den Worten:

„Nicht dahin, mein Kind, Dein Zimmer im Pfarrhause ist für Dich eingerichtet. Du wirst dort dasselbe Bett wiederfinden, in dem Du einst krank lagest und wo ich Dich so lange pflegte. Wir müssen also die Richtung nach der Kirche nehmen."

„Ja, ja", dahin wollen wir gehen", fügte der Pfarrer hinzu, „und bevor wir irgend ein Haus betreten, wollen wir in die Kirche gehen. Das ganze Dorf wird uns dahin begleiten, denn wir müssen dem

lieben Gott danken für das Glück, das der ganzen Pfarrei zu Theil geworden ist, und Du, meine Tochter, mußt dem Gotte des Tobias Deinen Dank darbringen. Er hat Dir das Licht Deiner Augen wiedergegeben, er hat Dich gesund und wohlbehalten zu Deinen Eltern zurückgeführt. Und Du kannst Dich eines ganz besondern Glückes rühmen, das selten Jemanden zu Theil wird, daß Du nach so langer Abwesenheit Alle wieder findest, die Du hier zurückgelassen hast. Sieh um Dich, Juliana, keiner Deiner Freunde, keiner der Greise, die Dich als Kind auf den Knieen schaukelten, keiner fehlt."

Doch, während er die letzten Worte sprach, fiel sein Blick auf die Fahne mit den Anfangsbuchstaben des Namens der verstorbenen Amalie. Ein trüber Schatten glitt über sein Gesicht, und er hielt plötzlich inne, denn unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf: Das Glück dieser Welt ist nie vollständig, immer läßt es eine Lücke leer. Denn wenn wir hier einen Freund umarmen, so sehen wir dort ein Grab, das die Gebeine eines andern umschließt, und wenn wir uns der Gegenwart eines Freundes freuen, so haben wir fast immer die Abwesenheit eines andern zu beklagen. —

Jetzt setzte der Zug sich in Bewegung. An der Spitze zogen die Waisenkinder mit ihrer Fahne, ihnen folgte Mutter Gertrud, von zwei jungen Männern wie in einer Sänfte getragen. Den Schluß bildete die übrige Schaar, Juliana und ihre Angehörigen in der Mitte. Die jungen Sänger hatten ein Lied angestimmt, und bald stimmten die Glocken in den allgemeinen Jubel ein.

In der Kirche angekommen, wurde die lauretanische Litanei gesungen. Dann wandte sich der Pfarrer auf Juliana's Bitte zum Volke und sagte mit ernster Stimme:

„Meine Kinder, wir wollen nun gemeinschaftlich für die Seelenruhe der verstorbenen Lady Amalie Adelheid Mountclare, der Wohlthäterin unserer Pfarrei, beten. Dank ihrer Freigebigkeit sehen wir jetzt unsere Kranken, unsere Armen reichliche Wohlthaten empfangen, Dank ihrer Güte sehen wir unsere Waisen jetzt gekleidet, unterrichtet und im Stande, sich eine sichere Zukunft zu gründen."

Darauf stimmte er das De profundis an, und das ganze Volk sang tief bewegt mit.

So wurde dieser Freudentag mit einem Trauergesange beschlossen. — Doch, dies ist das Bild des ganzen menschlichen Lebens. —

Juliana speiste mit ihren Eltern im Pfarrhause. Im Laufe der Unterhaltung kam man auch auf das Schloß Landais zu sprechen und der Pfarrer theilte Juliana nun Näheres über den Verkauf desselben mit. Der Graf von Mareuil hatte sich in Deutschland niedergelassen und wollte nun das Schloß mit den dazu gehörigen Ländereien und Waldungen, die ein jährliches Einkommen von zehn bis zwölf tausend Franken abwarfen, verkaufen. Der Geschäftsmann, der mit dem Verkaufe desselben beauftragt war, versicherte, der Graf sehe es sehr gern, wenn eine achtbare Familie aus der Gegend das Gut ankaufe.

Zwölftes Kapitel.

Veränderungen auf dem Schlosse. — Ein Brief.

Ungefähr zwei Monate nach Juliana's Ankunft in der Heimath finden wir wieder ein Fest im Dorfe Saules. Juliana hält in Begleitung ihrer Eltern, des Pfarrers und aller Einwohner des Dorfes ihren Einzug in das Schloß. Denn wie bei dem Empfange, so will das ganze Dorf sich auch beim Abschiede an den Feierlichkeiten betheiligen. Zieht ja auch Juliana nicht mehr in die Ferne! Ganz in der Nähe bleibt sie und will fortfahren, den Segen ihres Reichthumes an ihre Freunde zu vertheilen.

Auf dem Schlosse ist ein Mahl bereitet, zu dem alle Bewohner des Dorfes eingeladen sind. Der übrige Theil des Tages schwindet unter allerlei ländlichen Vergnügen rasch dahin.

Bequemlichkeit und Eleganz sind nichts Neues mehr für Juliana. Während der langen Zeit, die sie

im Schooße der Familie Mountclare zugebracht, hatte sie sich alle Gewohnheiten, mit denen vornehme Engländer sich das Leben verschönern, angeeignet.

Ein Neffe ihres Vaters hatte diesen auf seinem Hofgute ersetzt, da dieser die Aufsicht über die Oekonomie des Schlosses führen sollte. Junge und kräftige Knechte verrichteten die schweren Arbeiten, da Juliana durchaus nicht wollte, daß ihr Vater Arbeiten verrichte, die seinem Alter und seinen Kräften nicht angemessen seien.

Die neue Schloßherrin wußte auch, daß ihre Mutter sich nie zu einem müßigen, arbeitslosen Leben bequemen werde. Diese erhielt daher die Aufsicht über die Kuhställe und die Milchkammer. Unter Joachimo's Obsorge wurden Pferde und Wagen gestellt. Denn Juliana hatte zu lange mit Engländern gelebt, als daß sie nicht von der diesen eigenthümlichen Pferdeliebhaberei angesteckt worden wäre.

Nachdem die Einrichtung auf dem Schlosse vollendet und alle äußern Angelegenheiten geordnet waren, nahmen Juliana's Gedanken wieder eine andere Richtung. Sie gewann mehr und mehr die Ueberzeugung, daß die Vorsehung sie nicht durch so viele Vorstufen, so harte Prüfungen hindurch zu ihrer jetzigen Stellung erhoben habe, um ihrer weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln. Nein, in all ihren Führungen glaubte sie einen göttlichen Auftrag zu erkennen, und der Gedanke, diesen Auftrag auszuführen, beschäftigte sie Tag und Nacht.

Schon früher hatte sie sich auf dem Schiffe, das sie von Italien nach England brachte, mit Bruder Anselm, in London mit dem Bischofe dieser Stadt, der

ihre kranke Freundin besuchte, in Walbury-Castle mit dem ehrwürdigen Schloßkaplane über ihren Herzenswunsch, über den Drang, den sie in ihrem Innern empfand, die Kindheit zu belehren und zu veredlen, besprochen.

„Das ist mein Beruf," sagte sie oft zu diesen in der Seelenkunde wohlerfahrenen Männern, „das ist mein Beruf, daß ich diese kleinen und unwissenden Geschöpfe lehre, wie sehr Gott verdient, geliebt zu werden, und wie leicht sein Joch ist."

Jetzt trat sie ihren Beruf an. Sie war noch keinen Monat auf dem Schlosse, als sie schon eine Schule eingerichtet hatte. Anfangs hatte sie nur sieben bis acht Zöglinge, Kinder aus ihrem Dorfe. Diese machten solche Fortschritte in der Kenntniß des Katechismus, der biblischen Geschichte und in allen übrigen Fächern, daß ein benachbarter Geistlicher, der die Schule einmal besuchte, in Erstaunen gerieth und die Gelehrigkeit, die Aufmerksamkeit und gute Haltung der Kinder nicht genug loben konnte.

Für viele Menschen ist das Unterrichten eine Last und eine Qual, für Juliana war es ein Bedürfniß und eine Freude. Sie besaß eine solche Geduld, Sanftmuth und Milde, daß die Kinder sich an sie schmiegten wie die Schlingpflanzen, die im Gefühl der eigenen Schwäche, jeden Ast, der in ihren Bereich kommt, umfangen und umschlingen.

Es war jetzt für die Bewohner des Schlosses wie des Dorfes eine Zeit der Ruhe und des Glückes gekommen. Und dieses Glück bestand einerseits in dem ungestörten Zusammenleben der Tochter mit den Eltern, andererseits für Juliana in dem Bewußtsein, die ihr

von Gott verliehenen Güter gut anzuwenden, für die Bewohner des Dorfes Saules in der Gewißheit, eine gütige Wohlthäterin zu haben. Doch sollte die Erinnerung an die verstorbene Wohlthäterin nicht ausgeschlossen sein, denn Juliana hatte den berühmten Maler Lawrence beauftragt, ein Gemälde der Lady Amalie Mountclare anzufertigen.

Dieses Gemälde war die Zierde des großen Saales im Schlosse. Ihm gegenüber stellte Juliana ihr Harmonium auf, und täglich widmete sie dem Andenken der Verstorbenen eine Stunde, indem sie, in den Anblick des wohlgelungenen Bildes versenkt, die Melodien spielte, welche Amalie mit Vorliebe gehört hatte. Hier vor diesem Bilde saß sie oft stundenlang, dankte in stummer Unterhaltung der Freundin für das Glück, das sie jetzt genoß, und legte ihr alle Pläne vor, die sie noch auszuführen gedachte. Denn eine innere Stimme sprach immer lauter zu ihr, sie sei berufen, Unwissende zu belehren, und ihr Verlangen, Andere Gott lieben zu lehren, wuchs von Tag zu Tage.

Aus den wenigen Kindern, die im Anfange ihre Schule besucht hatten, war jetzt eine große Zahl geworden, und täglich drängten sich neue Schülerinnen hinzu. Einen Theil des Schlosses hatte sie in ein Pensionat für junge Mädchen umgewandelt, das unter ihrer Leitung stand. In dem Dorfe war auf ihre Kosten ein großes und gesundes Haus zwischen dem Pfarrhause und der Kirche erbaut worden, das zu einer Anstalt für Knaben bestimmt war. Ein Hülfs-Geistlicher, der auf Juliana's Verwenden dem Pfarrer beigegeben wurde, übernahm die

Leitung der Erziehung und des Unterrichtes in derselben.

So stand sie kaum vier Jahre nach ihrer Rückkehr in die Heimath an der Spitze zweier Anstalten, die der Bischof ihrer Diözese als Muster für ähnliche in der Diözese zu errichtende Anstalten hinstellte.

Dieser Prälat, ein Mann von ebenso großer Gelehrsamkeit als Frömmigkeit, konnte kaum ein größeres Vergnügen finden, als in der Unterhaltung mit der Schloßherrin von Landais. Als sie ihm eines Tages sagte, sie gehe noch mit größern Plänen um, als die bisher ausgeführten, erwiederte er:

„Gehen Sie nur Ihren Weg, ich werde Sie nicht zurückhalten, denn wenn ich Ihnen zuhöre, wenn ich sehe, was Sie schon gewirkt haben, dann bin ich überzeugt, daß Gott mit Ihnen ist, daß er Ihnen diese Pläne einflößt."

So verflossen mehrere Jahre unter stetem Wohlthun und darum voll inneren Glückes. Einst war Juliana durch Geschäfte gezwungen, nach Paris zu reisen. Hier traf sie mit Sir Thomas Sydenham zusammen, der den König Ludwig XVIII. während dessen Verbannung in England kennen gelernt hatte und gut befreundet mit ihm war. Sir Thomas benützte die Anwesenheit Juliana's, um sie dem Könige vorzustellen.

„Fräulein," sagte der König unter Anderem, „ich habe schon viel Gutes von Ihnen gehört. Besonders Ihr Herr Bischof hat mir Wunderdinge von Ihren Leistungen im Unterrichtswesen erzählt. Sie müssen wohl im Besitze eines Geheimnisses sein, um solche Erfolge erzielen zu können."

„Ja, Sir, ich hatte ein Geheimniß, aber es ist mir heute entrissen worden. Ich will es Ew. Majestät erklären. Ew. Majestät werden schon oft im Evangelium gelesen haben, daß der göttliche Heiland einst zu seinen Jüngern sagte:

‚Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.‘

Diesem Worte gemäß sammelte er während seines Lebens auf Erden häufig die Kinder um sich und belehrte sie.

Im Andenken an diese Vorliebe des Heilandes für die Kinder, flehe ich ihn täglich an, mitten unter meinen kleinen Zöglingen Platz zu nehmen. Und da er uns das feierliche Versprechen gegeben hat, mitten unter Denen zu sein, die sich in seinem Namen versammeln, so erhört er meine Bitten und segnet alle meine Bemühungen.

Das ist mein ganzes Geheimniß, Sir. Damit der Same keime, die Pflanze sich entwickele und die Blüthe sich entfalte, müssen wir sie den warmen, belebenden Strahlen der Sonne aussetzen. Um den Geist eines Kindes zu wecken, seinen Verstand auszubilden und sein Herz für das Gute zu öffnen, müssen wir die mächtige Kraft der Religion auf das Kind wirken lassen.“

Der Monarch, erstaunt über die Erklärungen, die er so eben vernommen, fragte Juliana, ob sie Dichterin sei.

„Ach nein, Sir,“ entgegnete die Gefragte bescheiden, „ich bin nur eine arme Dienstmagd Gottes, die in seinem Namen die Kleinen das A, B, C lehrt.“

Noch an demselben Tage sagte der König zu seiner Nichte, der Gemahlin des Dauphin:

„Du bist unausgesetzt beschäftigt Gutes zu thun. Aber Du müßtest doch die Person kennen lernen, die mir Sir Thomas Sydenham, unser alter Freund aus Hartwell, heute Morgen vorgestellt hat. Sie könnte Dir bei Deinen guten Werken von großem Nutzen sein, denn wie Du, beschäftigt auch sie sich mit der Erziehung der Jugend."

Diese Worte waren nicht vergebens gesprochen. Die Prinzessin ließ die Schloßherrin von Landais zu sich rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihr, nach deren Beendigung sie zu ihren Hofdamen sagte:

„Ich habe mit einer Bäuerin gesprochen, die eine Heilige und zu großen Dingen berufen ist."

So sehen wir also einen Theil der Weissagung der Schwester Pauline in Erfüllung gehen. Juliana's Name wird in dem königlichen Palaste mit Verehrung ausgesprochen, und in allen Zirkeln der Hauptstadt spricht man von ihr, denn ein Wort aus dem Munde eines Königs findet ein tausendfaches Echo. Auch der Großmeister der Universität, nach dem Könige die erste Person im Reiche, suchte sie auf, und der Marine-Minister, der schon lange auf Mittel gesonnen hatte, die unwissenden Völker der französischen Colonien, die noch meistens in der Finsterniß des Heidenthums schmachteten, in der Religion unterrichten zu lassen, fragte sie, ob sie keinen weiblichen Orden kenne, der geneigt und geeignet wäre, die Missionäre in dem schwierigen Werke der Glaubensverbreitung zu unter-

stützen. Er schilderte die Lage dieser Inselbewohner, besonders der Kinder mit so düstern Farben, daß Juliana, tief ergriffen von dem Elende, von dem sie eben erzählen hörte, nachdenklich sagte:

„Ich weiß nicht, mein Herr, ob es einen solchen Orden gibt, aber Gott sagt mir, daß ein solcher nothwendig ist, und ich hoffe, daß mit Gottes Hülfe ein Orden, wie Sie ihn brauchen, bald in's Leben treten wird."

Von diesem Tage an wurde der Drang ihres Herzens, zu lehren und zu unterrichten, den sie so viel wie möglich genährt hatte, noch mächtiger und brennender. Zwar bewahrte sie für die beiden Anstalten auf ihrem Schlosse und im Dorfe immer eine mütterliche Vorliebe, aber sie war auch fest entschlossen, das weite Feld der guten Werke, das Gott immer mehr vor ihr ausdehnte, zu durcheilen. Denn welch' reiche, welch' schöne Erndte konnte sie auf dem eben vor ihren Augen eröffneten Felde machen!

Wie die Schnitterin sich am frühen Morgen erhebt und hinaus eilt, um die goldnen Aehren des Getreides zu sammeln, so zögerte auch sie keinen Augenblick, die großartigen Pläne, die ihr Geist rasch gefaßt hatte, und die auszuführen ihre Seele vor Verlangen brannte, in's Werk zu setzen.

Ohne Verzug verließ sie Paris und nahm zwei Schwestern vom heiligen Joseph aus Cluny für ihre kleinen Mädchen und zwei Brüder vom heiligen Johannes von Gott für ihre Knabenschule mit nach Landais.

Vor ihrer Abreise jedoch hatte sie mehrere fromme und gebildete Personen beauftragt, sich in rechtschaffenen

Familien nach Jungfrauen umzusehen, die der Welt zu entsagen bereit seien und noch unter dem väterlichen Dache nach der Stille eines Klosters seufzten.

„Wenn Sie solche Jungfrauen finden," pflegte sie zu sagen, „schicken Sie mir dieselben nach Landais, das mit Erlaubniß der Kirche bald eine Art Kloster sein wird. Wenn sie auch jetzt noch schwach und furchtsam sind wie junge Tauben, so will ich ihnen am Fuße des Kreuzes Muth und Kraft einflößen, und eines Tages werden Sie dieselben sehen, wie sie, ähnlich Engeln Gottes, jede Gefahr verachten, und selbst dem Tode, wenn es sein muß, muthig entgegengehen und den Kindern der Heiden und Wilden das Evangelium verkünden."

Kaum ein Jahr nach ihrer Rückkehr von Paris sind ihre Pläne zum Theil ausgeführt. Denn wenn Gott ein christliches Weib auf den Weg des Guten lenkt, so schreitet sie mit Riesenschritten auf demselben vorwärts.

Alles ging nach Wunsch. Die ganze Gegend, auf die sich Juliana's Wirken erstreckte, war verändert, die Kinder waren folgsamer, frömmer; die heranwachsende Jugend sittsamer, eingezogener; das Alter war mehr geehrt, für Arme und Unglückliche war überall gesorgt.

Eines Abends war sie mit ihren Zöglingen in der Kapelle. Es begann schon zu dunkeln, und die Schwestern vom heiligen Joseph sangen eben mit den jungen Novizen das Salve Regina, als Juliana durch ein Geräusch gestört wurde. Sie sah auf und bemerkte von dem erhöhten Orte, wo sie ihren Platz hatte — denn hier hatte sie ja einst neben Amalien gekniet, —

einen ehrwürdigen Greis mit schneeweißem Haare, der eben in die Kapelle eintrat und an der Thüre niederkniete. Sogleich erkannte sie ihn, es war Bruder Anselm.

So gerne auch die fromme Schloßherrin in der Kapelle vor dem Allerheiligsten verweilte, so währte ihr doch jetzt die Abendandacht zu lange, denn sie brannte vor Verlangen, den guten Greis, ihren Führer und Tröster in den Tagen der Leiden, wieder zu sprechen.

Bruder Anselm kam aus England und brachte Briefe von Sir Thomas Sydenham und einige andere, die aus weiter Ferne kamen.

In Walbury-Castle, wo er Sir Thomas krank gefunden hatte, hatte er gehört, daß die Regierung eben wieder Nachrichten über das Kriegsschiff „Die Gerechtigkeit" erhalten habe, das vor etwa sechs Jahren von Liverpool mit der Bestimmung, eine große Anzahl Verbrecher, die zur Deportation verurtheilt waren, nach Botany-Bai zu bringen, abgesegelt war. Schon seit der Abreise hatte man Nichts mehr von dieser Fregatte gehört, so daß man allgemein glaubte, sie sei völlig untergegangen, ohne daß ein Mensch von derselben gerettet worden sei. Erst in der letzten Zeit hatte man Nachrichten über das Schicksal des Schiffes erhalten, an dessen Bord eine Meuterei ausgebrochen war. Den größten Theil der Deportirten hatte eine Bande Zigeuner gebildet, die durch Gesänge sich unter einander verständigten, dann durch Versprechungen und allerlei andere Verführungsmittel einen großen Theil der Bemannung, sowohl Soldaten als Matrosen für sich gewannen und, als sie stark genug waren, den Kapitän,

die Offiziere und treu gebliebenen Mannschaften überrumpelten und auf einer unbewohnten Insel aussetzten.

Juliana erinnerte sich sogleich, als Bruder Anselm ihr diese Neuigkeiten mittheilte, daß Adonaï und Jany auf diesem Schiffe in die Verbannung abgereist seien. Die Gefühle, die sie bei diesem Gedanken überkamen, waren ein Gemisch von Freude und Besorgniß: Jany war frei, aber sie war es nur mit und durch Adonaï! — Doch sie sollte noch nähere Aufschlüsse erhalten.

Unter den Briefen, die in London für sie eingelaufen waren, war einer, der das Poststempel Cayenne trug, der aber aus irgend einem Versehen mehrere Jahre liegen geblieben, und nicht an seine Adresse befördert worden war. Er war von Jany. Juliana erbrach ihn und las:

„Nachdem ich zuerst dem lieben Gott meinen Dank dafür dargebracht, daß er mich endlich in einen stillen und sichern Hafen geführt, wo mir auch die Gelegenheit geboten ist, einiges Gute zu wirken, erachte ich es als meine Pflicht, meiner Wohlthäterin, der ich das Leben meines Mannes zu danken habe, Nachricht zu geben über Alles, was mir seit dem Tage begegnet ist, an dem Sie mich so liebevoll in meiner elenden Kammer in Southwark besuchten und es mir möglich machten, den Fußfall vor Ihren Majestäten dem Könige und der Königin von England zu thun und Hochdieselben um das Leben meines dem Henker verfallenen Mannes anzuflehen.

Als ich Sie das letzte Mal sah, es war wenige Tage vor unserer Abreise nach Botany-Bai, da versprach ich Ihnen, um mir mein eigenes Unglück er-

träglicher zu machen, die Leiden Anderer tragen zu helfen, und um vom lieben Gott Verzeihung für meine begangenen Fehltritte zu erlangen, die, welche seinen Namen bis jetzt nicht kannten, ihn anbeten und lieben zu lehren. Jetzt bin ich in voller Thätigkeit, mein Versprechen zu erfüllen, und hier ist noch viel, viel zu thun übrig, denn überall herrscht die größte Unwissenheit und das größte Elend. Doch ich will Ihnen die Geschichte unserer Reise von Anfang an erzählen.

Als wir den Hafen von Liverpool verließen, und bald die Küsten Englands vor unserem Blicke verschwanden, als Adonaï, nachdem er erfahren hatte, daß er Ihnen sein Leben verdanke, mir hundertmal des Tages versicherte, Sie seien ein Engel, und er wolle, um sich der Wohlthat, die Sie ihm erzeigt, würdig zu beweisen, in Zukunft ein rechtschaffenes und ehrbares Leben führen, da kam es uns bei Weitem nicht in den Sinn, daß wir unsern Bestimmungsort nie erreichen würden; damals konnte ich noch nicht ahnen, daß Diejenigen, in deren Gewalt wir waren, die nach Belieben über uns schalten und walten konnten, bald unsere Gefangenen würden, daß die zur Deportation Verurtheilten Diejenigen, welche sie deportiren sollten, verbannen und auf einem öden Eilande aussetzen würden.

Da Adonaï meine Furchtsamkeit und Ergebung in mein Schicksal kannte, hütete er sich wohl, mir das Vorhaben, das vielleicht schon bald nach unserer Einschiffung auf „Die Gerechtigkeit", in seinem schlauen Geiste gereift war, mitzutheilen. Die englischen Behörden hatten eine große Unbesonnenheit begangen, auf ein und demselben Schiffe den Waïdda und seine Bande,

Leute, die jedem Winke ihres Waïdda unbedingte Folge leisteten, einzuschiffen. Die Zigeuner bedürfen der Sprache nicht, um sich unter einander zu verständigen, ein Blick, ein kaum bemerkbares Zeichen genügt ihnen, einander ihre Gedanken und Pläne mitzutheilen.

Als die Zigeuner erst unter sich und mit ihrem Waïdda einig waren, versuchten sie auch die Matrosen und Soldaten für sich zu gewinnen. Zuweilen wurde den männlichen Gefangenen, die im Kielraume des Schiffes eingepfercht waren, erlaubt, ihren dumpfen Aufenthalt zu verlassen und auf dem Verdecke frische Luft zu schöpfen, zu andern Zeiten wurde den Frauen im Zwischendeck dieselbe Begünstigung zu Theil. Mochten nun die Männer oder die Frauen auf dem Verdeck sein, immer wurden reizende Lieder gesungen, deren Zweck war, Matrosen und Soldaten zu verführen. Man besang ein Land, wo die Bäche Gold in Menge mit sich führten, wo die Berge fast nur aus Silber beständen, wo die Diamanten zu Tausenden im Sande funkelten. War nun durch diese Beschreibung die Einbildungskraft erregt, die Begierde nach Reichthum erweckt, so gab man den Soldaten oder Matrosen durch ein Wort, durch ein Zeichen zu verstehen, daß es von ihnen allein abhänge, in dieses Land zu kommen; sie sollten sich des Schiffes bemächtigen und nach jenem Goldlande steuern.

Doch, Sie werden mir die Beschreibung aller Einzelheiten dieser Verschwörung, deren Ausgang ich segne, da wir frei wurden, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, erlassen. Anfangs hatte man beschlossen, den Kapitän, die Schiffsoffiziere und die Befehlshaber

der Soldaten zu ermorden. Aber Adonaï erzählte mir kurz vor dem Ausbruche der Verschwörung, was geschehen sei und was noch geschehen sollte. Auf meine inständigen Bitten gestand er mir zu, kein Leben opfern zu wollen.

‚Dir und der Dame, die mir das Leben gerettet hat, zu lieb,‘ sagte er, ‚will ich das Leben des Kapitäns und der übrigen Offiziere verschonen. Du sprichst mir so viel von Gott, daß ich endlich an ihn glauben muß, und, damit er uns helfe, will ich mich einmal menschlich zeigen, was auch daraus entstehen mag. Also bete Du, wir wollen handeln.‘

Ich habe gebetet, sie haben gehandelt.

Wie Adonaï mir versprochen hatte, so geschah es. Die Offiziere wurden entwaffnet und mit Achtung behandelt, bis man zu einer Insel kam. Hier wurden sie ausgesetzt, jedoch mit Lebensmitteln, Kleidung und Schießbedarf für längere Zeit versehen.

Erst als dies geschehen war, fühlten sich die Zigeuner sicher, und nun, da sie vollkommen frei und Herrn des Schiffes waren, brachen sie in lauten Jubel aus. Die Soldaten und Matrosen schlossen Brüderschaft mit den Verbündeten Abbruzzio's.

Ich muß Ihnen gestehen, theuerste Wohlthäterin, ich theilte die allgemeine Freude, denn ich sah, daß das Glück und die Freiheit günstiger auf Adonaï's Herz wirkten, als das Unglück und die Gefangenschaft.

Ich ließ sie sich in ihrem Freudentaumel austoben, denn ich hätte doch kein Gehör erlangen können, und erst als sie vor Müdigkeit die Tänze einstellten, als ihre wilden Gesänge verstummten, da begann

ich zu der frei gewordenen Bande zu sprechen, wie ich es von Ihnen gelernt hatte.

Es war tief in der Nacht, das zahllose Sternenheer funkelte am Firmamente, ein günstiger Wind schwellte die Segel des Schiffes, das nunmehr uns gehörte, und trieb es eilig von der Insel weg, auf welcher die Offiziere ausgesetzt worden waren. Das Meer war ebenso ruhig, als der Himmel hell, und das Schiff flog dahin wie von einer unsichtbaren Macht getrieben. Die Zigeuner wurden ruhig, aber an Schlaf dachte Niemand.

Da stellte ich mich an den großen Mast und redete meine Gefährten aus dem Walde von Glemnore, die ich auch öfter in den Gefängnissen von London gesehen hatte, mit diesen Worten an:

‚Ich war Euere Genossin im Unglücke und in der Gefangenschaft, jetzt bin ich Euere Genossin im Glücke und in der Freiheit. Ich habe also ebensoviel Gründe zur Freude, als Ihr; aber glaubt mir, die Freude kann keine wahre sein, wenn sie nicht mit Dankbarkeit gepaart ist.

Adonaï hat den Plan zu Euerer Befreiung entworfen, Ihr mögt ihm für seine Geschicklichkeit und seinen Muth danken. Aber Gott ist es, der Euere Befreiung vollendet hat, ihm gebührt Euer Dank zuerst. Er hat die Nacht durch den Glanz der Sterne zu Euerm Werke erleuchtet; er hat den Abgrund, über dem Ihr schwebt, verschlossen; er hat den Sturm in Fesseln geschlagen und Euch einen günstigen Wind gesandt, der uns zu dem ersehnten Lande führt, wo wir Ruhe, Reichthum und Glück finden.

Fallen wir also nieder auf die Kniee und danken

wir dem lieben Gott, der uns aus der Sclaverei gerettet hat, die uns an unserm Bestimmungsorte erwartete.'

Als ich geendet hatte, fiel Adonaï, der bis dahin aufmerksam neben mir gestanden hatte, auf die Kniee. Alle, die auf dem Schiffe waren, ahmten ihrem Anführer nach und beteten einige Augenblicke leise zu ihrem himmlischen Befreier.

Einige Wochen später rief der Matrose im Mastkorbe eines Morgens:

‚Land!'

Der Steuermann, ein alter, erfahrener Seemann, beobachtete das Land, das vor unsern Augen auftauchte, einige Zeit und sagte dann:

‚Man sieht, daß Gott mit uns ist: dieses Land ist dasjenige, welches wir suchen, es ist das französische Guyana.'

Bald darauf zeigte er uns einen hohen Felsen, der jäh in das Meer abfiel, indem er sagte:

‚Dies ist die sogenannte Teufelsküste. Sie hat ihren Namen erhalten von den vielen unter dem Wasser verborgenen Klippen. Schon manches Schiff hat hier seinen Untergang gefunden, aber ich habe dieses Meer schon oft befahren und kenne es durch und durch, so daß ich für das Schiff gutsprechen kann. Wir umsegeln die Insel Maraka und gelangen dann zur Mündung des Flusses Mapa, der den Abfluß des gleichnamigen See's bildet, woher er seinen Namen erhalten hat. Dort sind wir sicher vor jedem Sturme und haben nicht mehr weit bis zum See von Mapa, der mit einer Menge wahrer Glücksinseln wie besäet ist.'

Es war inzwischen spät am Tage geworden, und unser Steuermann getraute sich nicht mehr, sich noch heute dem Lande zu nähern. Am folgenden Morgen fuhren wir nicht ohne Furcht und Besorgniß durch die Klippen an der Teufelsküste hindurch. Auf einer großen Insel, an der wir vorbeifuhren, sahen wir ganze Rudel Hirsche unter den Bäumen umherstreifen, aber auch Leoparden bemerkten wir. Ferner erblickten wir auf einer großen Ebene Wohnungen, die viele Aehnlichkeit mit den europäischen Häusern hatte.

Das grüne Ufer, majestätische Bäume, eine üppige Vegetation machten einen guten Eindruck auf uns Alle, so daß wir uns herzlich nach dem Lande sehnten, das unsere neue Heimath werden sollte.

An der Mündung des Flusses warfen wir Anker und stiegen an's Land. O, ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, mit welcher Freude, mit welcher Wonne wir dieses Land betraten! Zwei Tage verweilten wir hier, aber unser Steuermann, ein ebenso kluger als erfahrener Mann, hörte nicht auf, uns wunderbare Dinge von der Fruchtbarkeit, sowie von dem gesunden und milden Klima der Inseln in dem See von Mapa zu erzählen, und es wurde beschlossen, diese Inseln auszuforschen und an einer derselben zu landen.

Der See ist von allen Seiten von terassenförmig aufsteigenden Gebirgen umgeben, von deren Fuße fruchtbare Ebenen sich bis zum Ufer des See's erstrecken. So ist der See vor jedem Winde geschützt, kein Sturmwind kann seine Wogen aufthürmen, kein heißer Wind seine grünen Inseln sengen.

Acht Stunden lang fuhren wir den Fluß hinauf. Auf beiden Ufern bewunderten wir die fast wilde Natur

des Landes. Man bemerkt wohl zuweilen Spuren von Cultur, aber von dem Lärme der europäischen Industrie ist hier Nichts zu hören; überall herrscht das tiefste Schweigen. Wir waren wunderbar ergriffen, wir träumten von dem Glücke, das wir in diesen ruhigen friedlichen Ländern finden würden.

Endlich lag der große See mit seinen unzähligen Inseln vor uns. Als wir an der Insel Choisy vorbeisegelten, zogen wir die weiße Flagge von Frankreich mit den vergoldeten Lilien auf. Landen wollten wir hier nicht, weil unser Steuermann uns eine andere Insel von ungefähr fünfzehn Quadratmeilen Ausdehnung als die geeignetste zu unserer Niederlassung bezeichnete. Er hatte sie in seiner Jugend einmal besucht und rühmte ihre außerordentliche Fruchtbarkeit.

‚Dort', sagte er, ‚habe ich Berge von Erz gesehen, und an Gold und Silber fehlt es nicht. Diese Insel hat noch keinen Namen und wir können sie benennen, wie es uns beliebt.'

‚Auf, dort wollen wir die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzen!' rief Adonaï.

‚Ja, dort wollen wir das Kreuz des Heiles aufpflanzen,' sagte ich, ‚das Kreuz verhilft dem Menschen zur Bildung, das Kreuz gibt ihm die sicherste, die werthvollste Freiheit.'

‚Wir landen an der Insel ohne Namen!' schrie die ganze Menge.

‚Sie muß einen Namen erhalten', sagte Adonaï, ‚sie muß getauft werden. Wir nennen sie die Heilig-Kreuz-Insel.'

Seitdem ist nun unsere Ansiedlung auf der Heilig-Kreuz-Insel vollendet. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, mit wie vielen Gunstbezeigungen der Herr unsere kleine Colonie überhäuft hat. Das erste, was Adonaï that, als er die neue Heimath betreten hatte, war, daß er zwei Bäume fällen ließ und daraus ein großes Kreuz verfertigte, welches an dem höchsten Punkte der Insel aufgerichtet wurde. Daneben ließ Adonaï eine Fahne aufpflanzen, halb weiß, halb himmelblau mit einer Krone von Sternen.

Wir fanden auf der Insel einige Hunderte Wilde, die zu dem mächtigen, in den an den See angrenzenden Ländern zerstreut umherwohnenden Stamme der Galiber gehörten. Diese Leute haben durch ihre kupferfarbige Haut, in ihrem Wuchse und ihren Sitten viele Aehnlichkeit mit den Eingebornen von Brasilien. Da sie jedoch weniger mit Europäern in Berührung kamen, als die übrigen Stämme Süd-Amerika's, so haben sie ihren eigenthümlichen Charakter mehr bewahrt, als jene. So ist der Diebstahl etwas bei ihnen ganz Unerhörtes, und man würde an ihren Wohnungen und Hütten, in denen oft zwanzig bis dreißig Familien bei einander wohnen, vergeblich einen Verschluß suchen, der dem Fremden den Eintritt wehrt.

Ein hervorstechender Zug des Charakters dieser armen Geschöpfe ist ihre große Gutmüthigkeit. Aber das Herz muß jedem gefühlvollen Menschen bluten, wenn man sieht, in welcher Finsterniß sie dahinleben.

O, gütigste Wohlthäterin, man müßte Ihren Eifer, Ihre Beredsamkeit, Ihre Geduld haben, wollte man dieses Volk dem Schatten des Todes, in dem es seufzt, entreißen!

Ich habe trotz meiner eigenen Unwissenheit trotz meiner Ungeschicklichkeit schon einige Bekehrungen zu Stande gebracht, aber wenn Sie hier wären, könnte man die Neubekehrten nach Tausenden zählen.

Doch Sie wirken überall, wo Sie auch sein mögen, mit großem Segen; wie die Engel, wohin sie auch immer ihren Fuß setzen, überall eine schöne Blume aus der Erde hervorlocken, so wissen auch Sie aus jedem Herzen die Blüthen der Tugenden hervorzulocken.

Wenn Sie bewirken könnten, daß einige Missionäre und einige Ordensschwestern, welche die Unwissenden belehren und zugleich die Armen trösten, hierher geschickt würden, so würden Sie unserer Colonie den größten Dienst erweisen, den je ein Mensch uns erweisen kann.

O, so erheben Sie denn Ihre Stimme für uns; ich versichere Sie dagegen, daß es hier an Gebet für Sie nicht fehlt, und ich hoffe, daß der Vergelter alles Guten, wenn unsere Bitten erhört sind, Ihrem Herzen seinen heiligen Frieden und Ihren Handlungen seinen Alles befruchtenden Beistand nicht versagen wird."

Juliana hatte diesen Brief mit großer Rührung gelesen. Tausend Gedanken bestürmten ihren Geist. Während der gauzen darauffolgenden Nacht konnte

sie kein Auge schließen. Ihr Geist vermochte nicht mehr, in dem engen Kreise zu verweilen, der jetzt um sie gezeichnet war, denn ihre glühende Liebe verlangte ein größeres Land, in dem sie ihre Wirksamkeit entfalten könnte, als das, welches sie jetzt bewohnte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Missionsreise. — Die Heilig-Kreuz Insel. — Scepter und Krone.

Es gibt Erdreich, in welchem der Same, den die Hand des Menschen hineingelegt hat, nicht aufgehen kann, weil ihm die befruchtenden Säfte, die ihm zum Wachsthume nothwendig sind, gänzlich mangeln; es gibt auch anderes, in dem das Samenkorn bald herrlich emporsproßt.

Einem solchen fruchtbaren Lande war Juliana's Seele ähnlich. War einmal ein erhabener, vom Himmel ausgegangener Gedanke in derselben erwacht oder angeregt, so mußte er emporwachsen, herrliche Blüthen und kostbare Früchte bringen.

Jany's Brief beschäftigte die Schloßherrin von Landais unausgesetzt. Aber gerade die Schloßherrin mußte, wollte sie der Stimme, die mächtig in ihrem Innern sprach, Folge leisten, große und schmerzliche Opfer bringen. Doch für Charaktere, wie der Juliana's war, liegt in den größten Opfern der größte Reiz. Was den gewöhnlichen Menschen abgeschreckt hätte, das zog sie an.

Wir haben schon oben gehört, daß die Schilderungen Jany's ihr während der Nacht allen Schlaf raubten. Früh am folgenden Morgen eilte sie hinab in den Garten, während im Schlosse noch Alles in tiefem Schlafe lag. — Noch nie war ihr der Garten so schön vorgekommen, noch nie hatten die Wiesen einen so schönen Rasen unter ihren Füßen ausgebreitet, noch nie hatten die Springbrunnen so schön in den Strahlen der Frühsonne geglänzt, noch nie hatten die Blumen die Lüfte mit so angenehmen Wohlgerüchen erfüllt, als heute. Während Juliana unter all diesen Schönheiten, die sie mit unauflöslichen Banden an ihren jetzigen Wohnort hätten fesseln können, umherwandelte, hörte sie, wie es im Schlosse allmählig lebendig wurde. Die Dienstleute begaben sich an ihre Arbeit. Von dem Thürmchen auf dem Giebel des Daches schallten munter die Töne des Glöckchens herab, welches die Schloßbewohner zum gemeinschaftlichen Morgengebete rief.

Wenn die einsame Spaziergängerin sich in dem großen Parke umsah, so konnte sie sagen:

„Das Alles ist mein!" Wenn sie die Glocke hörte, die ihre Zöglinge mit den Lehrerinnen im Glauben um den Fuß des Altares versammelte, wenn sie an die Ordnung und Thätigkeit dachte, die jetzt in allen Theilen des großen Gutes herrschte, wenn sie das Glück und die Zufriedenheit sah, die von jedem Antlitze strahlte, so konnte sie sich wohl sagen:

„Das Alles ist mein Werk!". — Doch nein, so dachte, so sprach Juliana nicht. Immer wiederholte sie sich:

„Das ist das Werk Gottes! Seine Hand hat

diese heilige Stille, diesen heiligen Frieden geschaffen. Seine Stimme ruft mich jetzt an einen andern Ort, und — die Magd Gottes wird gehorchen."

Mit raschen Schritten eilte sie nun in die Kapelle und die ersten Worte, die ihr Herz dachte und ihr Mund Angesichts des Altares, auf dem im heiligsten Sakramente der Heiland thronte, aussprach, waren:

„Herr, Dein Wille geschehe, ich folge Deinem Rufe!"

Juliana war ein starkes, ein heldenmüthiges Weib. Hatte sie einmal ein Versprechen abgelegt, so konnte Nichts in der Welt sie von der Erfüllung desselben abhalten, als der Tod. Keinem Menschen theilte sie mit, was in ihrem Herzen vorging, sondern in tiefster Einsamkeit dachte sie während des ganzen Tages über das schwierige Werk nach, das sie unternehmen sollte. Denn während sie im Begriffe stand, ihre Wirksamkeit in fernen Ländern zu entfalten, wollte sie das Gute, das sie in der Heimath gestiftet, nicht zu Grunde gehen lassen.

Die Religion, weit entfernt, von uns Gleichgültigkeit gegen unser Vaterland oder unsern Geburtsort zu verlangen, erhebt und adelt im Gegentheile unsere Anhänglichkeit an die Heimath, wie sie überhaupt jede Neigung unseres Herzens veredelt.

Nach vielem Nachdenken reifte in Juliana der Entschluß, sobald als möglich nach Paris zu reisen und dem Groß-Almosenier die Angelegenheit vorzutragen, damit sie durch dessen Vermittelung Zutritt zum Könige erlange. Sie wollte dem Könige selbst den Brief, den sie aus einer seiner Colonien erhalten hatte, vorlegen und sich von ihm Unterstützungen für

die Mission auf der Heilig-Kreuz Insel erbitten. Mit dieser wollte sie dann sofort nach jener Insel abreisen.

Eine Lehrerin ihrer Anstalt, die alle Vorzüge in sich vereinigte, da sie sich ebenso sehr durch Kenntnisse als durch einen glühenden Eifer auszeichnete und in ihrem Herzen eine brennende Liebe sowohl zu Gott, als der ihr anvertrauten Jugend trug, ward ausersehen, die Leitung der Schulen und des Noviziates auf Landais zu übernehmen. Weiter sollten keine Veränderungen auf dem Schlosse stattfinden. Die Knabenschulen im Dorfe sollten wie bisher unter der Leitung des Vikars bleiben, zu dessen Unterstützung sie sich längst zwei Schulbrüder von dem Generale dieses Ordens erbeten und erlangt hatte.

Alle diese Anordnungen hatte sie mit ihrer gewohnten Heiterkeit getroffen. Doch ein Gedanke verursachte ihr trotz ihrer Begeisterung für das Unternehmen großes Herzeleid und trieb ihr die Thränen in die Augen. Es war der Gedanke, daß sie, wenn sie vielleicht nach einigen Jahren zurückkomme, wohl schwerlich ihre theuern Eltern und den guten alten Pfarrer mehr unter den Lebenden finden werde.

Zwei Wochen verflossen unter eifrigem Briefwechsel zwischen Landais und Paris. Alle Vorbereitungen waren getroffen, alle Angelegenheiten geordnet, ohne daß noch Jemand im Schlosse eine Ahnung von dem Vorhaben der allgemeinen Wohlthäterin gehabt hätte. Aber endlich mußte doch die Mutter von ihren Kindern Abschied nehmen, und dieser Abschied war eine harte Prüfung für Juliana. Ihr Herz war zerrissen, als sie ihren Zöglingen eines Abends eröffnete, daß sie dieselben bald verlassen werde, aber über ihre

Lippen kam keine Klage. Zwar hörte man im Saale Nichts als Schluchzen und Weinen, aber diese Klagen entströmten nur der Brust derer, die als Waisen zurückbleiben sollten.

Juliana fürchtete, nicht Herrin ihrer Gefühle bleiben zu können, wenn sie die Kinder vor ihrer Abreise noch einmal sähe, und sie wollte vor den Jungfrauen, die sie Starkmuth gelehrt hatte, nicht schwach scheinen. Sie verbrachte deßhalb die letzte Nacht in Gesellschaft ihrer Eltern, des Pfarrers und des Bruder Anselm, ging gegen Morgen noch einmal in die Kapelle und stieg, noch bevor die Sonne am Himmel erschien, in ihren Wagen. Neben ihr nahm Bruder Anselm Platz, der sie nie mehr verlassen wollte. Auch Joachimo und Peppitta machten die Reise mit, da sie sich entschlossen hatten, ihre Herrin zu begleiten, und ginge sie bis zu den Enden der Erde.

Der König, die Prinzen und Prinzessinnen hörten der beredten Schilderung Juliana's mit Wohlwollen zu. Die günstige Aufnahme, die sie am Hofe fand, verschaffte ihr auch leicht Zutritt zu den Ministern, und es war wirklich erstaunlich, wie bereitwillig alle Großen des Reiches sich zeigten, Juliana Garnier Gehör zu schenken.

Ein frommer Prälat, der in unermüdlicher Nächstenliebe und in brennendem Eifer für das Heil der Seelen weder Gesundheit noch Leben schonte, wenn es galt, etwas Gutes zu thun, der hochwürdigste Herr von Forbin-Janson, Bischof von Nancy, ging nicht nur vollständig auf alle ihre Pläne und Absichten ein, sondern erweiterte dieselben noch.

„Einige Ordensschwestern und ich", sagte er,

„vertrauen Ihnen, der Mutter aller Armen, eine Anzahl Kinder an, die schon bei ihrer Geburt verurtheilt werden, ihre natürlichen Mütter nie kennen zu lernen. Wir übergeben Ihnen dieselben, damit Sie ihre geistige Mutter werden.

Wenn diese unglücklichen Kinder das Asyl verlassen, das sie am ersten Tage ihres Lebens liebevoll aufgenommen hat, so finden sie oft Niemanden, der sich ihrer für die Zukunft annimmt, als Menschen, die selbst nicht mehr an Gott glauben. Und so haben die armen, im Laster erzeugten Kleinen Niemanden, der sie die Tugend kennen und lieben lehrt. Nehmen Sie einige dieser Unglücklichen mit auf Ihre Inseln, legen Sie in den Schulen, die Sie dort errichten wollen, den Keim des Guten in ihre jungen, empfänglichen Herzen und geben Sie ihnen, wenn sie stark genug sind, ein Stück Land, das sie bebauen können. So, glaube ich, können wir am besten für ihr ewiges und zeitliches Wohl sorgen."

Der Marineminister war höchlich erfreut, daß sein Wunsch, den er vor etwa anderthalb Jahren Juliana gegenüber ausgesprochen hatte, sobald in Erfüllung ging. Er stellte ihr Alles zur Verfügung, was ihre Reise beschleunigen und erleichtern konnte.

Während nun in Paris die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, eilte Juliana nach England, um noch einmal am Grabe ihrer Wohlthäterin in Walbury-Castle zu beten. Die verrosteten Angeln des Familienbegräbnisses hatten sich in der letzten Zeit noch einmal drehen müssen, um die Gebeine von Amaliens Oheim, des kürzlich verstorbenen Sir Thomas Sydenham in die Gruft hinabzulassen.

Als auch diese Pflicht der Freundschaft und Dankbarkeit erfüllt war, kam Juliana nach Frankreich zurück, verweilte aber nur so lange in Paris, als nothwendig war, um die Schwestern und Priester zu versammeln, welche die Gefahren und den Ruhm dieser Missionsreise mit ihr theilen wollten.

Auf ihrer Reise nach Nantes, wo sie sich einschiffen sollten, ward die muthige Schaar, an deren Spitze eine heldenmüthige Jungfrau stand, überall mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen. Adelige und Bürgerliche wetteiferten um die Ehre, Juliana eine Nacht in ihr Haus aufzunehmen. Ihre Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit fesselte Alle. Ihr Gewissen war so unbefleckt, ihre Seele so heiter, daß die Reinheit und Heiterkeit ihres Herzens sich in ihren schönen und regelmäßigen Zügen abspiegelten. Wenn man ihr zuhörte, so mußte man sie bewundern; wer sie ansah, wurde entzückt; wer ihr nahen konnte, der liebte sie . . . Wie war sie, das Kind eines armen Pächters auf eine solche Höhe gestiegen? Man konnte dies aus ihrem eignen Munde hören, wenn sie ohne Prahlerei, ohne falsche Bescheidenheit ihre Schicksale erzählte.

Nichts bot einen rührendern Anblick, als die Abfahrt dieses friedlichen Kriegsheeres. Sie zogen aus auf Eroberung und wer kämpfte in ihren Reihen? — Kinder, Frauen, greise Priester, ihr Banner war das Banner des Kreuzes. Doch sie hielten sich für stark genug, denn sie wollten Seelen erobern. — Während sie in kleinern Abtheilungen zu dem Schiffe gefahren wurden, betete manches fromme Herz am Ufer:

„Wache, heiliger Engel, dem der Herr die Macht

über das Meer verliehen hat, wache über dieses Schiff, das den Glauben in ferne Länder bringen soll. Wache über dieses Schiff, der Du im Namen Gottes Fluthen und Stürme besänftigst, der Du auf Deinen Schwingen die heilige Jungfrau trägst, die durch ein Lächeln ihres holdseligsten Antlitzes das wüthende Meer stillt, wache, wache! Halte fern dieses Schiff von Klippen und dem gähnenden Abgrunde!"

Endlich waren alle Passagiere an Bord. Noch einmal streckten sie den am Ufer Stehenden die Hände zum Abschied entgegen, noch einmal riefen sie dem theuern Vaterlande, das sie vielleicht nimmer wiedersehen sollten, Lebewohl zu. Der Gedanke, vielleicht für immer von der Heimath zu scheiden, machte Viele von ihnen traurig, aber glücklicher Weise waren drei Töchter des Himmels mitten unter ihnen, die sie trösteten und ermuthigten; es waren dies die drei Schwestern:

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Die Anker werden gelichtet, die Segel gespannt. Die Matrosen entblößen ihr Haupt, Priester, Frauen und Kinder sinken auf die Kniee, und der Lobgesang:

„Sei gegrüßt, Meeresstern", schallte über die Wasser hin.

Man muß staunen, wenn man sieht, wie gleichgültig die Menschen oft große und gefährliche Seereisen antreten, ohne daß die Fahrt durch einen religiösen Akt ihre Weihe erhält. Trauer umflort das Herz, wenn man sieht, wie das Geschöpf trotz des ergreifenden Anblickes, den das Meer darbietet, seinen Schöpfer vergißt. Diesmal jedoch konnte jedes christliche Gemüth sich erfreuen, da eine Schaar gottgeweihter Per-

sonen im Namen und unter dem Banner Christi ihre Reise antrat.

Ein günstiger Wind schwellte die Segel und bald verschwand das Schiff, das zufällig den Namen „Die Vorsehung" trug, am Horizont. Nicht der geringste Unfall traf unsere Reisenden, und die Fahrt war so glücklich, daß sie in weniger Zeit, als man gewöhnlich unter den günstigsten Umständen für die Reise braucht, am Orte ihrer Bestimmung anlangten. Als von der Höhe des Hauptmastes der Ruf: „Land! Land!" erscholl, da eilten Alle, Männer, Frauen, Kinder auf das Verdeck und wandten kein Auge mehr von der Gegend, die ihnen ein Matrose bezeichnete.

Ueber den grünen Meereswogen erhob sich in der Ferne eine Reihe schwarzer Felsen; es war die Teufelsküste, und bald, bald sollten die Missionaire und Missionairinnen ihr Ziel erreichen! Wie schlugen ihre Herzen vor Freude, besonders das Juliana's.

Auf der friedlichen und glücklichen Insel sollte sie die Frau wiedersehen, die sie einst im Walde von Glemnore und später wieder in dem elenden Kämmerchen in Southwark getröstet hatte. Damals war sie Zeugin ihrer Entschlossenheit und ihrer Ergebung gewesen; jetzt sah sie dieselbe ohne Zweifel glücklich, umgeben von Glücklichen, die ihre Umwandlung Jany verdankten, welche sich bemühte, die Grundsätze der Moral und die Lehren des Glaubens überallhin zu verbreiten. — Doch Gott hatte den Ankömmlingen noch eine Prüfung aufbehalten.

Als „Die Vorsehung" den Fluß hinauf gefahren war, der den Mapa-See mit dem Ocean verbindet, als sie schon an vielen blühenden Inseln des See's

vorbeigesegelt war, als man über den Gipfeln der Bäume das Kreuz erblickte, das Adonaï auf dem höchsten Hügel errichtet hatte, und neben dem Kreuze die Fahne von blauem und weißem Stoffe und besäet mit goldnen Sternen sah, da erhob sich ein Freudengeschrei von dem Schiffe, das weithin durch die Lüfte schallte und den Insulanern die Ankunft der von Jany erbetenen Hülfe melden sollte. Auf diesen Ruf erwarteten die Reisenden eine Antwort. Aber nein, Alles blieb stumm und schweigsam. Keine Stimme ließ sich auf der Insel hören, kein lebendes Wesen wurde am Ufer sichtbar.

Das Schiff wurde vor Anker gelegt, die Passagiere stiegen an's Land. Doch welch' ein Schauspiel bot sich hier ihren Blicken dar! Um die von den Ansiedlern aufgeführten Gebäude, auf den Steinen und Mauern der kleinen, noch nicht vollendeten Stadt lagen Hunderte von Kranken, die nach Hülfe seufzten.

Juliana, ihre Begleiter und Begleiterinnen zögerten keinen Augenblick. Die Liebe hatte sie an Bord des Schiffes geführt, die Liebe beflügelte ihre Schritte, ihren von einer harten Geißel getroffenen Brüdern und Schwestern zu Hülfe zu eilen.

„Seht", rief Juliana, „Gott führt uns zur rechten Zeit hierher. Ja, seine Hand hat uns mit Allem reichlich versehen, was uns hier von Nutzen sein kann. Mit seiner Hülfe werden wir die Sichel des Todes von diesen Kranken und Leidenden abwenden."

Sie beauftragte den Arzt, der auf Befehl der Regierung die Expedition begleitete und sich in Cayenne niederlassen sollte, Alles vom Schiffe herbeizuschaffen, was zur Erleichterung der Kranken dienlich sei.

„Ihr aber, meine Schwestern“, fuhr sie in ihren Anordnungen fort, „und Ihr, unerschrockene Missionaire, Ihr Diener Gottes, knieet Euch mit mir nieder, unser erstes Gebet auf dieser Insel sei: „Habe Erbarmen, Herr, habe Erbarmen mit Deinem Volke!“ Denn diese Leidenden gehören zum Volke Gottes und wir sind ja nur gekommen, um unter ihnen zu wohnen und in diesen unbekannten Länderstrichen das Reich Gottes auszubreiten.“

Nach diesen Worten und einem kurzen Gebete eilte Juliana zu den Kranken, alle Uebrigen folgten ihr, und bald sahen die Engel des Himmels diesen Engeln der Erde bei ihrem Liebeswerke zu.

Die liebevolle Pflege, die Bemühungen des Arztes und der Eifer der Missionaire thaten den Verheerungen der Seuche bald Einhalt. Unter den wenigen Frauen, welche die Krankheit verschont hatte, war auch Jany. Mit unermüdlichem Eifer pflegte sie die kranken Leiber Derjenigen, deren Seelen sie längst die Gesundheit gegeben hatte, indem sie dieselben zur Erkenntniß ihrer Fehler und zu aufrichtiger Reue geführt hatte. Doch drohten auch ihre Kräfte den schweren Anstrengungen zu unterliegen, als Juliana wie ein rettender Engel ihr zu Hülfe kam. Weinend vor Freude sank Jany ihrer Wohlthäterin zu Füßen, streckte ihr beide Arme entgegen und rief aus:

„Juliana! Juliana! Die Hand Gottes führt Sie her, um uns Alle vom Tode zu retten!“

Diese Worte schienen in prophetischem Geiste gesprochen zu sein, denn vierzehn Tage später begann wieder ein reges Leben auf der Insel. Die meisten Kranken waren wieder so weit hergestellt, daß sie ihren

Beschäftigungen wieder nachgehen konnten. Genau vierzehn Tage später, als die Neuangekommenen das ergreifende Gebet: „Habe Erbarmen, Herr, habe Erbarmen mit Deinem Volke!" gesprochen hatten, sehen wir alle Bewohner der Insel, die Geretteten mit ihren Rettern um das Kreuz auf dem Hügel knieen und gemeinschaftlich den feierlichen Lobgesang: Te Deum laudamus, singen.

Seit diesem Tage, der den Ansiedlern auf der Heilig-Kreuz Insel nie aus dem Gedächtnisse schwinden wird, wuchs Juliana's Ansehen und ihr wohlthätiger Einfluß auf alle Gemüther immer mehr. Sobald ihre Hände nicht mehr beschäftigt waren, die Kranken zu pflegen, legte sie den Grundstein zu einer Kapelle, die „unserer lieben Frau von der Hülfe" gewidmet wurde. Sobald sie ihr Hospital geschlossen hatte, eröffnete sie ihre Schulen. Als Colonisten und Eingeborne ihre Kräfte wieder erlangt hatten, ließ sie Wohnungen und Werkstätten errichten.

Während sie sich so mit der Einrichtung der Insel beschäftigte, machten die Missionaire, die sie hierher begleitet hatten, häufig Ausflüge auf die benachbarten Inseln und auf das Festland, wobei sie sich der zahlreichen, theils nach europäischem Muster erbauten, theils aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Kähne bedienten. Sie zogen aus, Menschen zu fischen, wie der Heiland selbst sagte, und oft brachten sie ganze Familien der Galiber mit auf die Insel zurück.

Bevor das erste Jahr zu Ende ging, konnte man in den Schulen die kleinen Wilden sich mit den Kindern, die der Bischof von Nancy Juliana mitge-

geben hatte, niederknieen und andächtig das „Vater unser" und das „Gegrüßet seiest Du, Maria" beten sehen.

Als Adonaï auf Jany's Bitten das große Kreuz errichtet hatte, gab er sich Beschäftigungen hin, die seinem Charakter mehr zusagten, als die Bebauung des Bodens. Mit Hülfe einiger seiner ehemaligen Unterthanen, die ihn noch jetzt immer als ihren Waïdda verehrten, erbaute er auf beiden Seiten des kleinen Hafens einige Befestigungswerke, um jeden Angriff auf die Insel leicht abschlagen zu können. Diese Forts bestehen noch jetzt und noch immer sind die Mündungen der Kanonen, die Adonaï von dem durch Meuterei eroberten Schiffe „Die Gerechtigkeit" genommen hatte, auf den See gerichtet.

Nachdem auch diese kriegerischen Rüstungen beendet waren, ergriff ihn Langeweile. Um sich nun Unterhaltung zu verschaffen, ging er oft auf das Festland und jagte dort Wochen lang in den dichten Urwäldern. Nach den Gebräuchen der Völker, auf deren Gebieten er jagte, fragte er Nichts, und so verfolgte er eines Tages einen Hirsch in einen Wald, der dem Stamme als Begräbnißplatz ihrer Väter heilig war. Diese Schändung ihres Heiligthums konnte von den Wilden nicht ungerächt bleiben. An derselben Stelle, wo er sein Jagdmesser in die Flanken des edlen Thieres stieß, um es auszuweiden, traf ihn ein Schlag mit dem Tomahawk, der ihn seiner Kopfhaut *) und zugleich seines Lebens beraubte.

*) Die Indianer ziehen jedem erschlagenen Feinde die Kopfhaut ab, die sie als Siegestrophäe aufbewahren und gewöhnlich am Gürtel tragen.

So war Jany Wittwe geworden und konnte sich nun ganz der Ausübung guter Werke hingeben. Häufig sagte Bruder Anselm, wenn er Jany mit Juliana aus der Kapelle in die Schulen, von den Kranken in die Werkstätten, von den Kindern zu den Greisen gehen sah:

„Seht dort zwei Engel, die auf den Wegen Gottes wandeln und einem Jeden je nach Bedürfniß Trost und Hülfe bringen."

Man kann nicht in der Nähe der vollendeten Tugend leben, ohne davon ergriffen und selbst besser zu werden. Diese Wahrheit hatten Joachimo und Peppitta längst empfunden. Beide zeichneten sich unter den Colonisten durch ihr liebevolles Wesen und ihre Ergebenheit gegen ihre Herrin günstig aus. Ihre unermüdliche Thätigkeit brachte sie häufig in Berührung mit den Wilden. Bald lernten sie die Sprache derselben und ergossen sich nun in Lobeserhebungen über Juliana, die sie in ihrer Begeisterung öfter „die Königin der Insel" nannten.

Diese Worte waren ohne Absicht und so zu sagen in den Wind gesprochen worden. Aber wir wissen, daß der Wind häufig ein Samenkörnchen aufhebt, es weit forträgt und auf weichen Boden fallen läßt. Hier treibt es Wurzeln und sproßt bald zu einer Pflanze auf.

Aehnlich erging es den von Joachimo und Peppitta absichtslos gesprochenen Worten. Zwei Jahre nach Juliana's Ankunft versammelten sich eines Tages die Colonisten und Eingebornen, sowie mehrere Stämme vom Festlande, die mit den Insulanern in enger Beziehung standen, begrüßten Juliana als ihre Königin

und boten ihr Krone und Scepter an. Sie waren so durchdrungen von Dankbarkeit gegen Juliana und fühlten so sehr das Bedürfniß, unter ihrem Schutze zu stehen und ihre Vorsorge für sich zu erhalten, daß sie kein anderes Mittel wußten, sie für immer an ihre Insel zu fesseln, als ihr die Königswürde anzutragen, weshalb sie sich auch erboten, ihr sogleich den Eid der Treue zu schwören.

Aber Juliana's aufrichtige Bescheidenheit und Demuth verboten ihr, dieses prunklose Diadem und dieses leichte Scepter anzunehmen. Am Fuße des Kreuzes sprach sie folgende Worte zu den versammelten Schaaren:

„Ich bin nicht geboren zu solchen Ehren. Wenn das Diadem meine Stirn, das Scepter meine Hand zierte, so könnte ich Euch nur geringen Schutz versprechen. Laßt mich also bleiben, was ich bin; ich werde Euch nicht verlassen, keine Macht der Erde soll mich von Euch trennen. Jetzt ahne ich Euere Wünsche, ich kenne Euere Bedürfnisse, ich höre Euere Klagen, und, glaubt es mir, für Euer Glück ist es besser, daß ich die Stimme des Volkes, als die der Schmeichler höre. Diese kleine Insel würde jedenfalls ein armes, unbedeutendes Königreich, aber ich versichere Euch, wenn ich mich morgen auf einen Thron setzte, übermorgen schon würde ein Haufe Schmeichler diesen Thron, wie elend er auch wäre, umringen. Unausgesetzte Lobsprüche könnten mich betäuben, könnten meinen Verstand verblenden, und dann könnte ich Euch ja nicht mehr rathen, nicht mehr helfen, könnte Euch nicht mehr führen

und leiten, wie ich dies während zweier Jahre gethan habe.

Freunde, Kinder, laßt mich daher bleiben, was ich bin, was ich sein will und muß sowohl für mich als für Euch, laßt mich bleiben eine Dienerin Gottes.

Inhalt.

Die IV. Reihenfolge enthält:

1. Zar Joan Wassiljewitsch. — 2. Vagabonden-Leben. — 3. Ewald Moor, der Schiffsjunge. — 4. Aus Oncle Nabor's Tagebuch. — 5. Der Sclavenhändler von Benguela. — 6. Durch die nubische Wüste. — 7. Die Elenden. — 8. Die Perlenfischer im rothen Meere. — 9. Ein untergegangenes Grafengeschlecht. — 10. Eine unverhoffte Erbschaft. — 11. Die Geisterburg. — 12. Aus dem Lande der Kabylen.

Die V. Reihenfolge enthält:

1. König Amalrich von Jerusalem. — 2. Dora, die Helferin, der Engel von Ellritz. — 3. Engelbert der Heilige. — 4. Glückswechsel. — 5. Das versunkene Schloß. — 6. Sühne des Verbrechers. — 7. Die beiden Handwerksburschen. — 8. Die Goldgräber. — 9. Eine lange Buße für eine schnelle That. — 10. Paul Knacker oder die Folgen einer schlechten Erziehung. — 11. Von Stufe zu Stufe. — 12. Die Wildschützen.

Der literar. Handweiser sagt hierüber: „In diesen Erzählungen wird der Leser allerdings in die entferntesten Länder und in die verschiedenartigsten Verhältnisse versetzt; allein Herchenbach weiß so natürlich und lebendig zu schildern und die Erzählungen athmen alle eine so wohlthuende Frische, daß man das Künstliche darüber vergißt. Ich habe mich vielfältig überzeugt, wie gern die Jugend H.'s Schriften liest. Dabei muß man es rühmend anerkennen, wie sehr Alles vermieden ist, was das sittliche und religiöse Gefühl verletzen könnte. Ich habe jedesmal eine aufrichtige Freude, wenn ich neue Erzählungen von Herchenbach zur Hand bekomme."

Handweiser. Nr. 76.

Sämmtliche Erzählungsschriften des Verfassers der Beatushöhle.

Wohlfeile Ausgabe

in 16 Bden., jeder mit 2 Stahlst. à 36 kr. od. $11\frac{1}{4}$ sgr.

Inhalt:

1. Die Beatushöhle. 2. Bilder aus dem Leben. 3. Scenen und Gespräche. 4. Das Thal von Almeria. 5. Die irländische Hütte. 6. Blumenspende. 7. Sagen und Parabeln. 8. Der Einsiedler am Carmel. 9. Erzählungen und Mährchen. 10. Der Köhler aus Valencia. 11. Die Klausnerin am Karrenberge. 12. Die Negerin in Guayana. 13. Heinrich von Dinkelsbühl. 14. Geschichte von den Spielern. 15. Otto von Regensberg. 16. Elsbeth vom Riedhof.

Jede Erzählung ist auch einzeln zu haben, sowie auch von den sämmtlichen Werken einzelne Bändchen zur Vervollständigung der Reihenfolge verabfolgt werden.

Neu ist erschienen und ist auch als Erzählungsschriften 17r Bd. zu haben: **Idda von Tokenburg.** Eine rührende Geschichte aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. Zur Erbauung, Beherzigung und Nachahmung in den Leiden und Drangsalen des Lebens. Dem frommen deutschen Volke und seiner reiferen Jugend neu erzählt. Mit Stahlst. 8. 36 kr. od. $11\frac{1}{4}$ sgr.

Juliana, oder: Die wunderbaren Führungen der Vorsehung eine Erzählung für die Jugend

Regensburg 1869